

*MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80043-6*

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
“Foundations of Western Civilization Preservation Project”

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SPRINGER, ROBERT

TITLE:

**ANNA AMALIA VON
WEIMAR**

PLACE:

BERLIN

DATE:

1875

Master Negative #

91-80043-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GC	Springer, Robert	1816-1885
SP8	Anna Amalia von Weimar	
u. ihre	poetische tafelrunde...	2v.
intl, D.	Ber. 1875...	

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm

REDUCTION RATIO: 9X

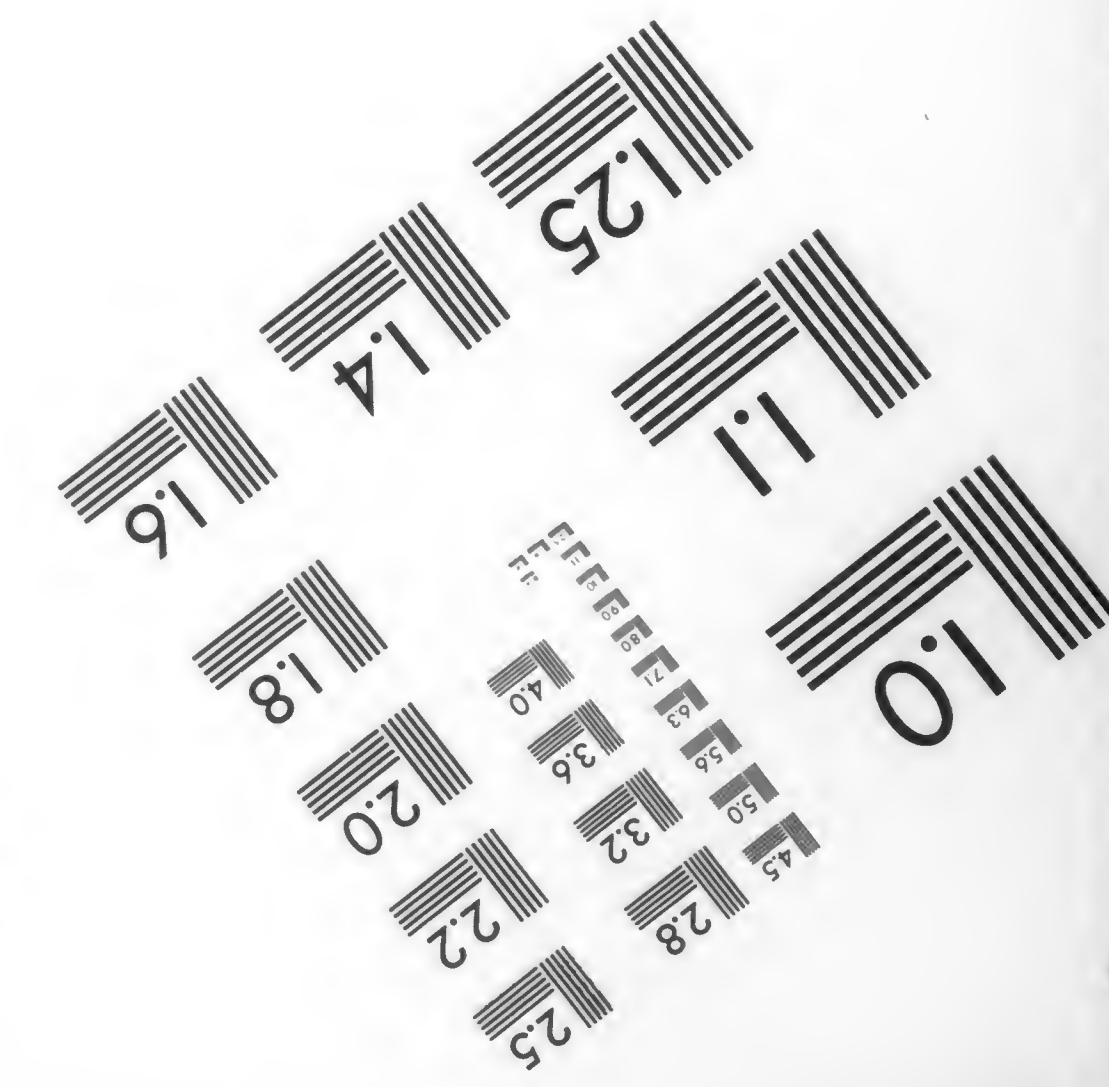
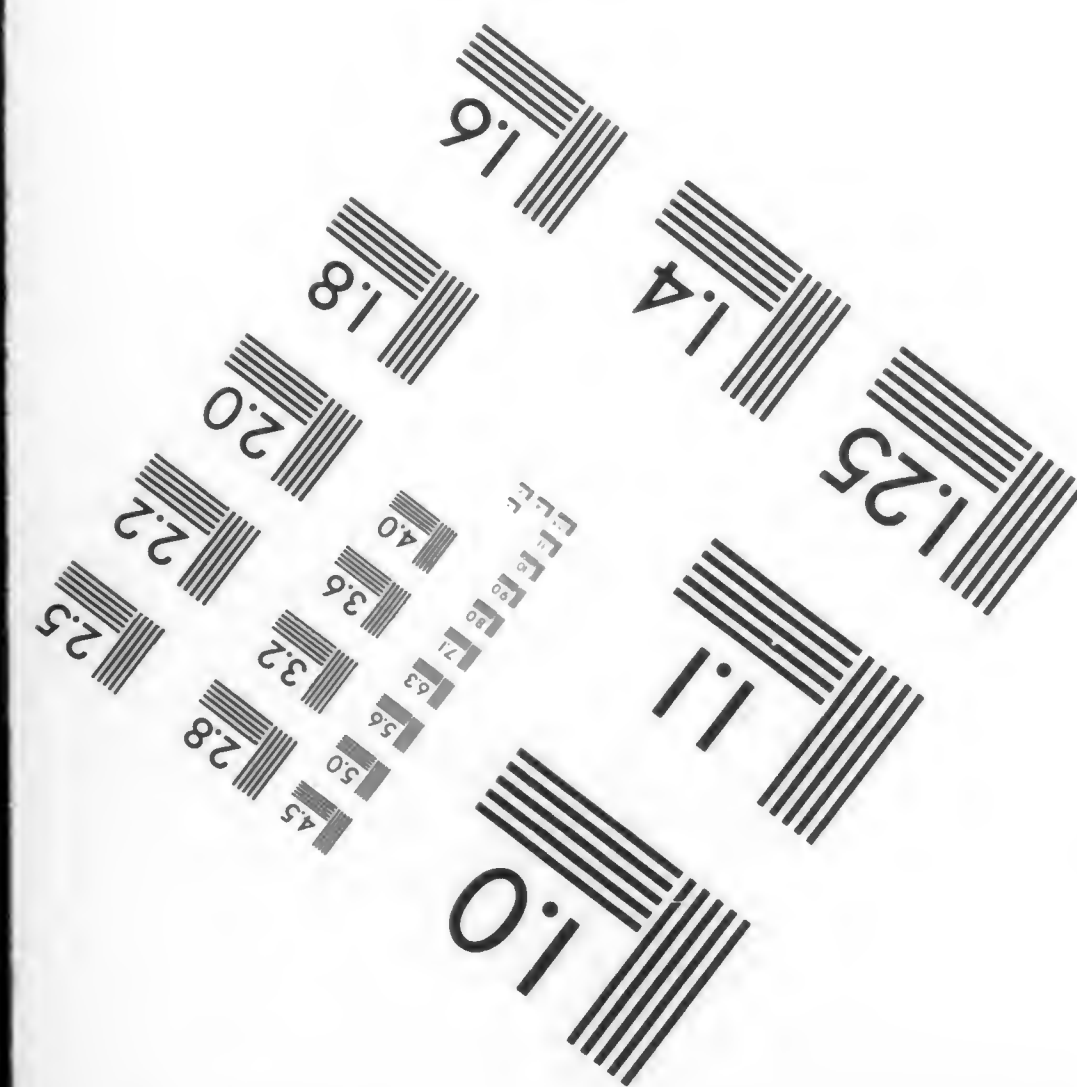
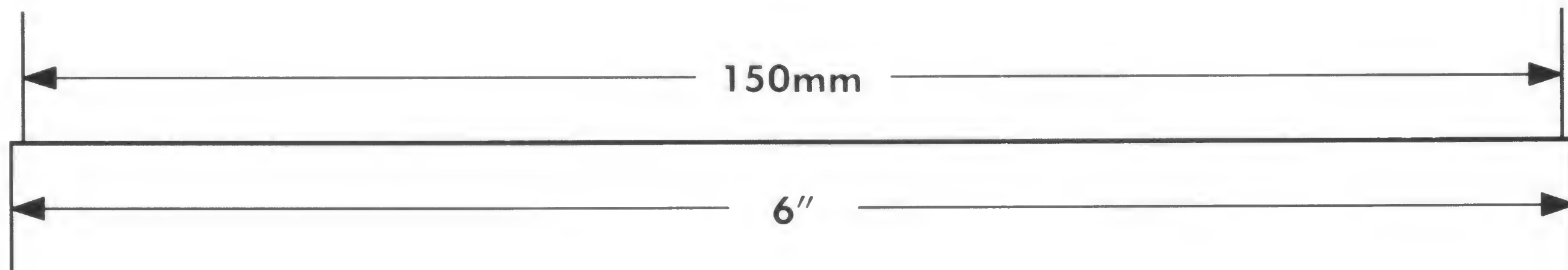
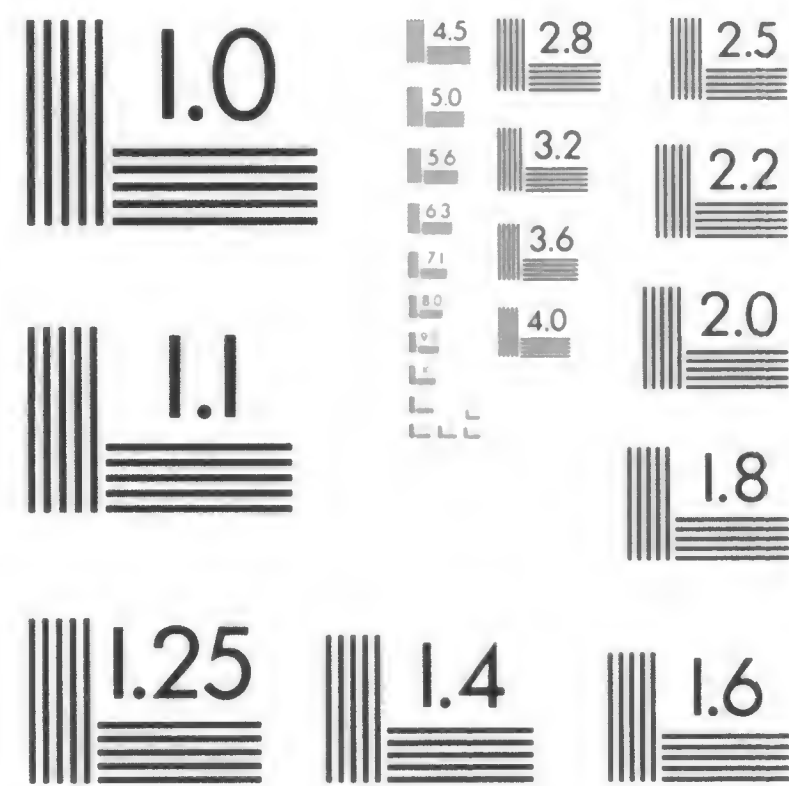
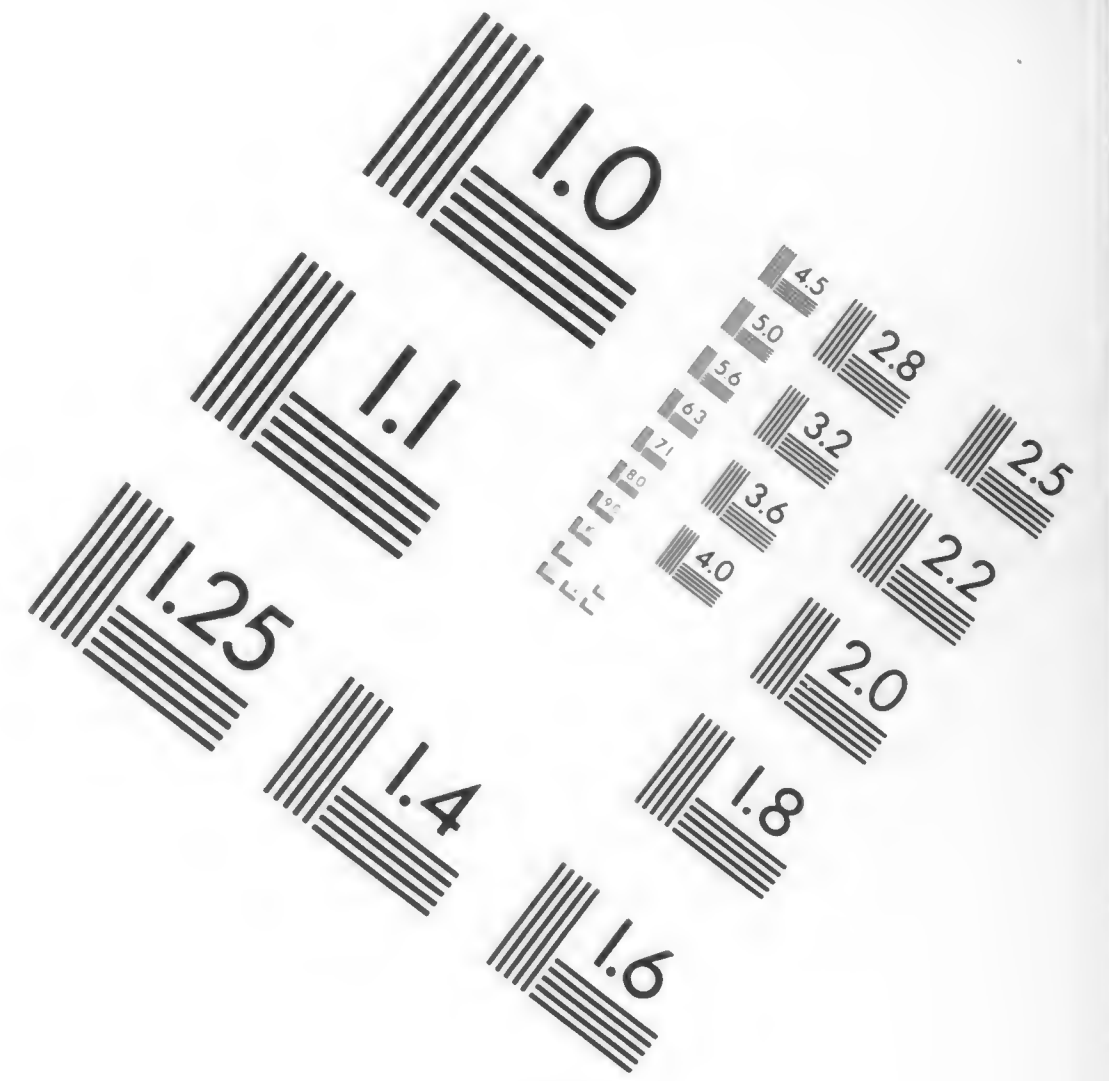
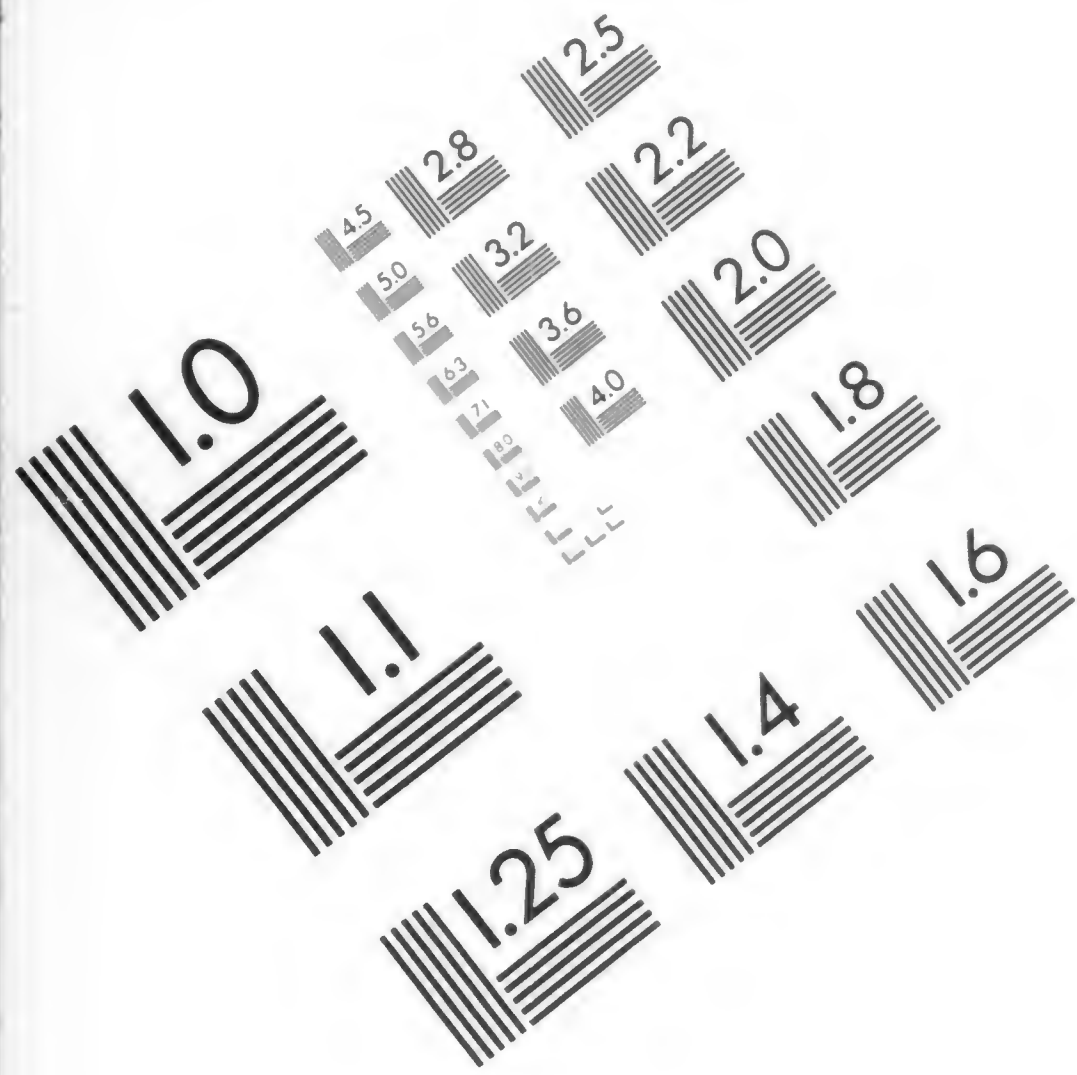
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB

DATE FILMED: 5-15-91

INITIALS G. G.

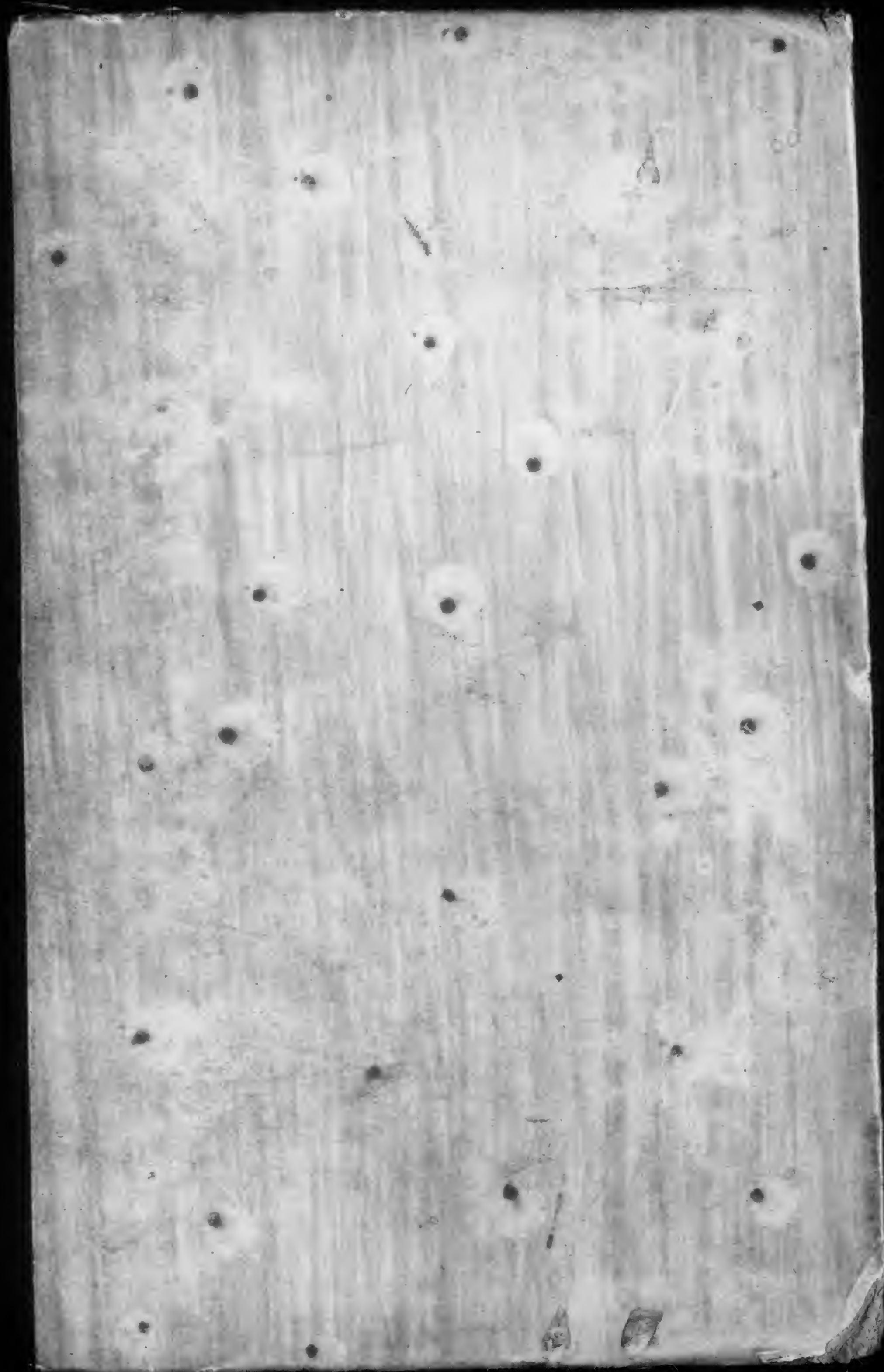
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



PHOTOGRAPHIC SCIENCES CORPORATION
770 BASKET ROAD
P.O. BOX 338
WEBSTER, NEW YORK 14580
(716) 265-1600

VOLUME 1



GUSTAV E. STECHERT
828 Broadway
NEW-YORK.

Class **GC** Book **Sp8**
Columbia College Library **1-2**
Madison Av. and 49th St. New York.

Beside the main topic this book also treats of

<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>	<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>

Anna Amalia von Weimar

und

ihre poetische Cafelrunde.

UNIVERSITÄT
LEIPZIG

Anna Amalia von Weimar

und

ihre poetische Tafelrunde.

Romantisches Zeitbild

von

Robert Springer.

Erster Band.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Vorwort.

Anna Amalia lebt im Gedächtniß der deutschen Nation als die Sonne und Seele von Weimar's glänzender Literatur-Epoche.

Nicht Karl August, dessen kräftige Natur mehr nach außen strebte, der in diplomatischen Arbeiten, in soldatischem Treiben oder in wilder Jagdli. st sein Genüge fand, — nicht er hätte jenen berühmten Musenhof zu sammeln und zu beleben vermocht.

Anna Amalien allein gebührt das Verdienst, eine Tafelrunde der ersten Geister des deutschen Landes, deren Ruhm weit in die Welt drang, um sich versammelt, angeregt und beseelt zu haben. Wieland, der Genosß ihres Herzens, pries diese Fürstin als seine wohlthätige Fee; nicht mit Unrecht wird sie Goethe's zweite Mutter genannt; Herder's geweihter

R. Springer, Anna Amalia. I.

1

97319

2 OCT 89 STECHERT 8/ PR 6M89

Name schwebte noch in ihrer Scheidestunde auf ihren Lippen.

Räthselhaft bleibt es, — und wiederholentlich haben unsere Literatur-Historiker ihr Befremden darüber ausgedrückt — daß das Leben dieser denkwürdigen Frau fast im Dunklen geblieben ist und nur stellenweise in den Biographien unserer großen Dichter anflingt. Die Beschreibung derselben, die sie selber als ein kurzes Fragment hinterließ, ist nirgends vollendet, sondern bloß durch Neußerungen in Mercks Briefen, durch Goethe's und des Kanzlers von Müller treffliche, aber doch nur kurze Gedächtnisreden und durch flüchtige Notizen von Wachsmuth, Sternberg und neuerdings von Beaulieu-Marconnay ergänzt worden.

Nirgends finden wir ein helles, ähnliches biographisches Bild von ihr und selbst die Romandichtung hatte sich bisher noch nicht zur Aufgabe gemacht, die hehre Gestalt dieser Fürstin, umgeben von ihren poetischen Paladinen, in den Vordergrund eines anmuthigen Bildes zu stellen.

Letzteren Zweck hat der Verfasser dieses Buches zu erreichen beabsichtigt.

Jene glorreiche Cultur- und Literatur-Epoche, von deren Erbtheile noch spätere Generationen als die unsrigen zehren werden, hat man neuerdings in leichter Form, als die wissenschaftliche ist, zu schildern gesucht: in literaturgeschichtlichen Skizzen für Damen, in Feuilleton-Essays oder Journal-Artikelchen; hin und wieder sah man auch einen oder den anderen der Koryphäen als Romanheld auftreten.

Der Verfasser, der sich auf diesem Gebiete früher nur in den Grenzen der cultur- und literaturgeschichtlichen Studien bewegte und dessen Beiträge für diesen Zweig der Literatur („Weimar's klassische Stätten“ und „die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau“) seitens der Kritik und des Publikums mit freundlichem Beifall aufgenommen worden sind, wurde durch alle jene Erscheinungen ermuthigt, für das vorliegende Werk ein romantisches Gewand zu wählen.

Bei der Reichhaltigkeit an Handlung — in der edelsten Bedeutung des Wortes — welche jene anziehende Zeit darbietet, bedurfte es selbstverständlich keiner Fiktionen, sondern nur einer romantischen Anordnung des Stoffes und der Lokalbezüge, um ein Werk zu schaffen, welches sich zwar auf culturhistorische

Studien stützt, aber in einer dem Roman verwandten Form ein Bild giebt, worin Anna Amalia zum ersten Male als seelenvolle Leiterin ihrer genialen Tafelrunde erscheint und zugleich das Treiben der großsinnigen Menschen, welche mit ihrem Dasein verknüpft waren, in treuer Charakteristik vorgestellt werden sollte.

Erstes Kapitel.

Weimar vor hundert Jahren. — Der Schloßbrand.

Es ist die Zeit vor gerade hundert Jahren, in welche wir unsere Leser bei der ersten Scene unseres romantischen Culturbildes zurückversetzen.

Wenn der Araber Chidher, der ewig junge, welcher allhundertjährige Reisen um die Erde unternimmt, um die Veränderungen in Städten und Ländern zu betrachten — wenn jener ewige Tourist vor hundert Jahren die bescheidene Stadt Weimar in Thüringen besuchte und heute wiederkehren wollte, so würde er natürlicher Weise gar bedeutende Veränderungen wahrnehmen, obschon keine der Art, um einen ewigen Juden oder Araber in Verwunderung zu setzen.

Der geneigte Leser kennt vermuthlich das heutige Weimar, denn es ist nicht nur die Stätte der Erinnerung an ein Augustisches Zeitalter, sondern hat auch einen verjüngten Ruhm und eine neue Bedeutung für die deutsche Cultur der Gegenwart erworben. Er

wird dort einmal ein Göthefest gefeiert oder einem Journalistentag beigewohnt oder die klassischen Stätten recognoscirt haben; vielleicht auch, gleich dem Baccalaureus im „Faust“, der Neuzeit den Vorzug vor der verstorbenen Größe gebend, reiste er dorthin, um Franz List eine Wagner'sche Oper dirigiren zu sehen, oder die von Kalkreuth geleitete berühmte Kunstschule kennen zu lernen.

Nun wohl! Von diesem Weimar von heutzutage müssen wir, um uns in jene frühere Zeit zurückzusetzen, uns Manches in anderer Gestalt und Vieles ganz weg denken; nicht nur jene riesige Kaserne, die man für eine moderne Zwingburg halten könnte, nicht nur den herrlichen Park, der aus der Glanzzeit des Weimarischen Musenhofes herrührt, das Residenzschloß mit seinem großen Vorhofe und zwei mächtigen Flügeln, nicht nur das stattliche Kuppelgebäude der Fürstengruft und den würdigen Prachtbau des neuen Museums, sondern noch vieles Andere.

Versehen wir uns, geneigte Leser und Leserinnen, demnach vermöge unserer Phantasie in das Jahr 1774, und vermöge derselben geistigen Kraft, ohne des wunderbaren Teppichs des Prinzen Hussain in Tausend und Einer Nacht zu bedürfen, auf den Thurm der alten Stadtkirche von Weimar, so daß wir die in Grün und zwischen anmuthigen Hügeln versteckte Prophetenstadt am kleinen Ilmflusse bequem überschauen können! Es ist Mittagszeit und im Monat Mai, und die Sonne beleuchtet grell die gleichlaufenden

Seiten der alterthümlichen steingrauen oder bunt getünchten Häuser, und die spitzen Dächer werfen nur kurze Schlagschatten auf die stillen Straßen.

Das Städtchen sieht bescheiden, alterthümlich aber nicht gerade malerisch aus. Die sechs- oder siebenhundert Häuser, woraus es besteht, werden noch in mittelalterlicher Weise vom Flusse, von Gräben und von der Stadtmauer, die mit mehreren runden Thürmen versehen ist, eingeschlossen. Vier Thore, streng bewacht und mit Fallgattern versehen: das Frauenthor, das Erfurter, das Gerber- und das Jakobsthor, — bilden die Eingänge in die äußeren und inneren Stadttheile. Der welsche Garten, in altfranzösischem Geschmack mit Beeten, Kanälen und Brücken, der Tummelplatz bei fröhlichen Bürgerversammlungen, nimmt im Süden der Stadt die Stelle des heutigen Parks ein. Ein thurmartiges hölzernes Gebäude mit einer hölzernen Wendeltreppe, an der Stelle, wo jetzt das große Rondel im Park, enthält eine Conditorei. Der welsche Garten wird durch einen Graben, Schützengraben genannt, von der inneren Stadt getrennt. Die Ilm zieht sich auf der Ostseite der Stadt hin. Auf ihrem jenseitigen rechten Ufer, dem welschen Garten gegenüber, liegt eine vom Fluß und einem weiten Bogen des Flußgrabens umspannte Insel, ein mit Bäumen ausgestatteter Raum, welcher der Stern heißt. Derselbe hat sich in seiner früheren Gestalt erhalten und ist nur um einen Holzplatz, der sich bis an Goethe's Garten hinzog, vergrößert worden. Der

Floßgraben und die vier in der Nähe befindlichen Teiche sind heute nicht mehr vorhanden.

Auf der Westseite des welschen Gartens, an der Straße, welche in ihrer Verlängerung südostwärts nach dem Lustschlosse Belvedere führt und jetzt die Marienstraße genannt wird, lag schon damals das Jägerhaus. Das neben dem Frauenthor gelegene Eckhaus, welches noch heute vorhanden ist, hieß das Koppenfeld'sche Haus. Der Goetheplatz führte den Namen Frauenplatz und lag außerhalb der Stadt. Goethe's späteres Wohnhaus war schon vorhanden. Vom inneren Frauenthor führte eine Allee hochstämmiger Linden bis zu dem Hause des Ministers von Fritsch, dem nachmaligen Palais der Herzogin-Wittwe. Daneben zog sich eine Fahrstraße, die sich an die Stadtmauer angeschlossen. Hier standen einige Häuser, von welchen Schiller das eine ankaufte. Auf diesem Terrain der Esplanade stehen jetzt zwei Reihen schöner Häuser und bilden die Schillerstraße. Die Stadtmauer und die Linden-Allee sind verschwunden. Auf dem jetzigen Theaterplatze stand das Erfurter Thor. Der heutige Karlsplatz wurde Schweinemarkt genannt und enthielt eine doppelte Reihe von Scheunen.

Blicken wir nach der Ostseite der Stadt, so gewahren wir das Schloß, umgeben von der Elm, dem Schützengraben und mehreren Teichen. Davor liegt ein Teich, der Rüdenteich, welcher jetzt in einen Rasenplatz verwandelt ist. Von diesem Teiche bis zur Elm

erstreckt sich eine Gruppe von bedeutenden Gebäuden: das Reithaus, die Hofschmiede, das Schloßbrauhaus, das fürstliche Malzhaus, das Kammer-Archiv; auf der andern Seite: die Bibliothek, das rothe Schloß, der Gleich'sche Hof und das gelbe Schloß.

Das alte Schloßgebäude mit seinen Flügeln, mit seinen Schieferdächern und steilen Ecken, mit der hohen Kuppel, über welche noch das Dach der Schloßkirche herübertagt, mit den großen Saalfenstern und den Flügelthüren des Theaters — dieses stattliche Gebäude erscheint als das bedeutendste und mächtigste und verhält sich in seinen äußeren Proportionen zu allen übrigen Häusern, wie ein herzoglicher Hof jener Zeit sich zu dem stillen, bescheidenen Treiben einer kleinen deutschen Residenzstadt verhielt.

Es ist Mittagszeit und ein heiterer Maienitag, obgleich der Wind heftig aus Westen wehet. Hell schimmern im Sonnenlichte die hohe Kuppel und die Bogenfenster, und an einer Stelle glitzert das Schieferdach wie ein Brennspiegel.

Aber Welch' ein Rauch steigt plötzlich dort vom Dache auf? Sehet! In dem Bodenfenster waltet und flackert es wie von Flammen!

Das ist Feuer! Eine Feuersbrunst!

In dem Bodenraum wogt es von einem Ende zum anderen. Jetzt bricht es durch das Dach und mit Windeseile wächst es in wenigen Minuten über das Dach des ganzen Flügels. Rasselnd und prasselnd fallen die Schiefer herab; die Balken stürzen hernieder; die

Fenster klirren. Der heftig wehende Abendwind trägt die glimmenden Zunder hinüber nach dem anderen Flügel, auf welchem die Kirche emporragt.

Nun erhebt sich der Jammerschrei durch die Stadt. Von den Thürmen wird Sturm geläutet. „Das Schloß steht in Flammen!“ ruft man von allen Enden. „Holet die Spritzen herbei! löschet! schüzet die Nebenhäuser und die Scheunen!“

Das wilde Element griff aber so schnell um sich, daß das ganze Schloß schon in Flammen stand, bevor nur eine einzige Spritze anlangte. Ein prächtig schreckliches Schauspiel! Alt und Jung läuft zusammen. Das Getümmel vermehrt sich und wird immer verworrener. Geprassel, Krachen, Angstgeschrei aller Orten und Enden.

Jetzt steht auch die Kirche in Flammen und, viele hundert Schritte vom Schlosse entfernt, die Scheunen vor dem Regelthor.

Allmählig sind über hundert Spritzen zusammengekommen, aber ihre Wasserstrahlen reichen nicht hinauf bis zur Höhe der Paläste; auch haben die Flammen bereits eine zu weite Ausdehnung gewonnen und sind riesig hoch gewachsen.

Alle Bewohner retten sich und fliehen, — mit Lebensgefahr, denn unaufhörlich stürzen Pfosten und Schieferstücke herab.

In einem der Gemächer lag die Herzogin Amalie zu Bett, denn sie hatte sich schon am Morgen unpaßlich gefühlt. Da wurde sie plötzlich durch das jäh aus-

brechende Feuer erschreckt, und die Gluth und Lohe griff so schnell um sich, daß ihr nicht Zeit blieb, erst eine Saloppe umzuwerfen. Sie verließ das Schloß in ihrem Nachtkleide und flüchtete in die Wohnung des Geheimrathes von Fritsch.

„Auf welche Weise ist die Feuersbrunst entstanden?“ fragten die Zuschauer des entsetzlichen Schauspiels.

„Das weiß Gott. Es ist durch keinen Eßensbrand geschehen, denn ihr sehet die sämtlichen Schornsteine noch unverfehrt und aufgemauert stehen.“

„Es ist auch nicht in der Küche ausgebrochen,“ fügte ein Anderer hinzu, „denn die erste Flamme brach dort auf der anderen Seite zum Dache heraus.“

Das Schloß brannte nur zwei Stunden. Die Spritzen waren sämtlich unbrauchbar geworden, ohne eine Wirkung erzielt zu haben. An sogenannten Schlangenspritzen, wodurch man die Flammen einigermaßen hätte zügeln können, fehlte es gänzlich.

Die Fliehenden hatten Alles im Stiche gelassen, Alles blieb der verheerenden Lohe preisgegeben: die fürstlichen Mobilien, die Archive, die Geldvorräthe der fürstlichen Kammer.

Nachdem das Dach abgebrannt war und als die emporschlagenden Flammen sich minderten, glaubte man eine kurze Zeit lang, die Brunst erlösche in sich selber. Aber sie wendete sich nun nach innen mit verdoppelter Wuth.

Ein furchtbares Gepolter verräth, daß die Böden der Zimmer einstürzen. Man sieht die Flammen ab-

wärts von Stockwerk zu Stockwerk niedersteigen. Nun schlagen sie aus den Fenstern heraus und recken sich über die Trümmer des Daches. Ein Brausen läßt sich vernehmen wie von hundert Wasserscheulen. Mit heftigem Geprassel schießen die Scheiben aus den Fenstern; die Thüren brennen; man sieht die Feuerströme durch alle Zimmer schießen.

„Ah, sehet nur! Das churfürstliche Gemach steht noch unverleht! Die Fenster sind ganz geblieben, noch von den weißen Gardinen verhangen!“

Aber es währt nicht lange, so wälzen sich die Flammen auch hierhin und brechen sich Bahn und dringen mit feurigem Strudel durch die Deffnungen.

„Das Mauerwerk der Zimmer ist stark und fest. Wer wagt sich hinein, um so viel zu retten wie möglich ist?“

Einige Beherzte folgen dem Rufe und wagen sich mitten in die Flammen. Die Comödianten gehören zu den kühnsten und retten einen großen Theil der herzoglichen Garderobe. Die Gardereiter schleppen die kostbaren silbernen Roben uneingepackt durch die kothigen Straßen und bringen sie im Reithause unter.

„Der Wind wehet so stark, daß unsere ganze Stadt noch in Brand aufgehen wird! Alle Hinter- und Nebengebäude sind mit Schindeln gedeckt.“

„Nein, die Vorsehung verhütet es; die Gefahr würde vorhanden sein, wenn wir Ostwind hätten.“

„Alle unsere Mobilien sind ausgebrannt und wo

sollen wir ein Unterkommen finden?“ klagten die Pagen, die sich auf die Straße geflüchtet hatten.

„Lasset uns zum Professor Musäus gehen! Dort sind schon die übrigen von uns wohl aufgehoben; ich komme so eben aus der Wohnung des freundlichen Mannes her.“

Dort drängen sich Tragbahren durch die Menge. Man schafft die Verletzten fort.

Nun stürzen auch die Gewölbe der ausgeglühten dicken Mauern zusammen. Mit entsetzlichem Gepolter, davon die Erde erdröhnt, stürzt der Marmorsaal; dann fällt der fünf Stockwerke hohe Sprachsaal und durchschlägt die Dielen der unteren Geschosse, so daß die Feuersäule durch den geöffneten Raum plötzlich wie die Säule eines Vulkans zum Himmel emporstiegt. Mit grausenregendem Krach stürzt die Schloßkirche. Die hohe Kuppel zertrümmert den darunter befindlichen Saal. Die herrlichsten Stuckatur-Arbeiten und die funfzig Säulen des inneren Corridors fallen unter einem einzigen Schlage zertrümmert in die glühende Asche. Auch das Comödienhaus nebst allen Dekorationen verschwindet unter der Macht des zerstörenden Elements.

Jetzt wenden sich Aller Augen nach zwei zertrümmerten Fenstern in der Bettmeisterei, aus welcher ein schwarzer Rauch dringt. Man hört Menschenstimmen erbärmlich um Hilfe rufen; man nimmt in dem dicken Rauchgewölk die Köpfe von Menschen wahr.

„Es ist der Husar und die beiden Zimmerleute,“ ruft

eine Stimme aus der Menge; „sie haben sich noch ein Mal hineingewagt, um das fürstliche Tafelzeug zu retten.“

Der Hülfesruf wiederholt sich und wird immer ängstlicher.

Wer will, wer kann die Unglücklichen retten?

Niemand ist es im Stande. Von der inneren Seite hindert ein Meer von Flammen, von der äußeren der Flossgraben jede Annäherung an die hoch gelegenen Fenster.

Man sieht jetzt hinter dem ausströmenden Rauch die immer wachsende Glut. Die Unglücklichen haben keine andere Wahl, als zu verbrennen oder sich zwei Stockwerke herab in den Graben zu stürzen. Unter dem Schreckensschrei der Zuschauer wagen sie alle drei nach einander den gefährlichen Sprung. . . . Unten angelangt, glückt es ihnen, sich an den halb verkohlten Balken, welche dort umherschweben, festzuhalten, bis man eine Feuerleiter herbeigeschafft hat, um sie an das jenseitige Ufer hinaufzuziehen.

Nach Verlauf von fünf Stunden glühte das Schloß wie ein riesiger Ziegelofen; die dicksten Mauern der feuerfesten Gewölbe waren verbrannt und zerbröckelt. Alle Gemächer und Säle waren zusammengestürzt; nur ein Theil des Archivs stand noch unverfehrt über der Erde; von der Schloßkirche war nur der Eingang mit der vergoldeten Ueberschrift stehen geblieben. Der größte Theil der Schätze, welche die Räume enthielten, auch die vorzüglich schöne Bildergalerie, die Musikammer und die musikalischen Instrumente, werthvolle

Papiere und Actenstücke, waren in den Flammen vernichtet worden.

Inzwischen wurden Spritzen von Erfurt herbeigeschafft und von Gotha eine Schlangenspritze mit Extrapost geschickt. Dennoch währte der Brand länger als sechsunddreißig Stunden; immer wieder brachen die Flammen hervor; immer auf's Neue wurde Lärm geschlagen und mit den Kirchenglocken gestürmt, um die Rettungsmannschaften zusammen zu halten. Von dem prächtigen Bauwerk blieb nur ein Trümmerhaufe und einige halb verschüttete Mauern übrig, — Grausen erweckende Ruinen, die von einem beendeten, erschütternden Trauerspiel Kunde gaben.

Einen Theil der Gelder aus der fürstlichen Kammer, welche in eisernen Kasten verwahrt gewesen waren, fand man wieder auf. Das in hölzernen Kisten aufbewahrte Silbergeld war geschmolzen und wurde nebst den eisernen Kastenbeschlägen aus dem Schutte aufgelesen. Der durch den Brand verursachte Verlust wurde auf mehr denn dreihunderttausend Thaler geschätzt.

Zweites Kapitel.

Anna Amalia. — Die Prinzen-Erzieher.

Die Herzogin Anna Amalia hatte beim Ausbruch des Brandes ein Unterkommen im Hause des Geheimraths von Fritsch gefunden. Der Eigenthümer überließ es ihr, und sie behielt diese bescheidene Wohnung am Ende der Esplanade, welche noch heute das Witthums-Palais genannt wird, bis zu ihrem Tode.

Hier finden wir sie in gefasster, heiterer Stimmung wieder. Die lebenswürdige Fürstin, die eine der ersten Stellen unter den berühmten deutschen Frauen einnimmt und den Kranz der Fürstinnen des achtzehnten Jahrhunderts als eine der schönsten Blüthen ziert, steht bereits im fünfunddreißigsten Jahre ihres Lebensalters. Sie ist brünett, zierlich und klein von Gestalt und hat geistvolle und dabei sehr einnehmende Gesichtszüge. Die „braunschweigische Nase“ und die großen, leuchtenden Augen verleihen dem fecken und doch anmuthigen Antlitz beinahe einen französischen Ausdruck. Damit harmonirt auch ihre freundliche,

lebhaftes Anmuth, ihre schnelle, geistreiche Sprache und eine ausnehmende Lebhaftigkeit, mit welcher sich aber doch ein sittsamer Ernst, eine lebenswürdige Leutseligkeit verbindet.

Diese Frau, die im reifen Alter noch die ganze Frische und Munterkeit der Jugend bewahrt hat, blickt doch schon auf eine mühevolle, zum Theil traurige Vergangenheit zurück.

Sie war die zweite Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel und eine Nichte Friedrichs des Zweiten von Preußen. Ihre Jugend war nicht reich an Freuden, denn die Eltern setzten sie gegen ihre Geschwister zurück. So sah sie es als eine Erlösung an, als man sie, noch nicht siebenzehn Jahre alt, mit dem jungen Herzog Ernst August Constantin vermählte, wengleich ihr Herz bei dieser Verbindung keine Stimme hatte.

Im März 1756 kam sie in Weimar an.

Hier am Hofe, wo während einer langen vormundschaftlichen Regierung in der letzten Zeit die nothwendigste Ordnung versäumt worden war, fand sie in den äußeren Verhältnissen einen auffallenden Gegensatz zu der luxuriösen Einrichtung des Braunschweiger Hofes. Dazu gesellten sich noch die Leiden und Sorgen, welche der siebenjährige Krieg brachte, indem er auch ihr Land mit verheerenden Truppenmärschen berührte. Die erste wahre Freude wurde ihr im folgenden Jahre zutheil, als sie einem Sohne das Leben schenkte. Doch auch dieses Glück währte nur kurze

Zeit, denn acht Monate später starb schon ihr Gemal in der Blüte des Lebens nach längerem Krankenlager und ließ sie als Wittwe zurück, mit der Aussicht, bald zum zweiten Male Mutter zu werden.

Welch' eine schwere, sorgenvolle Zukunft stand ihr bevor! Aber dennoch verlor sie nicht ihre geistige Frische, sondern bewahrte sich ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, ihren Drang nach immer größerer Ausbildung und die Liebenswürdigkeit, mit welcher sie die Herzen gewann und Segen um sich verbreitete.

Selber erst neunzehn Jahre alt, also noch minderjährig, konnte die Herzogin die Vormundschaft und Landesverwaltung nicht übernehmen; solche wurde von ihrem Vater unter Beihülfe des Grafen von Büchau geführt, bis Anna Amalia, auf Grund des Testaments-Codicills durch einen Beschluß des Reichshofrathes zur Regentin und alleinigen Vormünderin ihrer Söhne ernannt wurde.

Bei dieser schwierigen Aufgabe erfreute sie sich des Rathes mehrerer bedeutender Männer. Der Geheimrath Greiner, ein edel denkender und verständiger Mann, der von unten auf gedient und sich Kenntnissen in allen Regierungsgeschäften erworben hatte, stand ihr mit seinem Rathe bei. Der Legationsrath von Kogebue, der Vater des Dichters, wurde von ihr aus Braunschweig zu ihrem Cabinetssecretair berufen. Der Minister von Fritsch, ein sehr begabter und rechtschaffener Mann, stand ihr während der siebenjährigen

vormundschaftlichen Regierung mit ernster Hingebung und unermüdlichem Pflichteifer bei.

Besonders angelegen ließ sich die vermittelte Herzogin die Erziehung ihrer Söhne sein und suchte die geeignetsten und tüchtigsten Männer für diesen Zweck zu gewinnen.

Als ihr Erstgeborener noch nicht fünf Jahre alt war, wurde Graf von Görz, der schon früher in Weimarischen Diensten gestanden hatte, von Gotha berufen, um die Erziehung Karl August's und seines jüngeren Bruders zu leiten. Auf Weiden beruhte die Hoffnung der Herzogin und des Landes und Anna Amalia hielt es für eine Hauptaufgabe, den ältesten Prinzen vorzugsweise der Kinderstube so früh wie möglich zu entziehen und der Leitung eines Mannes zu übergeben.

Der Graf widmete sich seiner Stellung mit allem Eifer. „Der Vorsatz, mich der Welt und meinen Nebenmenschen nützlich zu machen,“ sagte er, „brachte allein mich zu dem Entschlusse, ein Amt zu übernehmen, welches die schwerste Verantwortlichkeit mit sich führt und in welchem fast Alle, welche ein solches in anderen Ländern vor mir bekleidet, den größten Kummer und einen unglücklichen Ausgang erlebt haben.“

Dreizehn Jahre später wurde Wieland nach Weimar berufen, um an der Bildung und dem Unterricht der beiden Prinzen, besonders des jungen Erbprinzen, noch drei Jahre Antheil zu nehmen.

Wieland, eine Zeit lang in Bodmer's Schule zum Dichter gebildet, hatte sich durch mancherlei Schriften, namentlich durch seinen Agathon zum Lieblings-schriftsteller der Deutschen emporgeschwungen und war von dem hochbefähigten kurmainzischen Statthalter von Dalberg nach Erfurt berufen worden, um als Professor der Philosophie den verbleichenden Glanz der Universität im Geiste der neueren Zeit wieder aufzufrischen. Bei gelegentlichen Besuchen in Weimar war er in ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Grafen Görz getreten, auch von ihm und der Herzogin selber nicht selten um Rath über den Unterricht und die Erziehung der beiden Prinzen befragt worden. Der „goldene Spiegel,“ eine pädagogisch philosophische Schrift, welche er herausgab, schien seine Befähigung zum Prinzenlehrer vollends zu bestimmen. Er erhielt den Charakter eines herzoglich sächsischen Hofrathes mit einem ansehnlichen Gehalte und einer zugesicherten Pension, welche ihn in Stand setzen sollte, nach Verlauf von drei Jahren seine übrige Lebenszeit ohne Geschäfte seiner Familie und den Musen widmen zu können.

Mit seiner Ankunft erwachte eine belebende Wahlverwandtschaft in dem Geiste der Herzogin. Der Charakter, die Denk- und Dichtweise dieses Mannes; seine Fähigkeit, dem Hofe geistreiche Unterhaltung und Thätigkeit zu verschaffen, erwarben ihm ein glückliches gunstvolles Verhältniß zu seiner Fürstin und machten ihn zu einem willkommenen Genossen ihres Herzens und Geschmacks.

Bald nach dem Schloßbrande wurde auch dem Lieutenant Karl Ludwig von Knebel in schmeichelhafter Weise der Antrag gestellt, die Erziehung des jüngeren Prinzen Constantin zu übernehmen. Nach vielem Bedenken nahm er dieses schwierige Amt an, wofür er den Charakter als Hauptmann nebst einem Jahresgehälte von tausend Thalern und die Zusicherung einer Pension von sechshundert Thalern erhielt.

Knebel stammte aus Franken, hatte sich in Halle mit Jurisprudenz beschäftigt und war dann, auf Zureden seines Bruders, welcher Page bei Friedrich II. war, in Potsdam in das Regiment des Prinzen von Preußen als Officier eingetreten. Des langweiligen und strengen Garnisondienstes überdrüssig, nahm er nach neun Jahren seinen Abschied. Auf der Heimreise berührte er Weimar und wurde dort in Folge eines Empfehlungsschreibens des Prinzen von Preußen der Herzogin bekannt und überdies als Freund des bekannten Buchhändlers Nicolai und der Dichter Ramler und Gleim, namentlich aber als Verfasser gelungener Almanachgedichte von Wieland und Musäus freundlich aufgenommen. Seine schöne, stattliche Gestalt und sein bescheidenes Wesen machten ihn bald beliebt. Der Minister von Fritsch stellte der Herzogin vor, man müsse den jungen Prinzen Constantin einem Gouverneur anvertrauen, der selber Soldat gewesen sei und bald darauf erhielt Knebel in Anspach die Berufung an den Hof, von welchem er nach kurzem Aufenthalte nur ungern geschieden war.

Mit diesen Männern finden wir die Herzogin in ihrem Wittwen-Palais in vertraulicher Berathung. Die Prinzen sind schier herangewachsen, Karl August hat bereits das achtzehnte Jahr erreicht, aber noch immer macht sie es sich zur Lebensaufgabe, über die Schritte der Söhne zu wachen und die berathende Stimme der Erzieher zu vernehmen. Noch immer wendete sie ihr Auge nicht von der Erziehung der Prinzen ab und Görz mußte ihr von Zeit zu Zeit Bericht über das Geleistete abstatten. Wie die Pflichten als Mutter, so faßte sie auch ihren Beruf als Regentin von der würdigsten Seite auf.

„Die Vorsehung,“ sprach sie, „hat mich in eine Lage versetzt, wo ich Tausende glücklich machen kann und ein Regent muß sich wahrhaft glücklich fühlen, wenn er sich diese Pflicht auferlegt. Ich empfinde selber auf das Lebhafteste diesen großen Vorzug, der mir vor tausend Anderen verliehen wurde; ich fühle aber auch das ganze Gewicht meines Standes und ich gestehe es Ihnen, meine Herren, daß ich mich in diesem Punkte ein wenig schwach fühle.“

„Euer Durchlaucht haben viel für das Land gethan,“ entgegnete Wieland. „Wer wüßte es nicht, daß Sie selbst in den schweren Kriegzeiten alle Verwirrung auf die gewandteste Weise gelöst und selbst unter jenen schlimmen Verhältnissen noch gespart und gesammelt haben! Die Liebe und Verehrung der Bewohner dieses Landes dankt Ihnen für manche wohlthätige Verwendung und überall verehrt man

Sie als Beschützerin; und wir, die das Glück haben, in Ihrer Nähe, im Lichte Ihrer Gunst zu weilen, wir hegen die wohlbegründete Hoffnung, daß Sie auch Ihr Weimar zu einer literarischen Hauptstadt machen, daß Sie Deutschlands Muse zu Ehren bringen, und die Mißachtung, welche Ihr großer Oheim unserer Literatur zutheil werden ließ, sühnen werden.“

„Sie berühren da zuletzt einen Punkt, mein lieber Herr Hofrath, den ich allmählig mehr und mehr in Erwägung ziehe,“ entgegnete die Herzogin in ihrem lebenswürdigen Tone. „Je mehr ich hoffen darf, daß sich bei der Reife meiner Söhne meine landesmütterlichen Obliegenheiten mindern werden, desto mehr denke ich darauf, meinen eigenen Durst nach geistigen Genüssen zu stillen und in meinem Lande die Früchte des Friedens zu fördern. Ach, meine Herren,“ fuhr sie seufzend fort, „Sie wissen es wohl kaum, wie wenig meine Erziehung geeignet war, mich zur Regentin zu bilden. Ungeliebt von meinen Eltern, einer leidenschaftlichen und launigen Person anvertrauet, wurde ich auf mich selbst zurückgezogen, verschlossen und starrsinnig. Durch meine Vermählung aus den harten Banden erlöst, empfand ich die erste reine Freude, als ich Mutter wurde. Jetzt wurde mein Herz leichter, mein Kopf klarer und ich bekam mehr Zutrauen zu mir selber. Aber bald darauf hüllten sich alle Blüten meiner Jugend wieder in Nebel und Finsterniß: ich wurde Wittwe und zum zweiten Male Mutter. Nachdem der erste Sturm vorüber war,

sah ich mich als Obervormünderin und Regentin eingesetzt. Zuerst erwachten meine Eigenliebe und die Eitelkeit, in solcher Jugend nach Belieben schalten und walten zu können, dann aber fühlte ich mich gedemüthigt und wie betäubt bei dem Gefühle des Unvermögens, das Große, das man von mir erwartete, zu leisten. Allmählig jedoch erwachte das Streben nach Lob und Ruhm. Die Thaten meines Bruders und meiner Verwandten hatten den Namen Braunschweig mit Ruhm bekränzt. Das weckte meinen Stolz. Auch ich strebte nach Lob und Ruhm. Tag und Nacht studirte ich, mich selber zu bilden und mich zu den Geschäften tüchtig zu machen. Ich lernte das Pflichtgefühl kennen und die schönste Frühlingszeit meiner Jahre war nur Aufopferung für Andere. Freilich erkannte man auch dankbar meine Bemühungen an. Wie herzlich sprach sich die Liebe der Stadt Weimar aus, als ich nach dem Gebrauch der Nachener Bäder genesen heimkehrte! Man geleitete mich von der Erfurtischen Grenze bis zu meinem Residenzschlosse mit Musik und fliegenden Fahnen. Die gesammten Innungen waren in Festkleidern, die Kaufmannschaft zu Pferde, in scharlachrother Uniform, mit spanischem Hut und roth-blauer Cocarde. Unter Glockengeläute und Kanonendonner gelangten wir abends in die Stadt. Auf dem Markte hatten sich die sämtlichen Waisenfinder versammelt, und als mein Wagen erschien, fielen alle gleichzeitig auf die Kniee und sprachen mit gen Himmel erhobenen, ge-

falteten Händen ein Dankgebet für meine glückliche Wiederkehr. Es war am 24. Juli 1765, meine Herren, ein schöner, denkwürdiger Tag. Die Liebe und Treue zeigte sich da aufrichtig. Viele haben sich um meine Gunst und Freundschaft beworben. Die Fürsten sind von Jugend auf mit Heuchlern umringt. Hierdurch werden sie mißtrauisch oder sie werfen sich unwürdigen Menschen in die Arme. Muß ich es nicht daher als ein Glück betrachten, daß ich meine Geschäfte erfahrenen Leuten anvertrauen konnte und daß ich würdige Erzieher für meine Söhne fand?“

Die letzten Worte der Fürstin wurden an den Grafen von Görz gerichtet und er beantwortete sie mit einer tiefen, stummen Verbeugung; er fühlte sich durch das Lob der edlen Frau erfreut und belohnt.

Graf Görz war eine sehr würdige Erscheinung. In seiner anstandsvollen Haltung drückte sich der Ernst seines Charakters aus; ja, er war in seinem Benehmen fast zu ceremoniell und hielt dies für vollkommen angemessen, da er sich seines Berufes wegen von dem frohen Kreise des Hofes fern hielt und sich sogar vom Umgange mit Freunden und Bekannten zurückzog.

„Ich freue mich, Durchlaucht,“ erwiderte er nach einer Pause, „ich freue mich, Dero Zufriedenheit erworben zu haben. Doch darf ich mir nicht Alles als Verdienst anrechnen, was zum großen Theil eine Gabe des Himmels ist. Karl August besitzt treffliche Anlagen zu künftiger Entwicklung, zu den Tugenden

eines Regenten. Er hat geistige Empfänglichkeit und eine Fülle eigener Gedanken; dabei zeigt er in allen Dingen einen tüchtigen Charakter, eine edle, menschliche Gesinnung, Offenheit und Treuherzigkeit.“

„Auch Sie, mein guter Hofrath,“ fuhr Amalia fort, indem sie sich jetzt huldvoll an Wieland wendete, „auch Sie haben Ihrer Rolle als Danischmed alle Ehre gemacht.“

„Es ist nur eine kurze Zeit, Durchlaucht, daß ich der Ehre genoß, an der Erziehung des jungen Erbprinzen mitzuwirken,“ entgegnete Wieland; „aber ich erkannte gleich am Anfange in dem Jünglinge einen von Natur großen, thätigen, dem Tüchtigen zugewandten Geist, der sich jedoch zuweilen hastig, unlenksam und jähzornig zeigte, und ich sagte mir, man dürfe sich hier nicht bloß auf die Natur und den Zufall verlassen; man müsse seinen Geist mit Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit bilden und aufklären, man müsse ihn lehren, gut zu denken, gut zu handeln und gut zu regieren. Da mir wider mein Vermuthen der Antrag wurde, den Verstand und das Herz des jungen Fürsten ausbilden zu helfen, so konnte ich nicht anders denken, als daß dies eine Gelegenheit sei, mehr Gutes zu bewirken, als ich in meinem Leben bis dahin im Stande gewesen war.“

„Diesen Antrag, wenn er Ihnen anerkennenswerth erschienen ist, verdanken Sie vorzugsweise Ihrem goldenen Spiegel,“ sagte die Herzogin, „jenem trefflichen Buche, das in Form einer ergötzenden Erzählung den

Großen einer gesitteten Nation das Nützlichste vor Augen stellt, was sie aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben, und ihnen große, gemeinnützige und kühne Wahrheiten lehrt.“

„Als ich das Buch verfaßte,“ erklärte Wieland mit selbstgefälligem und treuherzigem Lächeln, „hatte ich mein Auge auf Wien gerichtet, wo die Morgendämmerung eines neuen Geistestages hervorbrach und zu den schönsten Erwartungen für die Menschheit berechtigte.“

„Es gehört zu meinen Lieblingsbüchern,“ sagte Anna Amalia, indem sie das Buch von einem kleinen Gestell herabnahm und öffnete. „Man mag es aufschlagen, wo man will, so findet man vortreffliche Gedanken und Maximen über die verschiedensten Verhältnisse des Staatslebens. Hier zum Beispiel die Apostrophe, welche Tifan an die Könige richtet.“

Sie las: „Welch ein Umfang von großen, von äußerst würdigen Pflichten! ruft der erhabene Gesetzgeber aus. Wisset, ihr Könige, die ihr einst auf Tifan's Stuhle sitzen und den furchtbaren Eid der Treue gegen den König der Könige und gegen das Volk, das seine Vorsehung euch anvertrauet hat, auf dieses geheiligte Gesetzbuch schwören werdet, wisset, daß meine Hand zitterte, da ich diese Pflichten niederschrieb; daß ein Schauer meine Seele durchfuhr, da ich ihren ganzen Umfang überdachte. Diese Gesetze, welche wir beschworen haben, werden unsre Richter sein. Je nachdem wir unser Amt verwaltet haben, wird eine

Nachwelt unser Andenken ehren und segnen oder unsre ruhmlosen Namen mit Verachtung aus dem Buche der Könige auslöschen und wegen alles Guten, welches wir zu thun unterlassen, wegen alles Bösen, welches wir gethan haben, wird dereinst ein unerbittlicher Richter Rechenschaft von unserer Seele fordern.“

„Ich habe den Großen der Erde mit einer nicht sehr gewöhnlichen Unerbittlichkeit einen Spiegel vorgehalten, der ihnen wahrscheinlich nicht schmeichelt,“ sprach der Autor, während die Herzogin das Buch wieder an seine Stelle setzte. „Hatte ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürsten und Minister mich um dieses Buches willen mehr lieben würden, so war ich doch gewiß, daß sie sich wohl hüten würden, mir eine böse Miene darüber zu machen.“

Anna Amalia lächelte und wendete sich dann an Knebel, der sich in seiner Weise bisher ziemlich schweigsam verhalten hatte, während er den kleinen Kreis mit treuem aufrichtigem Blick betrachtete.

Er war ein schöner Mann, am Anfange der dreißiger Jahre, von stattlicher, fast riesenhafter Größe, zu welcher sein mildes, zartes, fast scheues Wesen gar seltsam abstach. In seinem Benehmen wie in seiner Sprache drückten sich die Tugenden aus, die er Zeit seines Lebens bethätigte: treue Freundschaft und Aufrichtigkeit, Hang zum Wohlthun, Freigebigkeit und mitfühlendes Wohlwollen gegen Menschen und Thiere. Seine Belesenheit in den Dichtern des Alterthums, sein unjäglicher Fleiß bei eigenen Arbeiten, sein zartes

poetisches Gemüth, seine durchgebildete Persönlichkeit und sein reiner Sinn für alles Gute und Schöne — alle diese Eigenschaften machten ihn bald zu einem ehrenwerthen und bedeutamen Theilnehmer an Amalia's poetischer Tafelrunde.

„Nun, Herr Hauptmann,“ fragte ihn die Herzogin, „Sie sind erst kurze Zeit bei uns, werden Ihren jungen Högling aber doch schon genugsam kennen gelernt haben; was halten Sie von ihm?“

„Was die Eigenschaften des Verstandes und des Herzens anbetrifft,“ antwortete Knebel in seinem offenen Tone, „so bin ich versichert, daß sie sich von ihrer besten Seite bei ihm zeigen müssen, wenn er eines anhaltenden Zutrauens gegen mich fähig ist. Ich habe keine andere Absicht, als ihn gut zu machen.“

„Davon sind wir Alle überzeugt und gewiß auch Constantin,“ erwiderte Amalia. „Es steht also Alles so gut wie ich erwartet hatte und wir können nun die längst besprochene größere Reise meiner Söhne unter der Führung seiner Erzieher in's Werk setzen. Dies bietet zugleich eine Gelegenheit für den Erbprinzen, unter den deutschen Fürstentöchtern Umschau und Brautschau zu halten. Rüsten Sie sich also, meine Herren! die Reise geht zunächst nach Frankfurt am Main.“

Drittes Kapitel.

Karl August's Regierungsantritt und Vermählung. — Goethe's Ankunft in Weimar. — Ein Augustisch Zeitalter erblühet.

Es war noch nicht die Frist eines Jahres verlaufen, als die Prinzen ihre Reise zurückgelegt hatten und Mitte Juni 1775 wieder in Weimar eintrafen.

Der Zweck der Reise war erreicht worden; der Erfolg so günstig, wie man ihn sich nur wünschen konnte.

Die Prinzen waren unter der Führung ihrer Erziehler Görz und Knebel und in Begleitung des Stallmeisters von Stein über Frankfurt am Main und Mainz nach Karlsruhe gekommen. Hier fand Karl August seine Lebensgefährtin. Er sah die Prinzessin Luise, welche die Wünsche seiner Mutter für ihn bestimmt hatten, und fühlte eine solche Zuneigung zu ihr, daß er sie zu seiner Gemalin erwählte und sogleich die Verlobung mit ihr einging. Ungern trennte er sich von der fürstlichen Braut und setzte die Reise nach Straßburg und Paris fort. Zu Ende des Mai

kehrten die Prinzen wieder mit ihren Begleitern nach Karlsruhe zurück und zwei Wochen später erschienen sie wieder in Weimar, mit Jubel empfangen von den Einwohnern, welche über des Erbprinzen Verlobung hoch erfreut waren.

Auch die Herzogin-Mutter fühlte sich glücklich, ihre Wünsche erfüllt zu sehen.

„Es ist mir leid, daß ich nicht Augenzeuge sein konnte, als mein Sohn in sein neues Verhältniß trat,“ sagte sie zu Görz, nachdem er ihr Bericht von der Reise abgestattet hatte. „Wie sah er als Verliebter aus?“ fuhr sie fort; „war er sehr ergriffen?“

„Der Prinz fühlte sich glücklich,“ entgegnete der Graf, „und er hätte gern nicht nur die Verlobung sondern auch die Vermählung sogleich gefeiert.“

„O, Herr Graf, Sie kennen meine mütterliche Zärtlichkeit für meine Kinder und werden daher die Freude begreifen, die ich über den Entschluß meines Sohnes empfinde. Wie gefällt Ihnen die Prinzessin Luise?“

„Sie ist kaum aufgeblüht und eine zarte Natur,“ antwortete Graf Görz, „aber dennoch zeigt sie sich höchst liebenswürdig, wohlwollend und erhaben in ihrer Denkungsart, wahrhaft in ihrem Charakter und den Künsten und Wissenschaften geneigt.“

„Sie besitzt eine hohe geistige Begabung und einen festen Charakter, obgleich sie noch so jung ist,“ bestätigte die Herzogin. „Ihre Welt- und Menschenkenntniß wurde übrigens durch ihren Aufenthalt in

Petersburg gefördert. Dort, wohin sie sich begab, als ihre Schwester mit dem Großfürsten Paul vermählt wurde, lernte sie den glänzendsten Hof aber auch eine große Regentin ohne Tugend, den Ehrgeiz und die nimmer rastenden Ränke der Höflinge kennen. Vor Allem aber merkt man an ihr doch die besondere Sorgfalt, welche ihre Mutter, die vortreffliche und geistvolle Landgräfin Caroline Luise, auf die Erziehung ihrer Tochter verwendet hat.“

Die Unterhaltung nahm nun eine ernstere, geschäftsmäßigere Wendung. Karl August erlebte in der nächsten Zeit seinen achtzehnten Geburtstag und die Herzogin war entschlossen, ihm die Zügel der Regierung zu übergeben.

Anna Amalia übte hier eine bewundernswerthe Entfagung, indem sie nach achtzehnjähriger Vormundschaft sich jeder Einmischung in die Staatsgeschäfte freiwillig enthielt und ein Genüge darin fand, die Freundin und Vertraute des jungen Regenten zu sein. Von nicht zu großer Bedeutung wird der dabei mitwirkende Umstand gewesen sein, daß sie in der letzten Zeit unzufrieden über den Einfluß war, welchen der Graf Görz auf ihren Sohn ausübte, daß sie sogar eine kurze Zeit lang der Meinung war, auch Wieland hätte nachtheilig auf ihr mütterliches Verhältniß eingewirkt.*)

*) Daß solche Mißstimmung wirklich vorhanden und nicht, wie man immer geglaubt hat, durch Gerüchtmiederei und

Anna Amalia ertheilte dem Grafen den Auftrag, ihren Sohn auf die Wichtigkeit seines hohen Berufes aufmerksam zu machen.

Bald darauf erschien Karl August.

Das ganze Aeußere des Jünglings zeugte von Offenheit, Kraft und Lebensfülle. Seine Kleidung war höchst einfach und bestand in einem grünen Rock, weißer Weste mit gelben Knöpfen, grauen Beinkleidern und hohen Stiefeln. Das breite Gesicht mit der hohen Stirn und der starken, stumpf endenden Nase verkündete eine tüchtige, großartige Natur. In seinem Gespräch und in näherem Umgange ließ sich freilich erst jene geistige Begabtheit erkennen, welche der alte König Friedrich von Preußen, als ein besonderer Menschenkenner, schon in dem Knaben wahrgenommen und auch der Statthalter Dalberg bewundernd gerühmt hatte.

Der Prinz war bereits darauf vorbereitet, das erhabene Amt, zu welchem die Vorsehung ihn bestimmt hatte, zu übernehmen.

„Sie werden nun anfangen, mein lieber Prinz, der Vater von vielen Tausenden Ihres Gleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird,“ sprach Graf Görz zu ihm. „Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne

Verdächtigung erfunden war, beweist das kürzlich erschienene Werkchen von Beaulieu-Marconnay: „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch.“ Weimar 1874.

von der Glückseligkeit durchdrungen zu sein, zu welcher Ihr Beruf Sie empfänglich macht! Ahmen Sie nicht jenen Fürsten nach, welche die hohe Stufe, auf welcher sie stehen, für eine Last ansehen und deshalb in frivolen Lustbarkeiten ihre Pflichten vergessen! Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen. Nehmen Sie sich mit jeder Morgenröthe vor, Gutes zu thun und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben!"

Der Prinz nahm diese ernste und wichtige Lehre mit dankbarer Empfänglichkeit auf. Dann brachte er mit freudiger Lebhaftigkeit Alles zur Sprache, was ihm die nächste Zukunft darbot: seinen Regierungsantritt, seine Vermählung und die erwartete Ankunft des Doctor Goethe.

Ueber den Letzteren war er des Lobes voll und erzählte der Mutter, wie er mit ihm bekannt geworden.

„Du wirst begreifen, meine liebe Mutter, daß ich begierig war, in Frankfurt den Verfasser des Götz von Berlichingen und des Clavigo kennen zu lernen, den neuen Kometen der deutschen Literatur. Man hatte mir gesagt, daß er einer der angesehensten Familien angehöre und einer der schönsten jungen Männer sei und ich bat den Herrn Hauptmann Knebel, mich mit ihm bekannt zu machen. Der Doctor erschien und sein ganzes Wesen bestimmte mich sogleich, mich ihm

offen und frei mitzutheilen. Auf einem Tische in meinem Zimmer lagen Möser's: „patriotische Phantasien“, noch unaufgeschnitten. Obgleich sie eben erst erschienen waren, so hatte sie der Doctor Goethe doch bereits gelesen und durchdacht und war im Stande, mir einen genauen Bericht abzustatten, wobei namentlich der Punkt zur Sprache kam, daß der Verfasser die Menge kleiner Staaten in Deutschland gerade für günstig zur Ausbreitung der Cultur hielt. Bei Tische wurden die Gespräche fortgesetzt, es kam ein Thema über das andre zur Sprache und ich erfuhr zu meiner Bewunderung, daß der geistvolle Mann nicht nur in schönwissenschaftlichen Dingen zu Hause war, sondern auch mit den Angelegenheiten des praktischen Lebens Bescheid wußte und sich sogar mit Letzteren mit Vorliebe zu beschäftigen schien. Da unser Aufenthalt in Frankfurt zu kurz war, um manches Thema verfolgen zu können, so nahm ich dem Doctor das Versprechen ab, uns nach Mainz zu folgen. Hier verlebten wir noch einige angenehme Tage mit ihm und führten die begonnenen Gespräche fort. Als wir von Paris zurückkehrten, sahen wir Herrn Goethe in Karlsruhe wieder. Er hatte inzwischen mit Herrn von Knebel in Briefwechsel gestanden und in jedem Briefe sich mir liebevoll empfohlen. Knebel war ganz bezaubert von dem schönen geistreichen Mann und auch ich hatte ihn so lieb gewonnen, daß ich ihn wiederholt dringend und ernstlich einlud, uns hier in Weimar zu besuchen. Herr

Goethe hat es uns versprochen und ich erwarte ihn mit Ungeduld; dabei habe ich noch den Nebengedanken, daß er sich nicht bloß zu einem vorübergehenden Besuche einfinden möchte.“

Das Versprechen, welches Goethe dem Prinzen gegeben hatte, wiederholte er, als dieser bald darauf seine junge Gemalin abholte und ihn in Frankfurt abermals sah.

Das junge Fürstenpaar hielt einen glänzenden Einzug in Weimar.

Während die Herzogin Mutter ihre Wohnung in dem sogenannten Palais behielt, bezog das regierende junge Paar das Gebäude, welches ursprünglich für die Landschaft erbaut und jetzt, da es benutzt werden sollte, noch nicht einmal vollendet war. Dieses noch jetzt bestehende, auf der Südwestseite der Stadt gelegene Grundstück erhielt den Namen Fürstenhaus. Es diente bis zum vollendeten Neubau des Schlosses dem jungen herzoglichen Paare zur Wohnung und wurde zugleich für die Sitzungen des Staatsrathes benutzt. Ein großer Saal trennte die beiden Flügel des Gebäudes. In dem ersten Stockwerke befanden sich die Gemächer der Herzogin Luise, in dem zweiten die des Herzogs. Heitere Feste fanden in diesen Räumen statt. Das Erdgeschloß enthielt die Kassen und die Wohnungen für die Beamten. Die Hofküche wurde dem gegenüberliegenden rothen Hause angebaut.

Ganz Weimar war des Lobes voll über die schöne und liebenswürdige Herzogin Luise.

Aber man sprach auch von Goethe.

Dieser hatte der jungen Herzogin ebenfalls das Versprechen gegeben, sie nach ihrem neuen Wohnorte zu begleiten und traf, seinem Worte getreu, schon am 7. November 1775 des Morgens in der Frühe hier ein.

Vorläufig nahm er seine Wohnung bei dem Kammerpräsidenten von Kalb, dem Vater des Weimarschen Cavaliers, der ihn von Frankfurt abgeholt hatte, aber es währte nicht lange, so fand er das Haus, „das ihm das heilige Schicksal gebauet und ausstaffirt hatte über seine Bitten.“

Weimar sprach über ihn.

Er machte Epoche bei Hofe, in der Stadt und überall, wo er sich sehen ließ — der junge Mann, der wie ein Stern aufgegangen war, dem Alle anhängen, für den die Damen schwärmten. Er hatte das sechsundzwanzigste Jahr erreicht, das Alter eines Jünglingsmannes. Vieles hatte er noch von dem Geiste und den Sitten seines Werther-Romans an sich. Er kleidete sich auch noch in die Werther'sche Montirung: „gestiefelt, in blauem Frack mit gelber Weste,“ und die Werther-Uniform wurde in Weimar Mode und auch Karl August trug sie. Wenn er sprach, so kamen herzige und wohlwollende Worte aus dem hold geformten Munde und dabei leuchteten die braunen Augen so sanft und liebevoll. Dann aber zog es plötzlich wie ein Gewitter über seine wunder-same Stirn; er wurde aufgereggt und glühete wie jener

goldene Drache, von dem die chinesische Wundermähr erzählt. Dann sprach er heftig über Leben und Thaten und Werth des Menschen und grollte und gestikulirte, bis endlich wieder die Grazien die Oberhand gewannen.

Außer Karl August, der eifrig nach einer Geistesverwandtschaft mit dem jungen Helden strebte, war Niemand von ihm entzückter als Wieland.

„Ich kniete neben ihn,“ schrieb dieser an Zimmermann, „ich drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“

Und in seinem „Merkur“ schilderte er ihn:

Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig, zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher.
Und Niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit all' unsern Sinnen
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt;
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereinigt!

Der, ungedrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt.

In der ersten Zeit nach Goethe's Ankunft ging es ein wenig wild her. Bei Hofe gab es trauliche Spiele, aber nebenher wurde in Wald und Flur gejagt, getrunken und geabenteuert. Der Herzog und Goethe waren die Häupter.

Anna Amalien behagte das Betragen nicht, aber sie schwieg, und als man sie zum Sprechen nöthigte, sagte sie:

„Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu den kriechenden Geschöpfen gehörte, denen nur ihr eigenes Interesse heilig ist und die nur aus Ehrgeiz thätig sind, so würde ich zuerst gegen ihn auftreten. Ich will nicht von seinen Talenten und seinem Genie sprechen, ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen; das ist doch der erste hauptsächlichste Wille unsers Schöpfers.“

In dem Verhältnisse zwischen Goethe und dem Herzoge sah sie eine gelungene Zukunft durchschimmern; sie hoffte, daß durch diesen Freundschaftsbund der Same, den sie ausgestreuet, gedeihen und Früchte tragen werde.

Außerdem fand sie selber Freude an dem Gaste

ihres Sohnes, da er ihrem eigenen heiteren Lebensgenusse und ihrer Neigung für Kunst und Literatur förderlich war.

Schon vor Goethe war ihr Hof anmuthig. Sie, damals noch blühend, hatte Männer um sich versammelt, die sich ebenso wohl als feine Weltmänner wie als schaffende Dichter, als Galane wie als Poeten, als Ordner wie als Rathgeber auszeichneten. Mit der Berufung Wieland's, der zu den Männern vom feinsten Ton zu rechnen war, begann der Weimarische Hof eine Lieblingsstätte der deutschen Musen zu werden, hätte sich aber auf die Dauer vor dem neu erwachten stürmischen Geist, welcher auf der Literaturbühne erschien, nicht in seinem Glanze halten können.

Nun trat Goethe hinzu, der geniale Chorführer des rheinischen Bundes, der Anführer jener Schaar, welche brausend wie der junge Most, mit Sturmschritt in die Literatur einrückte.

Die Schranken von Amaliens Musenhofe erweiterten sich jetzt. Unter Anna Amalia erblühte am Hofe zu Weimar ein Augustisch Zeitalter, auf welches die deutsche Nation mit Stolz, Bewunderung und Verehrung zurückblickt.

Viertes Kapitel.

Anebel in Tiefurt. — Wieland. — Der Pagenhofmeister mit dem Regenschirm. — Schlittschuhläufer. — Eine verirrte Seele.

Der Winter hatte die Landschaft mit einer dünnen Hülle von Schnee bedeckt und der Frost hatte diese weiße Schummerdecke der Natur gehärtet und polirt, daß sie schier wie ein silberner Harnisch im Schimmer der Sonne erglänzte. Die Wege waren fest und trocken, daß die Füße eines feurigen Mannes schnell und sicher dahin schreiten konnten.

Es war ein heiterer Vormittag, als der Hofrath Wieland sein Hinterzimmer im Söllner'schen Hause in Weimar verließ, um seinem Freunde Anebel in Tiefurt einen Besuch zu machen.

Der Weg führt durch ein dichtes Gehölz, welches das Weibicht genannt wird. Die mit Reif bedeckten Bäume glitzerten in der schimmernden Pracht, womit die Nacht ihre Kronen bis in die kleinsten Zweige geschmückt hatte, wie mit einem Geschmeide aus Perlen und Silberfiligran.

Nachdem der Dichter sich völlig von den Nachwirkungen der Stuben-Atmosphäre befreit und mit der frischen Winterluft vertraut gemacht hatte, mäßigte er den hastigen Schritt, den er anfangs eingeschlagen hatte, und versenkte sich, seiner sinnigen Natur gemäß, in allerlei halb philosophische, halb poetische Betrachtungen.

Er stand bereits am Anfange der vierziger Jahre, hatte aber auch schon den Agathon und den Musarion gedichtet; die Täuschungen der ersten Jugendjahre waren verflogen, aber eine frohe Auffassung der Lebensverhältnisse und eine fast ungetrübte Freude am Dasein waren ihm als unvergängliche Schätze geblieben. Anerkannt als ein Liebling der Musen, die ihm eine lebhaftere Phantasie und eine gewandte Sprache verliehen hatten, als lebendiger und geistvoller Erzähler, als ein feiner Beobachter des Menschengeschlechtes, vor Allem aber als ein liebenswürdiger, sittlicher, der innigsten Freundschaft zugänglicher Mann — fühlte er sich wohl im Kreise seiner Umgebung. Er dachte an den deutschen Merkur, während der Wind die kleinen Reiskrystalle auf ihn herabwehte und die Haubenlerchen vor seinen Füßen aufflogen — an den deutschen Merkur, an die Zeitschrift, die er in's Leben gerufen hatte und die er jetzt gegen gefährliche Nebenbuhler zu schützen hatte. Ja, den Merkur! Er wollte ihn schützen und heben und er fühlte die Kraft dazu. Ein zweiter Voltaire, wollte

er fortan heitere Kunstschöpfungen hervorbringen, sich einer anmuthigen und zugleich correcten Sprache befleißigen, aber auch alle Fragen und Kämpfe der Zeit auf sein Gebiet ziehen; er wollte Kopf und Herz zugleich reden lassen; Poesie mit Gelehrsamkeit, Gutmüthigkeit mit spöttischer Laune, Empfindsamkeit mit Ironie mischen; er wollte ein psychologischer Theilnehmer an allen Partekämpfen sein; er wollte den Schatz der deutschen Nationalcultur vermehren, gleichviel ob er die Ideen dazu aus seinem eigenen Geiste herleiten oder aus dem Erbtheile der Jahrhunderte entlehnen sollte.

Unter solchen Plänen und Vorsätzen wurde das Ziel der winterlichen Wanderung bald erreicht und die Thurmspitze des Dorfes zeigte sich zwischen Wäldern und Hügeln, bevor eine Stunde verlaufen war; — dort lag das Dorf, das Kammergut, dort die Brücke und hier plätscherte die klare Elm und kämpfte wacker mit dem Winterfrost, der den Lauf des Wildfangs hemmen und ihn in eisigem Bette festbannen wollte, — dort der Park, den Freund Knebel mit großem Aufwande ganz herrschaftlich eingerichtet hatte, der aber jetzt öde und schneebedeckt zwischen den Hügeln ruhte.

Wieland schritt über die knisternden Steige und belobte stillschweigend die Fürsorge, die sich auch jetzt in diesem Lustgarten geltend machte: er fand die Terrassen vom Schnee befreit, die zarten Bäume mit

schützender Strohülle bekleidet und die empfindlichen erotischen Strauchgewächse niedergebogen und mit Erde und welkem Laube überdeckt.

Nun zeigte sich auch hinter vier stattlichen Kastanienbäumen das bescheidene zweistöckige Schloßchen mit seinen fünf Fenstern in der Front. Wieland ging an den benachbarten Wirthschaftsgebäuden vorüber und trat ein. Nachdem er in einem der unteren Zimmer Platz genommen hatte, brachte ihm ein Diener unaufgefordert eine Tasse Chocolate und der Herr Hofrath ließ sich die kostbare Erfrischung wohlschmecken. Seine Uhr zeigte erst halb Eins und er wußte, daß Knebel an dem Grundsatz festhielt, sich in dem Unterricht, den er seinem Zöglinge, dem Prinzen Constantin, erteilte, durch keinen Besuch stören zu lassen.

Sobald der Hofrath aber die Kirchturmuhre Eins schlagen hörte, ging er hinauf und trat, nachdem er sich nur durch ein leises Klopfen angemeldet hatte, in das Studirzimmer, wo Knebel so eben seine Lehrstunde beendigt hatte.

Dieser ging dem Freunde mit frohem Willkommen entgegen und auch der Prinz zeigte sich herzlich erfreut, seinen früheren Lehrer und Erzieher zu begrüßen.

Prinz Constantin, der die erste Stufe des Jünglingsalters betreten hatte, war von Körper schlank und wohl gebildet, erschien aber außerordentlich schwächlich und zeigte in seinem Gebahren eine Ruhe, die jenem

jugendlichen Alter nicht gewöhnlich ist. Knebel, der sich auch in seinem Hofmeisteramte als ein höchst gebildeter und verständiger Mann bewährte, suchte vor Allem die Gemüthsanlagen seines Zöglings zu erwecken und zu bilden. „Nur das Herz ist es, worauf ein wahrer, guter Verstand gedeihen kann,“ war sein Grundsatz. Das Gemüth, meinte er, müsse mit Schonung behandelt werden. „Das Gemüth,“ sagte er, „überzieht sich, wie der Körper, bei öfterer rauher Berührung mit einem gewissen callus, so daß Leiden und Freuden weniger tief in dasselbe eindringen können.“

Der Prinz sei nicht heiter genug, klagte er dem Freunde, nachdem der junge Mann sich aus dem Zimmer entfernt hatte. „Das ist ein Zeichen, daß er nicht ganz gesund ist. Junge Leute und auch ältere, wenn sie gesund sind, sorgen nicht. Das Sorgen ist meistens verdorbene Phantasie, eine Krankheit. Man sollte gar nichts mehr sorgen und nur das Gegenwärtige gewiß thun.“

Als Wieland diese Grundsätze billigte und die Ueberzeugung aussprach, daß die Früchte seiner Erziehungsweise einst anerkannt und belobt werden würden, zuckte Knebel lächelnd die Achseln:

„Was frage ich nach der Welt!“ sprach er. „Hat die Welt so viel für uns gethan, daß wir viel für sie thun sollen? Das Zünglein der Waage kommt nie zur Ruhe, wenn man sich zu sehr nach der Meinung Anderer abwägt. Wir müssen, so viel wie

möglich, Herren unseres Schicksals werden, so weit es die eigene Natur zuläßt. Dies erreichen wir theils durch festes Ertragen, theils dadurch, daß wir uns in einen höheren Standpunkt über die Dinge setzen. Bei devoten Gemüthern bringt dies oftmals die Religion hervor und sie hat darin Wunder gethan; auch Fleiß, Liebhaberei, Studium und dergleichen vermögen viel. Nicht bei Jedem gilt das Nämlche; ich lobe aber den, der das Richtige zu finden weiß.“

Das Gespräch der beiden Freunde lenkte sich bald auf das Treiben in Weimar und auf die Veränderungen und den Umschwung, welchen die Verhältnisse bei Hofe seit Goethe's Eintreffen erfahren hatten.

„Welch ein Umschwung stattgefunden hat, wissen wir Alle und sehen es noch täglich mit unsern eigenen Augen,“ sagte Wieland. „Wie mein Zusammentreffen mit Goethe wunderbar, durch ganz widerstrebende Verhältnisse bedingt war, so ist auch unser gegenwärtiges Verkehren seltsam, veränderlich, und man kann nicht wissen, was die Zukunft daraus machen wird. Ich will offen gestehen, daß ich mich damals nicht wenig ärgerte, als er mir die bittere Bille „Götter, Helden und Wieland“ reichte. Freilich hatte ich seinen Götz von Berlichingen nicht gerade günstig beurtheilt, aber aus jener Revanche konnte ich doch ersehen, daß ich es mit einer stürmischen Gesellschaft verdorben hatte.“

„Nu, nu! Goethe hat uns über diese Geschichte

reinen Wein eingeschenkt, als wir in Mainz mit ihm verkehrten,“ erwiederte Knebel. „Er und seine Mitgenossen hatten sich geärgert, daß Sie in Ihrer Uebersetzung des Shakespeare so manche Note angebracht hatten, worin Allerlei an dem großen Autor getadelt war; auch verdroß es sie, daß Sie in der Uebersetzung die griechischen Götter nach moderner Art gebildet hatten, und noch mehr, daß in den Briefen im Merkur diese Behandlungsweise noch besonders gerühmt worden war. Die Veröffentlichung jenes Stückes geschah auch fast wider Goethe's Willen. Lenz, dem er das Manuscript nach Straßburg geschickt hatte, drang darauf, es drucken zu lassen und der Autor willigte nur mit Widerstreben ein.“

„Nun ja, ich weiß das,“ sagte Wieland; „er schrieb mir auch bald nach seinem Zusammentreffen mit dem Erbprinzen einen freundlichen versöhnlichen Brief, worin er mir versicherte, daß er mich als Dichter hoch verehere, daß ich ihm und seinen Freunden auch als Uebersetzer förderlich gewesen und ihm nur als Kritiker ein wenig ungerecht und launisch erschienen sei; dabei sprach er auch seinen Dank aus, daß ich mich im Merkur sehr nachsichtig über jenen Jugendstreich ausgelassen hatte. Mit welcher Freude ich seine Ankunft in Weimar feierte, wissen Sie. Er flößte mir die größte Hoffnung ein, und ich hielt meine frühere Prophezeiung, Weimar werde unter unserm jungen Fürsten zu großer Berühmtheit gelangen, schon für halb erfüllt.“

Und noch heute halte ich an meinem Glauben fest. Er geberdet sich zuweilen gar wüthig und ich könnte mich gar oft von seiner Handlungsweise verletzt fühlen, aber es bleibt mir doch nicht verborgen, daß er sich unserm jungen Herzoge mit Selbstverleugnung und Aufopferung widmet und viel Edles und Großes in dem fürstlichen Jünglinge erweckt. Und ist es nicht bewundernswürdig, wie sein Genie sich bei jeder Gelegenheit offenbart? Er improvisirt nicht nur die schönsten Gedichte, sondern ganze Dramen. Neulich sprach ich mit ihm davon, welch' ein herrliches Stück Caesar geben könne. Da fing er sofort an, die Personen zu charakterisiren und die Scenen des Drama's nach einander vorzutragen."

"Ja, ja, der Goethe ist der liebenswürdigste Mensch," bestätigte Knebel, indem er nach seiner Weise eine derbe Priße nahm; „er hatte gleich damals einen so zauberhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich die Prinzen nach Mainz vorausreisen ließ, um in Frankfurt einen Tag allein bei dem jungen Freunde bleiben zu können. Er erschien mir als der beste Mensch und bis heute habe ich meine Meinung über ihn nicht geändert. Er thut es den Männern wie den Weibern an. Meine Schwester strickt Handschuhe für ihn, correspondirt mit ihm, schreibt aber erst zehn Briefe, ehe sie einen abschickt."

Wieland schwieg eine kurze Zeit lang; man sah ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte und einen

Tadel zurückhielt, der den gespendeten Lobsprüchen erst nachfolgen sollte. An ihm war es nicht befremdlich, wenn er plötzlich aus der heitersten Laune in eine ärgerliche Stimmung verfiel und mit strengen Worten auf denselben Menschen schalt, den er kurz zuvor gepriesen hatte. So lenkte er denn auch jetzt das Gespräch auf das gesellige Treiben in Weimar und verhehlte dabei nicht seine eigene Mißstimmung und Mißbilligung.

„Wenn man den jungen Brausewind ansieht," sprach er, „wie er in seiner Wertheruniform stolz und schlank dahinschreitet, mit seiner prachtvollen Stirn, dem glühenden Auge, der gebieterischen Nase und den zauberischen Lippen, so kann man wohl begreifen, daß mit ihm ein Dämon von Ausgelassenheit in Stadt und Land eingezogen ist. Er ist ein guter Reiter, ein gewandter Tänzer, Fechter und Schwimmer und man sollte meinen, daß er wohl Platz genug fände, sich auszubrausen, aber dennoch ist es diesem Titanen hier überall zu enge für sein Teufelszeug und seine Naturwildheit. Er begeht gar wunderliche Streiche und es giebt Leute, die an Allem Anstoß nehmen und sich über Alles ärgern. Es verdrießt sie nicht bloß, daß der Herzog ihn nicht missen kann, ihn auf dem Zimmer, bei Ritt und Jagd mit sich hat, sondern sie skandalisiren auch über die geringsten Lappalien, zum Beispiel darüber, daß Goethe sich neulich auf Bertuch's Zimmer sein langes schönes Haupthaar gelöst und sich in

bachantischem Kitzel auf dem Boden gewälzt hat. Die Folge davon ist, daß die über das Treiben der hiesigen schönen Geister geschäftige Fama allerlei Skandal in Umlauf bringt, daß man Alles mit Dreckfarbe malt, jedem Uebersprudeln der Laune eine schlimme Deutung giebt, ja sogar die Verleumdungen nicht scheuet."

Wieland machte eine Pause, ein Wort der Zustimmung von Knebel's Seite erwartend; da dieser aber nur schweigend eine Priese nahm, so schwand die letzte Spur von Sonnenschein aus den Mienen des geschwägigen Eiferers.

"Und in der That," fuhr er mit gehobener Stimme fort, "in der That macht sich der unsaubere Geist der Polissonerie und der Frage mehr und mehr geltend und verdrängt nach gerade alles Gefühl für Anstand, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Zucht und Scham. Und solche Gassenbubenstreiche dringen durch gewisse Kanäle, durch gewisse beflissene Berichterstatter in die Deffentlichkeit und die weite Welt wird auch wahrscheinlich binnen Kurzem erfahren, welche Ehre mir zu Ettersburg erzeigt worden ist."

"Sie meinen die Geschichte mit der Alceste," fiel Knebel ein, indem er die Schöße seines weiten Schlafrock's vorn über einander schlug, als wollte er seinen ganzen Menschen zu höherer Aufmerksamkeit sammeln; „ich habe nur halb davon gehört; wie war eigentlich die Geschichte?"

Wieland erzählte nun mit fast komischer Entrüstung,

es sei neulich in Ettersburg die Posse „Orpheus und Eurydice“ von Einsiedel aufgeführt worden.

„Jo, jo, ich weiß," bemerkte Knebel; „konnte leider nicht dabei sein. Bode soll den Pluto ganz trefflich gespielt haben, Mulhorn auch nicht übel den Charon; wie war denn die Gräfin Bernsdorf als Proserpina?"

„Diese letztere Rolle war sicherlich nicht von Einsiedel verfaßt und ich möchte behaupten, daß Goethe sie eingeschoben hat," erwiderte Wieland. „Genug, das ganze Stück war eine Parodie, zu welcher Seckendorf, um den komischen Effekt zu heben, noch eine ganz unpassende Musik componirt hatte. Die Arie aus meiner Alceste „Weine nicht, du meines Lebens Abgott," wurde sowohl dem Text wie der Musik nach auf die lächerlichste Weise parodirt und unter Begleitung des Posthorns abgeleiert. Es kam auch ein Lied an den Mond darin vor, dessen ich mich noch entsinne:

Du gedrechselte Laterne
Ueberleuchtest alle Sterne
Und an Deiner kühlen Schnuppe
Trägst Du der Sonne mildesten Glanz.

„Auf den Reim „Schnuppe“ wurde ein langer komischer Triller angebracht."

„Ho, ho!" rief Knebel und lachte.

„Sie lachen wie die Anderen neulich," sprach Wieland ärgerlich; „die ganze Gesellschaft brach in Hohnlachen aus und gab den äußersten Frohsinn kund.

Mir war die Sache aber doch zu arg und ich fühlte mich tief gekränkt. Mit meiner Alceste habe ich die erste deutsche Oper geschaffen, nachdem die Italiener das deutsche Singspiel zwei Jahrhunderte lang verdrängt hatten. Diese deutsche Dichtung erschien mit deutscher Musik, in der vortrefflichen Schweigerischen Composition. Daß man ein solches Werk durch einen lustigen Streich zu parodiren meint, zeugt von wenig Delikatesse und ich bin dieses Treibens nachgerade müde. Aber wahrscheinlich beabsichtigt man dies gerade und meint, ich würde nun die Dummheit begehen und völlig abtreten."

"So, ho! nicht doch!" entgegnete Knebel besänftigend. "Die Sache war gewiß ganz harmlos gemeint, namentlich von Goethe. In ihren launigen Momenten schonen diese jungen Leute nichts und Niemanden und am wenigsten sich selber."

Diese Beschwichtigung wirkte; Wieland's gutmüthiges Gesicht nahm wieder seinen heiteren Charakter an und er äußerte nur zum Schluß: "Ich bin allmählig dahin gekommen, mich zu keiner Clique mehr zu schlagen. Mir gilt Alles gleich; ich ehre das Gute, wo ich es finde und schätze Verdienste selbst an meinen Feinden, wenn ich ja dergleichen haben sollte."

Fortan behielt die Unterhaltung ihren harmlosen Charakter und die beiden Freunde schieden in der heitersten Stimmung, als Wieland sich wieder auf den Rückweg machte.

Letzterer konnte unterwegs aber doch nicht umhin, über sein Verhältniß zu Goethe mancherlei Betrachtungen fortzusetzen, die ihn nicht ganz befriedigten. Es lag in Beider Naturen eine wesentliche Verschiedenheit begründet; der gute Wieland konnte sich aber nicht klar machen, daß dieser Unterschied seinen Ursprung nicht sowohl in der geistigen wie in der körperlichen Organisation hatte. Er, dessen Sinne der nöthigen Schärfe entbehrten, überreizte seinen geistigen Blick und bewegte sich gern in phantastischen, unklar geformten Visionen, während Goethe, mit seinem scharfen Auge und seiner plastisch geübten Hand, die Dinge in ihrer wahren, bestimmten äußeren Form auffaßte und sie stets mit klarem Ausdruck und in systematischer Gestaltung wiederzugeben verstand!

In der Nähe des Fürstenhauses begegnete Wieland einem Männlein, dessen rundes joviales Gesicht auf einen rüstigen Vierziger schließen ließ. Er war schlicht bürgerlich, unmodisch gekleidet, in einen blauen Ueberrock und zugeknöpfte Weste. Ein weißer Hut deckte nur halb die schlecht frisirten Locken. In der rechten Hand trug er einen Krug Wasser, unter dem linken Arm ein Bündel Reisholz und in der linken Hand einen aufgespannten Regenschirm.

Es war der Professor Musäus, der Verfasser der physiognomischen Reisen, der Straußenfedern und der Volksmärchen der Deutschen. Er war aus Eisenach gebürtig; bei der Bewerbung um eine Pfarrstelle durch-

gefallen, weil er einmal getanzt hatte, fand er in Weimar eine Stelle als Pagenhofmeister und fungirte außerdem als Gymnasiallehrer. Bevor die Herzogin Amalia bedeutendere Geister an ihren Hof berief, spielte er unter den dortigen literarischen Notabilitäten eine hervorragende Rolle; man stellte seine satyrischen Werke sogar neben die von Swift und Rabener. Noch mehr als durch seine geistige Capacität machte er sich in den heiteren Zirkeln der Herzogin durch sein launiges, drolliges Wesen beliebt und zeichnete sich nicht nur durch komische Stegreifverse aus, sondern trug auch dadurch zur Erheiterung bei, daß er nicht selten possenhafte Rollen für das Theater übernahm. Niemand aber übertraf ihn an Harmlosigkeit, Frohsinn, Biederkeit und naiver Liebenswürdigkeit in persönlichem Umgange. Der sonderbare Kauz war daher beim Bürgerstande nicht weniger beliebt als bei Hofe und bewirthete gar häufig seine bürgerlichen Freunde in seinem Gartenhause mit eigenhändig gekochtem Kaffee.

Als er Wieland sah, blieb er stehen und reichte ihm von der rechten Hand so viele Finger, wie er frei machen konnte, ohne den Krug fallen zu lassen.

„Guten Tag, Herr Professor,“ sprach jener, den liebenswürdigen Kumpan freundlich begrüßend; „Sie wollen gewiß nach Ihrem Gartenhäuschen vor der Stadt?“

„Freilich, freilich! Der Garten ist zwar nur klein

und jetzt verschneit und die Hütte eben groß genug, um einen Tisch und ein Paar Stühle zu fassen, aber das Stückchen Land und das Häuschen, das ich mir darauf erbaut habe, sind mir doch ein liebes Plätzchen und ich verzeichne in einem besonderen Journal Alles, was ich dort erlebe. Die Frau Herzogin hat mir das Häuschen bequem ausmöblirt und mit einem Kamin und einem eisernen Ofen versehen lassen.“

„Warum aber so bepact?“

„Ich lasse mich nicht gern bedienen und koche mir meinen Kaffee selber. Dazu gebrauche ich außer der indischen Colonialwaare noch Wasser und Holz, was ich, wie Sie sehen, selber hinaustrage, da ich gesunde Arme und Kräfte habe. Das macht mir keine Schande und meinen guten Stadtgenossen wird es nicht weiter auffallen.“

„Aber weshalb bei diesem Wetter den Regenschirm?“

„Der Regenschirm ist zu allen Zeiten mein treuer Begleiter und mir stets nützlich, denn mit ihm bin ich immer sub jove. Denn es droht immer mit einer oder der anderen injuria temporum. Er schützt mich gegen Regen, Schnee, Staub oder, wenn die Sonne es gut meint, vor ihren Strahlen. Heute muß ich ihn vor den Bauch halten, denn der Wind bläst mir entgegen.“

„Wann gehen denn die Faxen in Ettersburg weiter?“ fragte Wieland. „Es war doch gar zu possierlich, als Sie neulich in dem Hans Sachs'schen

Fastnachtsspiele den Kranken machten und sich unter Gequäk von dem Narrenarzte Goethe die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Bauche schneiden ließen.“

Musäus lachte harmlos.

„Es war ein froher Abend,“ meinte er, „die Nachtfahrt nach Hause wäre mir aber fast übel bekommen. Als wir den Ettersburger Weg herunter fuhren, zerbrach die Schraube am hinteren Kutschriemen. Der Wagen hing nun ganz schief. Wir hielten eine längere Berathung, kamen aber überein, daß es nicht rathsam sei, wieder nach Ettersburg zurückzukehren. Unsere Frauen ließen wir in dem schief hängenden Wagen sitzen, Doctor Böttiger setzte sich auf den Bock und mir schien es am sichersten, hinter dem Wagen herzugehen. Die Nacht war finster, der Himmel bewölkt und ich hatte Noth und Mühe, Schritt für Schritt fortzukommen. Trotz der Finsterniß bemerkte ich, daß der Wagen zuweilen ganz absonderliche Sprünge machte und zu wiederholten Malen aus der geraden Richtung abbog. Da der Kutscher endlich still hielt und sich mit seinen Pferden zu berathen schien, so theilte ich ihm mit, daß es mir vorkäme, als wären wir nicht mehr auf dem richtigen Fahrwege. Er versicherte mir dagegen, ich könnte unbesorgt sein; die Pferde würden uns schon nach Weimar bringen; er hätte sie schon die ganze Zeit gehen lassen, wie sie gewollt; das sei so jeder Zeit seine Methode bei Nacht, denn er selber sei halb blind und könne bei lichtem

Tage kaum den Weg sehen, geschweige in der Finsterniß. Bei so bewandten Umständen verließen die Damen den Wagen und Freund Böttiger den Bock. Wir wanderten hinter dem blinden Kutscher her, der ebenfalls vom Sattelgaul abgestiegen war, und steuerten einem Lichte in der Ferne zu, das uns vom Jakobsthurme zu leuchten schien. Doch konnten wir dieser Richtung nicht lange folgen, denn es kamen uns eine Menge Gräben, Schluchten und Abhänge in den Weg. Bald war der Kutscher mit seinem Fuhrwerke weit hinter uns zurück. Um unser Schicksal und den bösen Weg erträglicher zu machen, plauderten wir mit einander, aber unser Gespräch wurde oft unterbrochen, denn bald verschwand Dieser, bald Jener in einem Graben. Nach vielen überstandenen Gefahren kamen wir endlich dicht vor Weimar wieder auf den gebahnten Weg und um elf Uhr erreichten wir das Jakobsthor. Etliche blaue Flecke, beschundene Kniee und beschmutzte Kleider abgerechnet, waren wir Alle gesund und wohl erhalten.“

„Und wohin ist der Fuhrmann mit Wagen und Geschirr gekommen?“ fragte Wieland.

„Diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten. Ich habe weiter keine Notiz von ihm genommen und weiß bis dato nicht, ob er angekommen ist oder noch auf der Höhe des Etterberges herumkreuzt, um den Weg nach Weimar zu suchen.“

Der abenteuerlichen Erzählung lauschend, hatte sich

der Hofrath dem launigen Professor angegeschlossen und Beide setzten plaudernd ihren Weg fort. Jener wendete bald das Gespräch auf die literarische Thätigkeit des Pädagogen, die seine Theilnahme ganz besonders in Anspruch nahm.

„Es bleibt mir zum Schriftstellern nicht gar viel Zeit,“ erklärte der Professor. „Mein Schulamt raubt mir täglich vier Stunden bei karger Besoldung; um meine schmalen Einkünfte zu verbessern, bin ich genöthigt, noch jungen Leuten von Adel Privatstunden in der Geschichte zu geben. Daher kann ich mir unmöglich als Schriftsteller einen großen Wirkungskreis schaffen. Dabei muß ich doch auch darauf achten, meine Thätigkeit verhältnißmäßig belohnt zu sehen. Die Verleger sind aber fast alle heidnische Götzendiener des Mammon. Als armer Kandidat war ich schon froh, nur einmal Geld zu sehen und mir für eine Stunde den Hunger zu stillen; für meinen Grandison gab mir mein Verleger Wittkind anderthalb Thaler pro Druckbogen; jetzt, wo ich meine Ansprüche höher stellen würde, mangelt es mir vor allen Dingen an Zeit. Aus diesem Grunde fertige ich Gelegenheitsgedichte an; dazu brauche ich nicht den zehnten Theil Zeit wie zu einem Druckbogen vom Grandison und erhalte fast ebenso viel Geld dafür. Als Familienvater, der bei knapper Besoldung täglich eine Wirthschaft zu erhalten hat, bin ich sehr froh, wenn wöchentlich einige Gelegenheitsgedichte bei mir bestellt werden.“

Hochzeiten, Taufen und Geburtstage kommen nicht aus der Mode und die Wohlhabenden, welche solche Feste feiern, gehen mir nicht leicht vorbei.“

„Aber wie steht es mit Ihren deutschen Volksmärchen?“ fragte Wieland.

„Da bin ich erst beim Anfange,“ erwiderte der Gefragte. „Ich verfare dabei gewissenhaft. Vieles schöpfe ich aus dem Sagittarius, aber das Meiste aus dem Munde des Volkes selber, wenn ich es so nennen darf. Ich habe mir früher viel von jungen Frauenzimmern erzählen lassen; vor einiger Zeit entdeckte ich aber eine neue Quelle in einer alten Kinderfrau und einem Soldaten, welche Beide in meinem Hause wohnen. Diese kramen aus ihrem Antiquitätenkasten allerlei Feen- und andere Märchen aus. Ich erzähle ihnen dagegen die Märchen, die ich aus der Jungferngesellschaft weiß, natürlich mit Aenderungen und Zusätzen, und merke mir, welche davon meinen alten Zuhörern gefallen und zu Herzen gehen; Letztere schreibe ich auf und bin überzeugt, daß sie auch dem Publikum gefallen werden.“

Sie waren jetzt in der Nähe der Regelbrücke angelangt und der Hofrath verabschiedete sich.

„So erwarten Sie wohl heute ihre beiden Recensenten?“ fragte er noch beim Scheiden.

„Nein,“ entgegnete der Pädagog, „heute kommt ein junger Mensch zu mir. Der junge Rozebue. Diefem lese ich gewöhnlich vor, was ich geschrieben

habe. Er ist erst vierzehn Jahre alt, besitzt aber Verstand und Geschmacf.“

Während der Professor mit vollen Händen auf der schlüpfrigen Bahn seinem geliebten Gartenhäuschen zusteuerte, schlug Wieland den Rückweg in die Stadt ein, indem er überlegte, in welcher Weise er sich zum Carnevalsball, welcher am Abend stattfand, ausstaffiren sollte.

Es war bereits dunkel geworden. Als er sich dem Stern näherte, drang ihm ein strahlender Lichtglanz entgegen und die Töne einer heiteren Musik von Blechinstrumenten berührten sein Ohr.

Der Stern, der östliche, dunkelschattige Theil des heutigen Parks, durch die Alm vom Fürstenplaze getrennt, befand sich damals noch ohne Verbindung mit der linken Uferseite des Flusses und erstreckte sich von der Schloß- bis zur Floßbrücke. Dieser älteste Theil des Parks, der seinen Namen von den strahlenförmig auslaufenden Gängen erhielt, ist im Sommer zwar feucht, aber schattig und lieblich. Goethe hat bei der Parkanlage einige Veränderungen daran vornehmen lassen; seitdem ist er im Wesentlichen unverändert geblieben, wenn man von den natürlichen Umgestaltungen, welche der Lauf der Jahre hervorbrachte, abzieht. Damals, in Goethe's Jugendzeit, waren die zahlreichen Almen, Tannen, Cypressen und Eichen, welche den Stern füllen, noch im Aufwachsen und die Laubkronen der hohen dichten Bäume, die sich nach

Norden bis an den Fahrweg vor Goethe's Garten hinziehen, verhüllten im Sommer noch nicht die Aussicht nach der Stadt.

Wieland kannte die Ursache der Eindrücke, welche sein Auge und Ohr berührten, und schritt nach dem Sterne hin, um das fröhliche Treiben näher in Augenschein zu nehmen.

Der Hof hatte ein Schlittschuhlaufen auf dem Teiche veranstaltet.

Goethe hatte auch in dieser Kunst das Beispiel gegeben. Ihn selber hatte Klopstock dazu angeleitet. Damals, als sein Herz noch an der in der Blüte abgebrochenen Idylle von Seesenheim krankte, als er, von Schreckbildern gequält, sein Seelenleiden durch körperliche Ermüdung, durch Gilmärche und Fechtübungen vergebens zu beschwichtigen versucht hatte, fand er endlich eine heilsame Zerstreuung in jener Leibesübung, und freute sich, dem Aeolus gleich, von Haft erfüllt, über die Fläche zu gleiten.

Klopstock war ein begeisterter Kühmer des Schlittschuhlaufens. Als er in Kopenhagen wohnte, spürte er, sobald der erste Reif sichtbar wurde, nach allen Bächlein und Gewässern, die sich zu einer Eisbahn eigneten. In Deutschland trat ihm das philisterhafte Vorurtheil entgegen; dort waren in jener guten alten Zeit die mannhaften Uebungen in Vergessenheit gerathen, und wie es den Schweizern anstößig war, daß die Grafen Stolberg sich im Freien badeten, so spöt-

telte man über den bejahrten Dichter der *Messiade*, wenn er sich bei Altona auf dem Eise in knabenhafter Lust tummelte. Er aber blickte mit Stolz auf die Verächter der Eisbahn herab. Er entdeckte in den Schlangenlinien und Schwebungen dieser Gymnastik alle Geheimnisse der Schönheit und entwarf einen Plan für die Fürsten, durch Anlage von Kanälen und Flußverbindungen das ganze Deutschland durch eine Eisbahn zu vereinigen; mit dem Ernste eines Solon gab er Gesetze für den Eislauf; er predigte dafür mit der Salbung eines Heidenbefehrsers und besang ihn in schwungvollen Oden, in denen Herder „ein Schlittschuhhülbenmaß und Wintermorgenmusik, eine Braga's-Erscheinung ohne Gleichen“ erkannte.

Und es gelang ihm, Genossen um sich zu sammeln. An herrlichen Sonnentagen bis spät, wenn der Nachthauch auf dem stehenden Strome glänzte, umgaben ihn die gelehrigen Schüler, Goethe vor Allen mit unmäßigen Behagen. Wenn dann der Vollmond aus den Wolken hervortrat und die weiten überfrorenen Wiesen beleuchtete, die Nachtlust ihrem Laufe entgegen jäufelte, das Eis unter ihren Füßen donnerte, dann erblickten die Freunde Ossianische Scenen leibhaftig vor Augen und bald Dieser, bald Jener ließ in declamatorischem Halbgesange eine Klopstockische Ode ertönen von Tialf's Kunst, von Braga's goldenem Haar, vom Tanze auf schlüpfendem Stahl. So währte die Lust, bis die Nacht den glänzenden Reif gleich Sternen

über den See streute, und begann wieder auf's Neue, wenn das Licht des Decembermorgens, in Düste gehüllt, erwachte.

Erst im vierundsiebzigsten Lebensjahre mied Klopstock den krystallinen Strom und den besflügelten Kothurn; nicht ohne Wehmuth betrachtete er den rostenden Stahl und gedachte der reifglänzenden Morgenstunden und der mond hellen Nächte, die er auf dem Eise verlebt hatte.

Goethe blieb dem Wasserkothurn nicht so lange treu; die Berichte aus seinem Leben melden uns nur, daß er in der Jugend, in den ersten Jahren zu Weimar, der Kunst Tialf's gehuldigt habe.

Damals gab er — wie schon erwähnt — auch hierin ein neues Beispiel. Niemand in Weimar hatte zuvor Erwähnung, am wenigsten Leute vom Stande und angesehene Personen auf dem Eise erblickt. Und jetzt! man schaue nur, wie der Hofrath Wieland es that, nach dem Stern und schüttele, wie er, den Kopf! aber lächelnd, wie er, ohne Mißbilligung und Tadel!

Der Teich im Stern war in der Runde von Lampen und Pechfeuer erleuchtet. Auf der Fläche des Eises tummelten sich die männlichen Schlittschuhläufer en masque; die Damen vom Hofe ließen sich in Schlitten schieben. Von einer Seite des Teiches erscholl eine heitere Janitschaarenmusik; auf der anderen Uferseite prasselten Feuerräder; Raketen schossen zum Himmel

empor und mischten ihr schnell schwindendes bläuliches Licht mit dem Glanze des Mondes.

Wie sie sich wiegen in gefälligen Schlangenlinien! Wie schwebt jener Jüngling, gleich dem pythischen Apollo! und Jener, gleich dem Liebesgotte, mit wehenden Locken! und jener Andere, der sich wie eine leichte Blüte im Abendwinde schaukelt! Dort eilt der Herzog dahin, biegsam wie ein Palmbaum, geschwind wie ein hastiger Pfeil. Rasstlos eilet Goethe, einem entzückenden Gotte gleich; dann wechselt er einige Worte mit der Herzogin Mutter und ergreift die Lehne des Stuhlschlittens und im Nu ist er dem Auge entrückt und mischt sich in schwebender Eile unter die Menge. In den Pausen der Musik hört man frohes Gelächter, abgebrochene Sätze.

„Lassen Sie mich reden!“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß Ihre Worte mich betören werden.“

„Ei, Sie wagen sich in Politik zu mischen —“

„Sagen Sie mir, ob Ihnen der Herzog einen Ring gab!“

„Aimez moi, ma reine!“

„Ich werde meinen Schwur halten.“

Solche abgerissene Reden von dieser und jener Seite vernahm der am Ufer stehende Wieland und dachte bei sich, daß der Genius der Liebe, vielleicht auch Merkur, ein Freund von Intrigue und Betrug, die

Fäden aller dieser Unterredungen in seiner leitenden Hand hielt.

Goethe war inzwischen von Seckendorf abgelöst worden und gesellte sich zum Herzog.

„Ein herrliches Vergnügen!“ — sprach der Herzog. „Das gehört zu den Mächten, die den Tod bezwingen und ein stockendes Alter von uns abwehren. Man wird bei dieser Leibesübung gar nicht müde, sondern sie verleiht uns eine immer neue Schwungkraft.“

„Man kommt wieder mit der frischesten Kindheit in Berührung,“ erwiderte Goethe zustimmend, „und dabei kann man wohl leicht jeden ernstern Beruf vergessen. Dennoch ist es mir öfter vorgekommen, daß, wenn ich einsam und gemächlich im Unbestimmten dahin schwebte, ich zu längst vergessenen Vorsätzen wieder erweckt wurde und sich Manches in meinem Geiste mit wunderbarer Geschwindigkeit entwickelte. Klopstock hatte wohl Recht, daß er uns diese Kraftäußerung empfahl und, wie er selbst über Scherz und Lust seine Würde zu breiten verstand, so veredelte er auch diese körperliche Thätigkeit durch geistige Anregung.“

„Ja!“ rief Karl August, „ich unterschreibe das Recept, das Klopstock seinem Freunde Gleim verordnete: drei helle Stunden des Vormittags Schlittschuhlauf, zwei des Nachmittags, gute Gesellschaft, viel Frühstück, item ein wenig Nordwind zum Trunke bei der Arznei. Treib' dieses acht Tage hinter einander! Probatum

est! — O, Freund," fuhr er, an Wolfgang sich wendend, fort, „laß uns dem Stifter unserer Freuden aus vollem Herzen ein Hoch! anstimmen!"

Während diese Lust, gemischt von jubelnden Stimmen, Instrumentenschall, Feuerwerk und Lichtglanz, sich in die Umgebung des Sterns verbreitete, fand sich, wenige hundert Schritte davon entfernt, das Gegentheil. Denn diese irdische Welt ist ein Bild, in welchem die Freude die Lichtfarbe, der Schmerz den Schatten bildet; Beide liegen dicht neben einander, gehen in einander über, heben und dämpfen sich gegenseitig, aber die Schatten sind tiefer und breiter als die Lichter hell sind und der Totaleindruck des Gemäldes ist düster und stimmt zur Schwermuth. Und auch das bewegliche Leben in diesem Bilde bestehet in Gegensätzen von Lust und Leid, doch die Freude kommt zu uns geschlichen wie eine Schnecke, das Unglück aber naht uns wie ein Habicht im Fluge.

An den Höhen und Felsenabhängen des linken Flußufers wandelte mit unstetem Schritte eine weibliche Gestalt. Sie war in einen Mantel gehüllt, dessen Kapuze das Haupt und den größten Theil des Gesichts verdeckte. Wenn sie aber die großen blauen Augen nach dem Monde emporrichtete, fielen seine Strahlen auf ein liebliches, bleiches, ovales Antlitz, das von dunkelblondem Haar umrahmt war.

Diese Gestalt, welche hier am öden Ufer umherirrte, war das schöne Hoffräulein Christiane von Laßberg. Die Hofleute erzählten sich von ihr eine trau-

rige Geschichte. Der hübsche, stolze Officier von Wrangel, ein Schwede, der vor kurzem am Hofe zu Weimar erschienen war, sollte ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft und sie dann verlassen haben. Thatsächlich war es, daß der junge Hauptmann jetzt in Erfurt weilte, und es hieß, er bewerbe sich dort um die schöne reiche Gräfin Wambold. Thatsächlich, ja augenfällig war es auch, daß das Hoffräulein in der letzten Zeit krank, bleich und gebrochen erschien wie eine geknickte Lilie.

Sie war so schlank und zart und jung.

Aber der Tiger Tod würgt auch die junge Gazelle.

Christiane hatte jetzt die Stelle des Ufers, nahe der Schloßbrücke erreicht. Heute ist es ein stiller, friedlicher, mit Anlagen und Wegen verzierter Ort. Damals aber war die Stelle einsam, düster und schauerlich; eine dichte Gruppe von Lindenbäumen ließ wenig Licht hindurchdringen und die herrschende Stille wurde auf unheimliche Weise durch das Rauschen und Brausen eines hohen Wehrs unterbrochen, welcher sich oberhalb der Schloßbrücke befand. Dort staute sich das Eis, welches die Fluß trieb, und das Wasser bahnte sich wirbelnd und brausend einen Durchgang.

Kalt war es und das Mädchen zog zuweilen unwillkürlich die Falten des Mantels dichter um die zarten und schlanken Glieder; aber nur zuweilen; — dann ließ sie die Hülle wieder los und schritt hastig vorwärts. Was kümmerte sie die Tücke des Winters, unter der sich die Sterblichen krümmten?

Aber zum Monde blickte sie auf. Sein Licht hatte sie oft mit Sehnsucht und Hoffnung erfüllt. Jetzt hoffte und sehnte sie nichts mehr, aber sie fühlte sich doch hingezogen zu dem Freunde ihrer Leidensstunden.

Sie sprach; aber Niemand sah sie, Niemand hörte sie. Niemand außer dem Mitfühlenden, der, nahe am Abgrunde, gleichen Schmerz und gleiche Qual empfunden hat und, nachdem der Tod das unglückliche Kind ereilt, das Auge des Geistes zurücklenkt auf jene Leidensstätte.

Jetzt fuhr sie mit der kalten Hand an die glühende Stirn und glitt herab nach dem Auge, eine Thräne zerdrückend. Dann blickte sie noch ein Mal hinauf nach den im Mondlichte matt glänzenden Sternen, an denen in der Tiefe die Raketen vom Feuerwerke vorüberhüschten wie irdische Trugbilder an dem Geschmeide der Ewigkeit vorübergleiten.

Dann verließ sie das Ufer und schritt dem Linden-dickicht zu, schwankenden Schrittes, wie Trunkene, Wahnwitzige, Verzweifelte gehen; erst langsam, dann hastig, wie von Furien gejagt.

Auf einem Umwege nahte sie wieder dem Flusse und blickte zum ersten Male tief und anhaltend hinein in die kalte, düstere Flut. Sie wendete den Kopf, als blicke sie sich um nach einer rettenden Hand, als erwarte sie einen Gedanken voll Trost und Hoffnung. Aber dunkel, verzweifelt, unerträglich erschien ihr das Leben — hohl, krank, gebrochen wie ihr Herz. Wieder

schaute sie hinab; finster war der Abgrund, aber einen silbernen Streif zog der Mond über das wirbelnde Wasser und die schnell dahin fahrenden Eisstücke.

War dort unten Erlösung zu finden von dem Fluche des Daseins?

Fünftes Kapitel.

Ein Hofball. — Hofleute und Weltenstürmer.

Zwischen dem Schlittschuhlaufen auf dem Teiche im Stern und dem darauf folgenden Hofballe hatten die Betheiligten kaum so viel Zeit, sich umzukleiden. Eine Freude drängte die andre, Lustbarkeit folgte auf Lustbarkeit. Das Treiben nach Goethe's Ankunft war in der ersten Zeit heiter, nicht selten ausgelassen; trotzdem klagten viele adlige Herren und Damen über Langeweile.

Die Herzogin Amalia liebte besonders Tanz und Maskeraden und während der Carnivalszeit fand wöchentlich eine *Redoute en masque* in dem Saale und den Zimmern des Rathhauses statt. Alle Adlige, Staatsbeamte und angesehenere bürgerliche Personen hatten gegen ein Eintrittsgeld von sechszehn Groschen Zutritt, doch mußte Jeder maskirt erscheinen und durfte sich im Saale nicht demaskiren. Nebenbei war für die Bürgerlichen ein besonderes Zimmer bestimmt, wo sie vom Tanze ausruhen und sich an kalten Spei-

sen, Backwerk und Getränken gegen billige Bezahlung erfrischen konnten. Der Hof zog sich in ein anderes Zimmer zurück, wohin Niemanden sonst der Zutritt gestattet war.

Dort, im Saale des Rathhauses, treffen wir auch heute die festliche Versammlung, eine zahlreiche belebte Gesellschaft.

Die Herzogin Amalia zeichnete sich vor allen Andern durch ihre Lebhaftigkeit aus und war im Tanze fast unermüdet. Nur klein von Gestalt, erschien sie dennoch majestätisch, glänzte auch äußerlich durch einen kostbaren Domino und einen reichen Brillantenschmuck. Dabei war nichts gesucht Imponirendes in ihrer Erscheinung, vielmehr walteten die einnehmenden Eigenschaften in ihrem Wesen vor.

„Wie leicht sie dahin schwebt!“ sagte der Graf von Görz zu Herrn von Büchau, indem er ihr bewundernd nachschaute.

„Sie hat eben so wunderschöne Füße wie Hände,“ erwiderte der Kenner; „ich wüßte Niemanden unter den Damen zu nennen, der mit solchem Anstande tanzte.“

„Es müßte denn Fräulein von Rostitz sein.“

„Oder Frau von Stein.“

„Oder eine geborene von Uchtritz.“

„Sie meinen meine Gattin,“ sprach der Graf lachend; „o nein, wie könnte man sie mit der Herzogin, diesem hastigen reizenden Wesen vergleichen!“

„Jetzt ist sie erschöpft.“

„O, nicht doch! Von Koppensfels hat sie aufgefordert; wieder fliegt sie dahin und so wird es fortgehen bis drei Uhr morgens.“

„Kommen Sie, Bünau! wir wollen ein Spielchen wagen,“ sagte Herr von Lyncker, indem er sich hastig näherte; „auch die Herzogin ist so eben an den Pharostisch getreten.“

In der That stand die Herzogin am grünen Tisch und setzte einen halben Louisd'or.

„Sie spielt gern, wie alle Frauen,“ meinte von Lyncker. „Die Frauen sind schon durch ihre Nerven und ihr Temperament auf das Spiel hingewiesen. Alle die zufälligen Umstände, welche mit dem Spiele verknüpft sind, erscheinen ihnen angenehm, weil sie dadurch in Aufregung gerathen. Sehen Sie nur, welche Ungeduld jene Dame dort zeigt! Man sieht ihre Augen unter der Maske funkeln. Wie krampfhaft ihre Hände mit den Marken spielen, während die Karten gedeckt werden! ich möchte behaupten, daß ich ihr Herz pochen höre.“

„Sehen Sie nur dagegen unsre polnische Gräfin!“ erwiderte Görz. „Diese reizende Gräfin bleibt beim Spiele trotz aller Leidenschaft in der vollkommensten Ruhe, immer heiter und sanft. Es ist schade, daß unser Spielsaal so bescheiden ist; für sie müßte ein Tempel des Glücksspiels errichtet werden, denn es ist ihr Cultus, ihre religiöse Ueberzeugung.“

„Die Herren drängen sich um sie,“ fügte Herr von Hefler hinzu, der, die letzten Worte hörend, heran-

getreten war; „sehen Sie doch: Wigleben, Werther, Klinkowström, Jeder möchte ihr erster patito sein; ich will diejenigen nicht nennen, die aus ihrer Börse zu schöpfen hoffen.“

„Eine herrliche Gestalt!“ sprach Bünau, in Bewunderung versunken. „Wie voll ihr hellblondes Haar um das stolze Haupt herabfällt. Sie steht groß und kühn da, wie ein Feldherr.“

„Wen meinen Sie? doch nicht die polnische Gräfin?“ fragte Görz.

„Nein, Jene dort, die mit kochender Ungeduld die Louisd'or auf den Teppich wirft und von dem Rechen des Croupiers wegraffen sieht.“

„Rien ne va plus!“ rief der Croupier.

„Jetzt ändert sie ihre Schlachtpläne und ertheilt mit flammenden Blicken dem Croupier ihre Befehle. Sie vergift sich selber; dieses Weib ist der Dämon des Spiels.“

„Wenn Sie die Blonde dort meinen,“ sagte der Graf, „die hat einen höllischen Magen, wie man sich in der Sprache der Spieler ausdrückt. Die verfolgt die Königin, ohne zu wanken und zu weichen, ohne sich durch die Wechselfälle des Schicksals irre leiten zu lassen.“

„Dort stellt sich auch die hübsche Bürgerfrau mit den runden Schultern an den Spieltisch.“

„Ich lobe mir den alten Herrn dort,“ sprach Herr von Lyncker; „das kleine Männchen mit den wachsweißen Händen und den knöchernen Fingern. Ich sehe

ihn bei jeder Redoute am Roulette-Tische sitzen; gegen Morgen zieht ihn seine Gemalin sanft vom Tische fort."

"Dem ist das Spiel so unentbehrlich wie anderen Kranken die Arznei," sprach von Hefler. "Aber lassen Sie uns doch auch ein Spielchen machen! Unsere Herzogin scheint schon befriedigt."

"Sie tanzt zu gern, um sich lange beim Spiele aufzuhalten," meinte Görz.

Als die Herren an den Roulette-Tisch traten, setzte die Herzogin noch einen Laubthaler.

"Es ist das Letzte, das ich wage," sprach sie lachend; "bis jetzt habe ich nur verloren."

Die Herren vom Hofe nahmen es mit dem Spiele ebenfalls leicht; nur der Herr von Berlepsch setzte sich mit Ruhe und Ernst an die Seite des Tisches und stützte den Kopf auf beide Arme, um das Spiel sorgfältig zu beobachten.

"Störet mir den Herrn nicht!" sagte Graf Görz lächelnd, "der unterscheidet sich von vielen anderen Leuten dadurch, daß er seine Louis'dor nicht ohne Berechnung und Eingebung hinwirft."

"Wie werde ich das thun!" entgegnete Jener, indem er nur flüchtig aufblickte; "weiß ich doch auch, wie veränderlich und launisch das Glück ist."

"Berlepsch gewinnt fast immer," flüsterte Görz seinen Begleitern zu, "aber er kennt auch seinen Cylinder."

"Was heißt das?"

"Ah, ich sehe, Sie verstehen nichts vom Spiele," entgegnete der Graf. "Mit Berlepsch ist es ganz das

Gegentheil. Der weiß, so genau wie das ABC, wie die Nummern im Cylinder folgen. Wenn das Spiel unregelmäßig ist, studirt er so lange, bis er einen Faden gefunden hat, der ihn durch die Unregelmäßigkeit leitet; dann versucht er es zuerst mit den Duzenden, darauf mit den Sechsen, bis er seine Nummer gefunden hat."

"Was verstehen Sie unter einem unregelmäßigen Spiele?" fragte Büchau.

"Ein unregelmäßiges Spiel ist ein phantastisches," erwiderte der Gefragte. "Es springt von 1 auf 36, von 20 auf 7, von 5 auf 35; dadurch darf man sich aber nicht in Erstaunen setzen lassen; man muß mit den seltsamen Launen des Spiels völlig vertraut sein."

"Ein regelmäßiges Spiel würde also solches sein, welches in seinen Sprüngen weniger unordentlich verfährt?"

"Ganz gewiß; bei einem regelmäßigen Spiele wechseln die gewinnenden Nummern nur zwischen den Nummern eines Duzend; ein geschickter Spieler weiß ihnen dann von Duzend zu Duzend zu folgen und diejenige Nummer zu treffen, welche die größte Wahrscheinlichkeit für den Gewinn hat."

Während der Graf Görz seinen Freunden diese Lektion im Hazardspiel erteilte, hatte die Herzogin Amalia bereits den Roulette-Tisch verlassen und drehte sich wieder im munteren Walzer mit einer ihr unbekanntem Maske, von welcher sie zum Tanze aufgefordert worden war. Die Herzogin ließ in dieser Hin-

sicht keinen Standesvorzug gelten; auch wäre die Unterscheidung schwierig gewesen — man hätte die Damen der Noblesse von denen des Bürgerthums allenfalls an den schlichteren Farben ihrer Roben, an der geringeren Phantasie im Schmuck, an der größeren Zahl von Perlen und Diamanten, vor Allem an ihrer souverainen Sicherheit und vornehmen Autorität unterscheiden können.

Als die Herzogin den Tanz beendet hatte, näherte sie sich dem Regierungsrath von Einsiedel.

„Erkennen Sie, wer dort in dem gelben Domino steckt?“ fragte sie, indem sie unvermerkt auf eine Person deutete, welche sich in der Mitte des Saals hielt.

Es war eine schöne, kräftige Gestalt, jugendlich schlank und gleichzeitig von männlicher gereifter Gedrungenheit.

„Es ist unser Apostel Kaufmann,“ fuhr die Herzogin in heiterem Tone fort; „ich sehe es an der fürchterlich langen Nase der Maske, welche seine natürliche lange Nase bedeckt. Wenn es wahr ist, was er behauptet — daß er nämlich Alles kann, was er will, so hat er diese Gabe dem großen Nasenknochen, womit die weise Mutter Natur ihn beschenkte, zu verdanken. Sagte doch Wieland neulich, er müsse auf diese moralische Fähigkeit verzichten, da ihm von der Natur nicht ein solcher Nasenknochen verliehen worden sei.“

„Wieland bezog sich wahrscheinlich auf Lavater,“ entgegnete Einsiedel. „Dieser hat Kaufmann zu einem Universalgenie gestempelt und sieht seine größte Kraft

in seiner Nasenwurzel. Aber auch die Stirn, die Augen, ja das Haar dieses Menschen, behauptet er, zeugen von kindlicher Einfalt und zugleich von Heldengröße, von den erhabenen Eigenschaften eines Menschen, der, wie wenige Sterbliche, gekannt und verkannt werde. Im dritten Bande der Lavaterischen Physiognomik steht Kaufmann auch nicht weniger als fünf Mal, theils in Kupferstich, theils im Umriß, theils in Silhouette.“

Kaufmann war inzwischen in das Nebenzimmer getreten und nahm die Maske vom Gesicht. Jetzt zeigte sich sein schönes, von flatterndem Haare und langem Barte umrahmtes Antlitz, dessen jugendliche und doch energische Züge schwer bestimmen ließen, welchem Lebensalter die kräftige Gestalt, der stürmisch feurige Blick angehörten. Als der Domino sich zufällig vorn öffnete, erblickte man eine breite nackte Brust.

„In einem solchen Aufzuge erscheint also der Wundermann an fürstlichen Höfen,“ sprach die Herzogin mit unbefangenen Lachen.

„Euer Durchlaucht hätten ihn sehen sollen, wie er seinen Einzug in Weimar hielt!“ entgegnete der Regierungsrath. „Wer den biederen Schweizer in Jacke und Beinkleidern von grünem Fries, den Knotenstock schwingend, auf seinem Schimmel reiten sah, der hätte wirklich vermeinen können, er sähe einen anderen Don Quixote leibhaftig vor sich.“

„Sie sind Alle absonderliche Gesellen, diese Sturmgenies, die der Goethe nach sich gezogen hat,“ fuhr

die Herzogin fort; „sehen Sie doch dort den großen Klinger! er steht so stolz und steif da; keine Spur von Jovialität, aber auch nichts von seiner schroffen Wildheit, die er in seinen Theaterstücken offenbart hat.“

Anna Amalia hatte mit wenigen Worten den jungen Mann treffend gezeichnet. Klinger, Goethe's Landsmann und einst Genosß des Frankfurt-Darmstädter Kreises, erschien in seinem herben, unbiegsamen Aeußeren vielleicht so unhold, aber nicht im mindesten so ungestüm und roh leidenschaftlich wie in seinen Jugendschriften, von denen schon mehrere über die deutsche Bühne gegangen, und andere wie „die neue Arria,“ „der Derwisch,“ „Otto,“ „Sturm und Drang“ und die in fünf Tagen niedergeschriebenen „Zwillinge“ den Freunden wenigstens im Manuskrifte bekannt geworden waren.

„Goethe scheint noch immer vernarrt in ihn zu sein,“ meinte Herr von Werther, der die letzten Worte der Herzogin gehört hatte. „Ich war bei seiner Ankunft gegenwärtig, die ganz unerwartet geschah. Goethe umarmte ihn mit inniger Liebe und rief ein Mal über das andere: du toller Junge! du närrischer Junge!“

„Ich weiß indessen, daß sich Goethe von der fessellosen Wildheit, die Klinger in seinen Stücken offenbart, unsanft berührt fühlt,“ erwiederte die Herzogin. „Neulich entlief er, als Klinger uns eines seiner Manuskrifte vorlas. Er konnte es nicht länger ertragen, Klinger aber äußerte ganz gefaßt und unbefangen, so Etwas sei ihm schon öfter passirt. Als ich diese

Aeußerung nachher unserm Goethe mittheilte, meinte Dieser lachend, wer eine solche Contenance besäße, der eignete sich zu einem General.“

„Er läßt sich ebenso wenig aus der Fassung bringen, wie der kleine Lenz, der lahme Kranich, wie er sich selber bei Goethe anmelden ließ, als er hier eintraf; mir kommt es vor, als wäre das Männchen halb toll.“

Bei diesen Worten deutete Einsiedel auf eine kleine zierliche Person, die sich demaskirt hatte und ein allerliebstes blondes Köpfchen blicken ließ, dessen Gesichtszüge fein, fast etwas stumpf gezeichnet waren, aber durch die sanften blauen Augen einen besonderen Reiz erhielten.

„Lenz möchte ich in Bezug auf Contenance durchaus nicht mit Klinger gleichstellen,“ erwiederte die Herzogin. „Er ist im Gegentheil fast immer zurückhaltend und schüchtern; manche seiner Eigenthümlichkeiten könnte man mit dem wunderlichen launenhaften Wesen vergleichen, mit dem sogenannten Spleen der englischen Gäste, die uns zuweilen mit ihrem Besuche beehren. Indessen,“ fuhr Anna Amalia mit gutherzigem Lächeln fort, „heute Abend wird er sich hier behaglicher fühlen als bei seiner Ankunft; er befindet sich auf einem bal masqué und nicht auf einem bal paré, wo man genöthigt ist, ihn als einen närrischen Kauz gelten zu lassen.“

Diese Aeußerung bezog sich auf die seltsame Weise, wie Lenz sich zuerst beim Hofe von Weimar eingeführt hatte. Im Gasthose zum Erbprinzen abgestiegen, hatte

er erfahren, daß bei Hofe ein bal paré stattfand, und war, in der Meinung, dies sei ein Maskenball, im Domino dort erschienen. Als er ohne Umstände ein vornehmes Fräulein zum Tanze aufforderte, wurde man auf den wunderlichen Gast aufmerksam und Goethe erkannte nicht ohne Aerger den Ungeladenen, dem man dann auch zum Ergözen der Hofleute den Zutritt gewährte.

Goethe erschien auf der Redoute so schön, lebendig und genial, wie ihn die Genossen jener Zeit an vielen Orten beschrieben haben. So schön und ebenmäßig, wie er sich vor wenigen Stunden als Schlittschuhläufer gezeigt hatte, erwies er sich jetzt als Tänzer. Er erschien mit dem Selbstbewußtsein eines vollkommenen Menschen, ohne sich die geringste Nachlässigkeit, den geringsten Verstoß gegen die feinste Sitte zu gestatten. Straff und stolz ging er einher, und doch verrieth jeder Schritt die größte körperliche Gewandtheit und Sicherheit. Wenn er die Maske abnahm, so wirkte der unwillkürliche Zauber der sanften Augen, aus welchen Liebe, Gutmüthigkeit und treuherziges Wohlwollen hervorleuchteten, und der Reiz des wunderbar geformten Mundes, der berufen war, die Sprache der Musen und Grazien zu reden. In seiner ganzen Erscheinung offenbarte sich Macht, Reichthum, Geist, tiefes Gemüth, schonende Milde und Adel der Seele.

Wenngleich er auch in jener Jugendzeit schon eine seltene Selbstbeherrschung verrieth, welcher im Alter eine Fülle von Lebenserfahrungen zur Hülfe kam, so

waltete doch noch eine glühende, wunderbar aufgeregte Stimmung vor, welche seine Freunde zuweilen noch im hohen Greisenalter an ihm bewunderten, jener trüb glänzende Anflug vom Werther, in welchem er namentlich den Frauen wie ein schimmernder Stern erschien.

Als er sich vom Tanze erholte und der Herzog ihn auf kurze Zeit frei ließ, gesellte er sich zu Wieland und Beider Gespräch lenkte sich auf Lenz. Goethe äußerte sich mit der schonendsten Liebe über den wunderlichen Menschen.

„Er gleicht einem kranken kleinen Kinde; man muß ihn lieb haben,“ sprach er; „es wird ihm noch wohl werden bei uns, so wohl, wie es ihm werden kann; wir müssen ihn wiegen und ihm zu spielen geben, was er haben will.“

„Lenz muß regelmäßig seine dummen Streiche machen,“ meinte Wieland, „und wenn sie ihm nicht thatsächlich gelingen, so bringt er sie zu Papiere, sei es im Felde oder in der Stadt. Trotz alledem muß man den Jungen lieb haben. Er ist ein seltsames Gemisch von Genie und Kindheit; ein Dichter ist er nur zur Hälfte, denn es fehlt ihm die Produktionskraft und der Verstand trotz aller Imagination. Er möchte gern etwas beginnen und weiß nicht was; sein Blick ist umnebelt und er tappt im Finstern wie ein Maulwurf. Man hat ihm auch zu viel in den Kopf gesetzt; hier bei uns wird er bereits gedemüthigt. Ich bin auch der Meinung, daß er ein gutes Geschöpf ist, dem man nicht jeden dummen Streich für eine Bos-

heit anrechnen darf und über das man lieber milde als streng urtheilen muß.“

„Was halten Sie von Klinger?“ fragte Goethe.

„Der Löwenblutsäufer?“ entgegnete der Hofrath lächelnd. „Der betrügt sich gegen Jedermann wie ein Mensch aus einer anderen Welt. Sein Inneres scheint mit seiner eigenen Würde und Hoheit austapeziert. Und doch gehört er auch nur zu den Leuten, die aus ihren eigenen Materialien nichts machen können; was hilft es da, Löwenblut zu saufen? Er hat Langeweile und es fehlt ihm an Subordination. Für solche Bursche wäre es am besten, sie gingen unter die Soldaten.“

Es schien nicht, als ob Goethe seinem älteren Freunde Unrecht gäbe. Er schwieg mit zustimmender Miene und wendete sich bald wieder von ihm, um, wie ein loser Schmetterling, der Flamme, die ihn anzog, zuzufattern.

Diese Flamme war ein Stern, ein glänzender Stern am Hofe Weimar's und noch glänzender in Goethe's Leben, — ein Stern in seiner launenhaften Bahn.

Es war Charlotte von Stein.

Sie stammte aus altem thüringischen Adel und war die älteste Tochter des Weimarischen Hofmarschalls von Schardt. Kaum sechszehn Jahre alt, wurde sie von der Herzogin Amalie zur Hofdame ernannt und sieben Jahre später verheirathete sie sich mit dem Kammerjunker und Stallmeister, Baron von Stein, Erbherrn auf Kochberg, einem schönen, gesellig gebildeten

Hofkavalier. Die Vermählung geschah im Schlosse und im Beisein des Hofes.

Diese Ehe hatte bereits zehn Jahre gewährt und war mit sieben Kindern gesegnet, als Charlotte von Stein mit Goethe bekannt wurde. Sie war sieben Jahre älter als er und zählte drei und dreißig Jahre.

Charlotte von Stein galt damals für eine der interessantesten Persönlichkeiten am Weimarer Hofe und wird als solche von den Zeitgenossen, auch von Schiller, geschildert. Letzterer rühmt den sanften und offenen Ausdruck ihres Gesichts, ihren gesunden Verstand, ihr Gefühl und offenes Wesen. Die Bildnisse, welche von ihr aufbewahrt sind, zeigen keine sinnliche Züge von heiterem Ausdruck. Sie besaß Weltbildung und hatte eine, den Zeitverhältnissen nach, sorgfältige Erziehung genossen. Sie war mit der Literatur, auch mit ernsterer Lektüre bekannt, sang, spielte Klavier und hatte Neigung für Zeichnen und Malen.

Goethe war auf wunderliche Weise mit ihr schon bekannt geworden, ohne sie persönlich erblickt zu haben. Er hatte in Pyrmont bei dem bekannten Arzte Zimmermann ihre Silhouette gesehen und war auf das tiefste von dem sanften Ausdruck ihrer Züge berührt worden.

Der gefeierte junge Dichter trat zu dieser lieblichen Frau in ein höchst wunderbares Verhältniß. Er entbrannte zu ihr in einer Liebe, deren Flamme alle anderen Einflüsse überwältigte, sich zehn Jahre lang in voller Glut erhielt und, zu seinem Heile und Unheile, die mächtigste Wirkung auf seinen bunt gewobenen

Lebensgang und seine Characterentwicklung ausübte. Er rühmte ihren Einfluß als den Talisman einer schönen Liebe, als ein Band, das den Banden der Natur gleich komme, und ihm Mutter, Schwester und Geliebte ersetze, als ein Mittel, allen Liebesverirrungen zu entsagen und die Welt mit reinem, befriedigtem Blicke anzuschauen. Durch sie, meinte er, wären die in seiner Brust verschlossenen Schätze allmählig entfaltet, auseinander gelegt worden, durch sie habe er einen Maßstab für alle Menschen, durch ihre Liebe einen Maßstab für jedes Geschick, für alles Treiben, Wünschen und Sinnen der Menschen erhalten und die Welt sei ihm klar und lieb geworden, seitdem er in ihrer Liebe einen Ruhepunkt gefunden habe.

Kurz zuvor von der Leidenschaft zu seiner geliebten Lili losgerissen, fand er, mit noch wunden Herzen, die reizende Frau, welcher er sein Leid ohne Rückhalt klagen durfte. Bisher nur von jungen einfachen Mädchen angezogen, begegnete er jetzt einer welterfahrenen Frau von Rang und Bildung, einer vornehmen Dame voll Takt und Gewandtheit, welche freundlich gewillt war, ihn, den Neuling, durch die ungewohnten verwickelten Verhältnisse des Hoflebens mit Rath und That zu leiten.

Wir können darüber nichts Bestimmtes wissen, ob jenes Verhältniß wirklich ein rein platonisches und geschwisterlich freundliches gewesen, wie man darzustellen sich vielfach bemüht hat; wohl aber wissen wir, daß der junge Mann sich anfänglich dem ganzen Unge-
stüm

seiner heißen Natur hingab, daß Charlotte Kraft und Klugheit aufzubieten hatte, um den begehrliehen Anbeter in Schranken zu halten, daß Beide schwere Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht zu bestehen hatten, um endlich zu einem innigen wohlthuenden Verhältnisse zu gelangen. Sie wechselten länger als zehn Jahre fast täglich Briefe; die von Goethe, welche allein erhalten geblieben sind, gleichen reizenden Liebesgedichten, Verherrlichungen einer Frau, welche von dem Herzen ihres Verehrers noch höher gefeiert wurde als Petrarca's Laura; sie offenbarten zugleich in der lebendigsten Weise alles Schöne und Edle in Goethe's Natur.

An jenem Abende erschien Charlotte von Stein wie eine liebliche Fee, einfacher als die übrigen Hofdamen gekleidet, aber dennoch hervorragend durch geschmackvolle Wahl des Costüms, durch ihr anmuthiges Gebahren und anspruchslose Holdseligkeit.

Sie lieb ihrem Bewerber mit unverhohlener Freude ihr Ohr.

Er nannte sie seine Zauberin, die ihn gebunden hielt.

„Aber Sie tropfen Mäßigung in mein heißes brausendes Blut,“ fügte er hinzu. „An Ihrem Blicke erhellen sich meine Sinne; Ihre Gestalt leuchtet mir treu und freundlich durch das Gewirr des Lebens, wie die ewigen Sterne durch die Strahlen des Nordlichtes hindurch flimmern. Alle meine Schwächen lehne ich an Sie an, alle meine Lücken fülle ich durch Sie aus; auf dem Grunde Ihrer Liebe finde ich Stille und

Gleichmuth und unbemerkt keimet in meinem Herzen auf, was Sie darin säen. Es ist ein heiliges Verhältniß, den Menschen unsichtbar.“

„Ja, durch Sie wird mir die Welt wieder lieb,“ entgegnete sie in weicher Huld, „und dennoch mache ich mir Vorwürfe. Wozu dient es, Ihnen und mir Qualen zu bereiten? Es ist mir wohl, wenn ich Sie ansehe, aber ich sage mir manchmal, daß es nicht recht ist. Oft sehen Sie still und sorgenvoll aus und dann fühle ich auch, daß Sie für mich sorgen. Launen haben Sie auch, aber an Ihnen sind sie mir nicht unerträglich. Wenn ich einmal böse werde, so ist es nur, weil Sie meine Liebe nicht erkennen.“

„O, meine Madonna!“ entgegnete er in leisem aber eindringlichem Ton; „wie erhaben und unerreichbar erscheinen Sie mir! muß ich mit meinen Hoffnungen zwischen Himmel und Erde hangen bleiben, während Sie, versunken in den Glanz, der Sie umgiebt, zu dem Sterne über Ihrem Haupte aufschweben? O, wenn es doch irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Ihnen sichtbar und gesellig zu eigen machte!“

„Ich will Ihnen gern versprechen, immer und immer fort für Sie zu sorgen,“ entgegnete sie. „Es giebt ja Geschwister in der Welt, die bis in ihr hohes Alter zusammenbleiben. Aber Sie werden sich doch wohl mit der Zeit eine Frau nehmen; leid thun würde es mir immer, wenn ich sie auch noch so gern lieben wollte.“

„Ich küsse Sie mit dem Kuß der Gedanken,“ sprach er mit glühendem Blick; „ich bin so fest mit Ihnen verbunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an eine Trennung dächte. Nichts kann mich von dir trennen, du süßer Traum meines Lebens, du Schlaftrunk meiner Leiden.“

Der Tanz wogte im Saale lustig fort. Nach Mitternacht minderte sich die Zahl der Gäste, aber die Zurückbleibenden wurden nun von Stunde zu Stunde heiterer, lauter und unbeschränkter. Die Herzogin blieb unermüdet und man wußte, daß sie, wie immer, bis zuletzt ausharren würde.

Sechstes Kapitel.

Kraft-Genies. — Ein kaltes Grab. — Werther-Erinnerungen.

Die Kraft-Genies hatten sich indessen, von der Hitze und dem Gewirre ermüdet, aus dem Saale fortbegeben und hielten noch im Gasthose zum Erbprinzen vertrauliche Gesellschaft bei einer Bowle Punsch. Hier war es, wo sie ihren stürmischen Herzen Luft machen konnten.

Kaufmann führte das Wort; er sprach über den hohen Werth der Wahrheit.

„Wem es um Wahrheit zu thun ist, der sucht allenthalben das Wahre und freuet sich desselben allezeit,“ sagte er, gegen seine breite haarige Brust klopfend. „Der ist ein Feind der Wahrheit, der sie nicht annimmt, sobald er sie fühlt — und wenn sie noch so gemein und wenn sie von seinem Todfeinde, und wenn's möglich wäre, daß sie vom Teufel vortragen würde.“

Hier schwieg er und blickte Lenz, der ihn mit einer possirlichen Grimasse ansah, starr in's Auge; dann fuhr er mit erhöhtem Pathos fort:

„Wenn ich als ein ehrlicher, braver Kerl so geraden Weg fortwandle, werden mir freilich allenthalben Schurken im Wege stehen, die mich entweder mit gräßlichen Gesichtern und lautem Gebell wegschrecken oder mit der geheuchelten Miene ehrlicher Wegweiser bei der Hand nehmen und auf krumme Abwege hinführen wollen. Aber fortgewandelt! — Ich weiß es — die ersten werden auf beiden Seiten ausweichen, wenn ich ihnen muthig entgegen trete; wenn ich männlichen Schrittes mitten durch sie hindurch schreite, werden sie sich wohl gar recht ehrerbietig geberden, dann mich aber etwa von hinten kneipen. Aber es thut nicht weh. Nur den Arm darf ich heben und athemlos liegen sie da, denn die Schurken haben kein Herz. Die Anderen werden, sobald ich mich ihren Händen entrisßen habe, mir das Klagelied unbefolgter Aristarchen nachkrächzen und mir ein lautes Wehe! nachbrüllen. Aber angenehmere Töne, das Triumphjauchzen der Tugend und der freudige Zuruf vollendeter Brüder schallt jetzt bereits meinen entzückten Ohren entgegen, daß es nicht das Krächzen, nicht das Gebrüll von hinten mehr hört.“

„Wahrheit!“ rief Klinger, „Wahrheit und Klarheit! Schauet nur den Lenz an! er ist in ewiger Dämmerung! Da lobe ich mir unsern Wieland, der ist voll Größe, Liebe, Güte und Bescheidenheit, der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen habe. Und was soll ich von Goethe sagen? ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen.“

„Du schiltst mich, daß ich in Dämmerung lebe,“ entgegnete Lenz, zu Klinger gewandt. „Soll ich, wie ein ungezähmtes Roß, ollen Zaum und Zügel abstreifen? O, ich erkenne den Zuchtmeister, in dessen Hände ich fallen werde. Einsamkeit, Noth und Kummer werden mir Moral lehren. Aber es wird mir gut in der Welt gehen, so lange ich selber gut bin, denn ich habe dort oben einen sehr guten Vater, der Alles sehr gut gemacht hat, und wenn es sich mir nicht allzeit so darstellt, so liegt die Schuld an meinem dummen Verstande. Was ich als Schriftsteller bin, weiß ich. Meine Gemälde sind alle noch ohne Styl, sehr wild und nachlässig auf einander geklebt und haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den Nesseln meines Schicksals, halb in Schlamm versunken, liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann. Aber dies Alles muß gut sein, weil es mir in jenem geheimen Rathe oben so zugeprochen ward. Ich murre nicht, habe auch nicht Ursache, weil ich es mir selber zugezogen habe. Bei meiner Jugend, Schwachheit und Thorheit führt mir der Himmel doch immer weise, reise und große Freunde zu, die mich wieder auf die Beine bringen.“

Kaufmann glaubte, die letzten Worte theilweise auf sich beziehen zu können. Er ergriff Lenzens Hand und sprach mit pathetischer Stimme:

„Um Gotteswillen, rascher Jüngling voll Ideale,

halte Dich, schließe Dich an! wirke nicht eher, als bis Du mit treffender, siegender Kraft wirken kannst! Harre, bis Du Erfolg hoffen kannst! Und daß Du nicht erliegest im Harren, geduldig werdest im Dulden des Bösen, dessen Reise noch nicht gekommen ist, — so siehe auf Gott und sein Ebenbild Christus!“

Lenz blickte ihn einige Augenblicke schweigend an; dann, als wollte er zeigen, daß er einen anderen Lehrer als ihn gemeint habe, wendete er sich an Wieland mit den Worten:

„O, Wieland, entziehen Sie mir um meiner Sonderbarkeiten willen Ihre Freundschaft nicht! bedenken Sie, daß die Welt ein Ganzes ist, in welches allerlei Individuen passen, die der Schöpfer mit verschiedenen Neigungen und Kräften ausgerüstet hat, die ihre Bestimmung in sich selber erforschen und hernach erfüllen müssen, sie sei welche sie wolle! das Ganze giebt doch hernach die schönste Harmonie, daß der Werkmeister mit gnädigen Augen darauf hinabsieht und gut findet, was er geschaffen hat. O, Wieland, werden Sie mein Lehrer in der Kunst, das Panier der Tugend mitten im Meere der Welt aufzupflanzen!“

Wieland zeigte sich schon damals gern als psychologischer Theilnehmer, wodurch er sich das grenzenlose literarische Zutrauen erwarb, das ihm beinahe sein Leben lang erhalten blieb. Mit freundlicher Miene beantwortete er die Anrede:

„Siehe, Lenz, wie es Andere machen! Weiße schrieb elende Stücke und wurde zum Himmel erhoben. Engel,

Gekler, die Stephanis, und wer weiß mehr, schreiben, was du und ich nicht lesen mögen, und werden gelobt. Willst du gelobt sein, so schreibe nach ihrem Muster! Aber davor bewahre dich der Himmel! Nein, Lenz! Verflucht sei der Federzug, den du thuest, um von den Männern gelobt zu werden, welche die Werke des Geistes in's Klasten legen und, was drüber und drunter ist, verwerfen! Begnüge dich, denen zu gefallen, die Herzen haben! Diese posaunen nicht, trommeln nicht, aber sie stellen, was du Gutes machst, in den Tempel, wo ihre Kinder und Kindeskinde dein Bild umarmen und dich, ihren Freund, ihren Bruder, bei jeder Thräne, jeder Aufwallung ihres Herzens segnen werden. Newton und Kopernikus, die Gotteswerke nachmaßen, haben den Schöpfer weniger gerühmt, als der Greis, der sich in seinem Sonnenstrahl wärmt und hinauf seufzt, bis er die Hand sieht, die sein kahles Haupt erquickt. Tausend Thore sind, wodurch die Natur in unsre Herzen eindringt. Die Schulweisen kennen nur Eines und haben alle anderen verrammelt. Auch das eine kennen Wenige recht. Als einmal Shakespeare's Macbeth in meine Hände fiel, da ich überdachte, was ich gelesen hatte und es zusammenhielt mit den Regeln, fand ich Zauberkraft und dadurch Zauberstab. Da sah ich, daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Ich sah noch mehr. Ich sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Ich

sah, daß Hundert gegen Einen nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie sei schön. Der Geist, der in ihr weht, spricht nie zu ihnen. Siehe, Lenz, das ist Europa's Aesthetik!“

Während Lenz dieser Auseinandersetzung mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, sprach Klinger fleißig der Bowle zu und nöthigte Kaufmann, der sich sehr mäßig zeigte, auf allerlei Trinksprüche anzustoßen.

„Ich weiß, Klinger,“ sprach Dieser, „ich weiß, daß du mich liebst und lieben mußt, aber auch, daß du mit allem Raisonniren mich nicht kennen lernen wirst, noch gar nicht kennst. Ewig werde ich Wirken und Handeln allem Anderen vorziehen. Ich handle so gut wie ich kann; wenn's ein Anderer besser macht, so ist mir auch Freude. Inpertinent ist es, wenn Jemand fordert, ich solle Jedem nach seiner Pfeife tanzen. Ich werde alle diese Pfeifen zerichmettern. Ich habe einen Gott in mir. Von Niemanden verlange ich einen Willen — nur Meinung, nur Rath, den ich anhöre, überlege, aber nur dann befolge, wenn es mir vortheilhaft erscheint.“

Der Hofrath setzte sich jetzt dichter an den Tisch, als wollte er es sich nun noch behaglich machen, nachdem er seinen Lehrbrief diktirt hatte. Lenz aber schlich hinauf nach seinem Kämmerlein.

Lenz schlich hinauf, denn er wollte allein sein mit dem Wehe, das er im Herzen trug. Er fühlte sich jetzt oft recht verlassen unter den Menschen; dann

überschlich ihn Schwermuth, die ihm wie ein Glück vorkam.

„Eine sanfte Melancholie verträgt sich wohl mit unserer Glückseligkeit,“ hatte er zu Wieland gesagt; „ich hoffe, sie wird sich noch in reine Freude auflösen, wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag.“

In solcher Stimmung pflegte er, Zuflucht zu den stillen und reinen Genüssen der Natur zu nehmen.

„An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst,“ schrieb er einem Freunde; „sie mag ihre Stirn mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werde ich versucht, wie der alte Junius Brutus mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken.“

In dieser Nacht aber war die Stirn der Natur recht dicht mit Nebeln umhüllt und dazu noch ragten hohe Mauern weit hinauf, daß man vom lieben Himmel wenig sehen konnte.

Als Lenz das Fenster seines Zimmerchens öffnete und er das vom Punsch und Tanz erhitzte Antlitz hinaushielt und hinunterblickte nach der einsamen beschneiten Straße, die von dichtem Nebel und matten Mondlicht erfüllt war, — da fühlte er sich recht fremd und das Weh im Herzen wurde stechender.

Er konnte nur mit Mühe die gegenüberliegenden Häuser erkennen. In keinem Fenster schimmerte Licht. Die Straße war leer und öde; nur eine Gestalt schlich

über das Pflaster und an der dunklen Vermummung und dem schweren Schritt, unter welchem der Schnee knisterte, erkannte er den Wächter.

Aber er ließ seinen Blick und seine Gedanken nicht auf dieser fremdartigen öden Stätte weilen. Er lenkte die Augen seines Geistes nach einer Gegend des Rheins, unweit von Straßburg. Er sah sie lebhaftig vor sich, und es war nicht Winter, sondern ein schöner Sommerabend. Er sah sich selber, wie er den grünen Feldweg von Drusenheim nach Sesenheim wandelte.

Jetzt führte der Weg durch ein Wäldchen.

Und gleich beim Ausgange des Wäldchens lag das Dorf.

Und der Kirche gegenüber ein Haus, ein gastfreundliches Häuschen mit einem Strohdache. Das Zimmerchen dort im oberen Stockwerke, dessen Fenster bis an das Strohdach reichten, war seine Wohntube, die ihm der gute Pastor einräumte, wenn er zum Besuch eintraf.

Goethe hatte vor ihm dort gewohnt.

Er schlich sich nach der Hinterthüre, vorüber an einer hölzernen Bank, die von zwei Bäumchen beschattet war, und trat ein. Friedrike kam ihm entgegen.

Friedrike, die Goethe geliebt hatte, — konnte sie ihn lieben?

„Goethe!“ sprach er jetzt, indem er aus seinem Traum erwachte und das Fenster schloß und den verquollenen Rahmen mit der geballten Faust festschlug, — „Goethe! er hat das warme Herz jenes Engels

getäuscht und verlassen und sonnt sich jetzt in den kalten Strahlen einer Hofdame. Er hat es mit Vielen so gemacht, der Weiberknecht, der gleich entflammt und die Herzen bestrickt und, wenn er Gegenliebe gefunden, sich davon macht, um sich nicht die Flügel seiner Flatterhaftigkeit zu versengen. Ich aber,“ — hier wurde der Ton seiner Stimme leidenschaftlich und schmerzlich — „ich möchte, dem Pygmalion gleich, mich an ihre Lippen festsaugen, Lebenslust saugen — in ihren Schoß mein thränenreiches Haupt zur Ruhe legen.“

Er versank in Nachsinnen, als lenkte er noch ein Mal die Gedanken mit der ganzen Kraft seines Geistes nach jener Stätte zurück.

„Ja,“ sprach er dann dumpf vor sich hin, — „ja, ich war dort ein anderer Mensch als ich hier bin. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre. Alles, was ich geredet und gethan habe, that ich im Traum.“

Er trat wieder an das Fenster. Der Nebel war gesunken, der Mond zeigte sich lichter, nur mit einem grünlichen Schimmer umgeben, am Himmel.

„Wie betrübt Luna aussieht!“ sagte der Unglückliche bei sich; „wie betrübt! Dort steht sie unter den Sternen, wie eine enttrohnte Königswittwe unter ihrem Hofenvolk; schweigend, vergrämt. Aber ich liebe sie, alle Menschen lieben sie und trinken beseligt ihre Schönheit.“

„Friedrike!“ fuhr er nach einer Pause fort;

„Friedrike! ich wünschte, ich hätte das Mädchen nie gesehen, — ich bin so unglücklich. Was könnte mich schadlos halten? der Ruhm! o Ruhm, großes Wort! Könnte ich so emporsteigen, wie jener Stern, der sich dort oben am Saume des Daches zeigt und, bevor es tagt, emporsteigen wird zum Zenith! Aber gleicht nicht der Ruhm jener Sphinx, die mit todten Augen den Wanderer anstarrt, der sich durch die Wüste zu ihr hin mühet?“

Er öffnete ein Schubfach seines Schreibtisches und holte ein Sträußchen welker Blumen hervor.

„Armes, liebes Ding!“ sprach er, die gestorbenen Erinnerungszeichen betrachtend.

„Friedrike!“ begann er nach einer Pause, „Friedrike, meine Seele ist wie ein leerer Tempel; nimm Platz darin, als meine Göttin! doch nein, nicht leer ist mein Herz. Deklamire ich doch zuweilen, wie der Ritter Amadis, nichts als Flammen, Dolche, Pfeile und Wunden. Ha ha!“ — das Lachen klang schauerlich in der stillen Nacht — „ha ha! ich schäme mich meiner Empfindungen nicht, wengleich sie nicht allzeit mit festem Schritt hinter der Vernunft hergehen.“

Seine Empfindungen folgten freilich nicht der Vernunft, aber auch seine Vernunft ging bereits auf Abwege. Der Unglückliche ahnte nicht, daß ihn in kurzer Zeit die Nacht des Wahnsinns umfassen würde — dasselbe schreckliche Geschick, welches später den ihm ähnlichen Dichter des „Hyperion“ traf.

Die Nacht ging zu Ende, die Ballräume des Rath-

hauses wurden von den ermüdeten Tänzern verlassen. Auch die Bowle, um welche sich die Genies versammelt hatten, war geleert und die Weltenstürmer ruheten wie andere schwache Geschöpfe im Schoße des erquickenden Schlummers.

Mit dem neuen Tage erwachte aber auch wieder das frische Regen und Treiben. Goethe und der Herzog waren bei guter Stunde wieder auf dem Eise.

Als sie sich dem Wehr bei der Schloßbrücke näherten, sahen sie Leute beschäftigt, einen Leichnam aus dem Wasser zu ziehen.

Es war der Leichnam des unglücklichen Fräuleins von Laßberg. Sie hatte ihren Tod gerade an der Stelle gefunden, welche Goethe des Abends betrat, wenn er von Frau von Stein zurückkehrte und wo er stets noch eine Zeit lang zu lustwandeln pflegte.

Weshalb wählte sie gerade diesen Ort? Man fand in der Tasche ihres Kleides ein Buch, nur halb von der Nässe aufgelöst. Das Buch hieß „Werther's Leiden.“

Zwischen jener Uferstelle und dem nächsten Hause lagen damals zwei sandige Plätze, welche bald darauf in Parkanlagen umgeschaffen wurden. Das Haus stand allein neben einer Gartenmauer. Es war das fürstliche Stallgebäude und enthielt auch die Wohnung der Baronin von Stein, der Gemalin des Oberstallmeisters. Heutzutage wird es vom russischen Kaplan und vom Hauptmann von Schütze bewohnt und enthält im unteren Geschos die griechische Kapelle.

In diesem Hause besuchte Goethe täglich die Ge-

liebte seines Herzens. Hierhin ließ er auch den Leichnam des beklagenswerthen Mädchens bringen. Den Nachmittag verbrachte er, schmerzlich in der Seele verwundet, in der Gesellschaft der Geliebten und der Todten. An die jammernden Eltern suchte er Trost- worte zu richten.

Am Abend sprach er mit Knebel und Wieland über das schmerzliche Ereigniß. Dabei wurde auch des Werther gedacht.

Man sprach über die große Wirkung, welche das Buch gefunden durch seine Lebenswahrheit, durch die darin offenbarte starke und wahre Leidenschaft, aber auch durch die ruhige und besonnene Behandlung des Stoffes; man erkannte an, daß dieses Buch einen allgemeinen, tiefen menschlichen Schmerz ausdrücke und schon aus diesem Grunde nicht nur in Fleisch und Blut der Literatur übergegangen sondern auch in ganz Europa ein Echo in den Herzen der Menschen gefunden habe.

Goethe nahm das Lob gern hin, aber er meinte, mit dem Buche sei er eigentlich in die Bahn Lessing's getreten; weshalb pries man ihn also als den Dichter der Empfindsamkeit oder bespöttelte ihn als einen gefühlvollen Narren.

„Lessing selber hat dies nicht eingesehen,“ fügte Goethe hinzu; „denn er spricht sich dahin aus, nur der christlichen Erziehung sei es vorbehalten gewesen, solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen; zur Zeit des Sokrates würde man solche

Liebeschwärmerei kaum einem Mädchen verzeihen haben. Mein Zweck war aber gerade der, mit der Selbstquälerei abzuschließen; ich wollte mir das Fieber aus der Seele schreiben, denn damals war ich eben ein solcher Wanderer und Waller auf der Erde, wie der gute Werther. Nun aber machte man mich zum Chorführer der empfindsamen Leute. Man verfolgte mich mit zudringlichen Forschungen nach der Wahrheit der Geschichte; man grub Werther's Leiche aus und secirte sie. Werther's trauriger Geist verfolgt mich überall und ich habe oft schon die thörichten Blätter verwünscht, in denen ich meine jugendlichen Leiden der Welt offenbarte. In einem Briefe an Eichenburg äußert Lessing, das Werk bedürfe, wenn es nicht Unheil stiften sollte, noch einer Schlußrede, eines Winkes, wie andre Jünglinge sich vor einem solchen Schicksale zu bewahren hätten, und ich bin willens geworden, bei einer neuen Auflage des Buches solche Warnung in einem Motto auszusprechen.“

„Vielleicht kommen Sie von diesem Vorsatze wieder zurück,“ meinte Wieland.

„Ich sympathisire mit den meisten von Werther's Empfindungen über das Schicksal der Menschen,“ sprach Knebel, „aber nicht allen kann ich folgen, denn sie sind zu überspannt. Es fehlt ihm trotz seiner Empfindlichkeit an allgemeinem Menschengefühl; er sieht in den Menschen nur Engel und Schurken und nimmt die wahren und bekannnten Eindrücke der Natur mit fremden Sinnen, mit einer fremden Organisation auf.“

Wie alle Selbstmörder, so besitzt er in seinem zerrütteten Zustande keine wahre Anschauung, keine richtige Schätzung der Dinge, sondern vereinigt alle Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt. Indem er einerseits die gewöhnlichen, von uns vernachlässigten Werke der Natur schön und interessant findet, erblickt er gerade im Menschen nichts, was seiner Achtung und Liebe würdig wäre. Daraus entspringt der Hang zur Einsamkeit, der Mangel an erheiternden Eindrücken, Haß, Widerwille und Stolz. Dies macht bei Werthern einen Theil seiner Schuld aus. Daß man durch das Buch zum Selbstmorde verführt werden könne, glaube ich nicht, aber dennoch ist es nicht gleichgültig, ob der Mensch über diesen Punkt Meinungen bei sich festsetzt, welche die Leidenschaften begünstigen oder solche, welche dieselben ersticken und die Sinnlichkeit durch den Verstand einschränken. Dem Verfasser des Werther hätte es, meiner Meinung nach, wohl angestanden, die Fehlschlüsse eines verirrten Geistes aufzudecken und eine verwerfliche Handlung als wirklich verwerflich zu zeigen. Dies ist gewiß die richtige Aufgabe eines von Gott begabten Menschen, der zur Erziehung des Menschengeschlechts ausersehen ist.“

Dieser Auslassung des Freundes widersprach Wieland.

„Es handelt sich in dem Buche nicht um moralische Discussionen,“ sagte er, „sondern darum, zu zeigen, wie ein vernünftiger und schätzbarer Mensch bis zu einem solchen Schritte gebracht werden kann.“

Im Drama, wie selbst in *Emilie Galotti*, tritt eine solche gewaltsame That schnell auf und erscheint deswegen mehr oder weniger unwahrscheinlich. Hier aber können wir in einer langen Reihe von Briefen den Charakter nach allen seinen kleinen Bestimmungen derartig durchschauen, daß wir ihn selbst bis an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn, wie *Pygmalion's* Bildsäule, so belebt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben und kein einziger Zug von ihm unbekannt und unkenntlich bleibt. Einen Selbstmörder zum Gegenstande des Mitleides machen und an seinem Beispiele zeigen, daß ein allzu weiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, — das heißt nicht eine Apologie des Selbstmordes schreiben.“

Es entstand eine Pause. Nach einigem Nachsinnen hob Goethe wieder in erzürntem Tone an:

„Die verdamnte Empfindsamkeit hat mich nach gerade lange geärgert, und ich habe es auch in der geflickten Braut genugsam gezeigt, wie ich diese Gefühlschwelgerei und Sentimentalität verachte — dieses Leben in der Einbildung, das im Mondenschein spazieren geht, an Wasserfällen schlummert, weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen hält und sich immer des zärtlichen Umganges mit der Natur rühmt — diese Stubenhocker, die sich dabei vor der Feuchtigkeit des Thaues, vor Schnupfen, Mücken und Ameisen fürchten und die Lauben, Grotten und Wälder in ihre Stube verlegen möchten, — die immer von ihrem

besonderen Effekt sprechen, ohne sich selber dabei etwas zu denken, — denen immer der Athem in der Brust stockt, indem sie sich schauernd in hohen Himmelsfreuden verschweben, — und alle die Zauberbücher vom Siegwart, vom guten Jüngling und der neuen Heloise — ha! diese fatalen stürmischen Herzensbewegungen, diese holde Traurigkeit, dieses tantalische Streben nach fliehendem Genuß — diese Kindereien von Tröpfen, welche nicht einsehen, daß Himmel und Erde ihnen Ekel bohren!“

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Aber wir wollen leben. Ist's doch immer noch auf der Welt ganz gut, wer sich nur Freuden zu schaffen weiß. Sie sollen wir auch nicht auf den armen Werther schmähen, die Narren! Welchen Ton wollen sie dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen? Aber nach solchen Gräueln danken sie Gott und singen ein Te Deum darauf*). Ja, damit ihr es wisset: wenn es auch Thoren mag gegeben haben, denen das Buch zum Unheil gereichte, so habe ich andererseits auch einige Briefe aufzuweisen,

*) Goethe zu Lord Bristol. — Siehe auch: „Biograph. Einzelheiten in Goethe's Werken Bd. 27. Ausg. in 40 Bdn. — ferner: Eckermann's Gespr. Band III und Viehoff's Leben Goethe's, Bd. III, S. 443.

worin mir junge Leute ihren Dank dafür aussprechen und versichern, sie seien dadurch auf den Weg der Ehre und Tugend zurückgeführt worden.“

Es war spät geworden und die Freunde trennten sich.

Goethe zog es wieder zurück nach der Stätte, wo die Laßberg ihren Tod gefunden hatte.

Er ging unruhig und gedankenvoll auf und nieder, Jemanden erwartend. Während dieser Zeit ließ er seinen Betrachtungen freien Lauf, die sich, von dem Gespräch über Werther angeregt, auf eine anziehende Scene seines Lebens richteten.

Er gedachte seines Aufenthaltes in Wezlar, seines oft wiederholten Ganges nach dem Dorfe Garbenheim, das er in Werther's Leiden in Wahlheim umgetauft hatte.

Es trat ihm Alles leibhaftig vor Augen:

Der Pfad, den er vom Wildbacher Thore aus einschlug, die breite Landstraße vermeidend — an dem lieblichen Felsenbrunnen vorüber, über die Anhöhe, von wo man die weite Gegend überschauet und in die schönen vertraulichen Thäler der Lahn und Dill hineinblickt.

Dort die Spitze des hohen Stoppelberges, von dessen Kuppe ein schöner Waldweg nach dem Dörfchen Volpertshausen führt, wo er die Lotte kennen lernte.

Und nun durch den Wald, bis zur Anhöhe des Lahnberges, die das Dörfchen amphitheatralisch umgiebt.

Dort liegt Wahlheim, zwischen Schluchten und Wiesenthälern, — in einer unaussprechlich schönen Natur — das Dörfchen mit seinen rothen Dächern und seiner Kirche.

Und vor der Kirche das heimliche Plätzchen, rings von Bauernhäusern, Scheunen und Höfen eingeschlossen und von der alten ehrwürdigen Dorflinde überschattet.

Unter diese Linde versetzte er sich wieder in seinem Geiste. Die junge Wirthin, die gelassene und zufriedene Frau, läßt ihm ein Tischchen und einen alten geschnörkelten Stuhl in den Schatten hinsetzen und bringt ihm den Kaffee.

Nun gedachte er auch der Freunde, mit denen er auf diesem idyllischen Plätzchen zusammentraf: des Epikuräers Goué, des Stoikers Kielmannsegge, des wohlwollenden Gotter und Restner's, Lotte's späteren Gemals.

So erschien der Schauplatz des Werther vor seinen Augen — die Stätte, wo er die Saat gestreuet, die noch fort und fort ihre Früchte, ihm oft recht bittre Früchte brachte, — die Stätte, wo er, von zarter Liebe begeistert, das schwärmerische Werk erjonnen hatte, das noch in Vieler Herzen wiedertönte. Es wurde ihm auch die Ueberzeugung, daß dieser Platz für immer einer heiligen Erinnerung geweiht sein werde und daß, wenn die alte ehrwürdige Dorflinde, die ihm Schatten gereicht, einst gefallen, die Enkel ferner Zeiten neue Bäume pflanzen werden zum Gedächtniß des Dichters von Werther's Leiden.

Goethe erwachte aus seinem Nachdenken, als der Erwartete erschien.

Es war der Hofgärtner.

„Wir wollen das Andenken der Unglücklichen durch ein Denkmal erhalten,“ sprach Goethe; „aber nicht hier an dieser Stätte selber; man kann hier weder beten noch lieben. Dort drüben den Platz wollen wir wählen, von wo man ihre letzten Pfade und ihre Todesstätte übersehen kann.“

Es war ein eisig kalter Januarabend und der Boden tief gefroren. Aber sie arbeiteten mit Hacke, Spaten und Hammer und höhlichten auch einen Felsen aus, um einen stillen Platz zu schaffen.

Nachdem der Gehülfe gegangen war, arbeitete Goethe noch allein.

„Der Hofgärtner und ich haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt ich noch allein bis in ihre Todesstunde,“ schrieb er am andern Morgen der Frau von Stein.

Dies ist die Stelle des heutigen Parks, dicht am linken Ufer der Ilm, mit Büschen und Wegeanlagen geziert, zwischen dem Stern und der griechischen Kapelle.

Siebentes Kapitel.

Des Herzogs Borkenhäuschen und Goethe's Gartenhaus.

In dem Park von Weimar, und zwar in dem vom Stern abgetrennten Theile, welcher auf dem westlichen Ufer der Ilm liegt, befindet sich in der Nähe des Flusses noch heute eine mit bemooster Baumrinde bekleidete Hütte mit einer hölzernen Galerie, niedrigen Fenstern und zwei Eingängen, an deren einen sich hinten eine Felsentreppe anschließt.

Der Standort dieses Borkhäuschens war ursprünglich ein wüster Platz gewesen, der sich an eine Felsen-Gruppe lehnte und von Eichen überschattet wurde. Bei Gelegenheit eines Festes, welches Goethe zu Ehren der Herzogin Luise veranstaltete, ließ er in der Stille den Platz ebnen und die Einsiedelei erbauen, welche bei der dramatischen Aufführung von Wichtigkeit war.

Das Borkenhäuschen blieb nachher stehen, ja, der anspruchslöse junge Herzog machte es sogar zu seiner Sommerwohnung.

In dieser Waldsiedelei, die nur einen kleinen viereckigen Raum umfaßte, hielt sich Karl August auf, wenn

er recht ungestört sein oder nur mit Goethe und anderen Freunden speisen und plaudern wollte. Er nannte die Hütte sein Kloster und arbeitete und übernachtete hier. Er fühlte sich hier so recht behaglich, denn sein Herzensfreund hatte sie gebaut und von hier konnte er auch nach seinem Gartenhause jenseits des Sterns blicken und über das Ilmthal und die Wiesen von Ober-Weimar. Hier konnte er abends nach schwülen Tagen in der vorüberfließenden Ilm baden, in den vollen rothen Mond schauen, wenn er hinter dem Berge bei Ober-Weimar aufstieg, und in der stillen Nacht die Waldhörner hören, die sein Forstmeister Wedel erschallen ließ.

In dieser romantischen Klause finden wir ihn mit Goethe zusammen.

Sie sind ungestört und plaudern in aller Herzigkeit und Vertraulichkeit und das brüderliche „Du“ waltet als Anredewort.

„Es ist mir, offen gestanden, doch lieb, daß die Gefellen nun fort sind,“ sagte Karl August.

Er meinte die tolle Gesellschaft, die ihm eine Zeit lang so viel Spaß gemacht hatte.

„Lenz mußte nothwendiger Weise entfernt werden,“ erwiderte Goethe, „denn seine Affenstreichche arteten schließlich in eine Ejelei aus. Was Klinger anbetrifft, so konnte ich nicht mit ihm wandeln; er drückte mich; seine harte Wunderlichkeit war mir wie ein Splitter im Fleische. Als ich es ihm sagte, gerieth er außer sich und verlangte eine Erklärung, die ich ihm nicht geben

konnte und mochte. So schieden wir. Freilich muß ich bekennen, daß ich dabei den Einflüsterungen Kaufmann's Gehör gegeben hatte. Klinger hat seitdem an mich geschrieben und sich gerechtfertigt; ich bin jetzt überzeugt, daß jene Einflüsterungen eine elende Klatscherei waren und daß ich ihm Unrecht that.“

„Kannst du dir denken,“ hob der Herzog nach einer Pause an, „daß mir Kaufmann mit brahmanischer Stirn das Fleisshessen untersagte? Die Kartoffeln pries er mir als die einzige gesunde und beste Nahrung und rieth mir selbst an, meine Unterthanen in den einfältigen Naturstand, wo man sich hiermit begnügte, zurückzuführen.“*)

Goethe schwieg.

„Ich antwortete ihm,“ fuhr der Herzog fort, „bisher hätte ich mit Heinrich IV. geglaubt, meine Unterthanen nicht glücklicher machen zu können, als wenn ich es dahin brächte, daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe.“

„Nicht wegen jener Ansicht will ich ihn einen Schelm schelten,“ sprach Goethe; „aber dieser Panurg und Waldteufel ist lange genug vergöttert worden. Wie den Fürsten und Herren, Weisen und Gelehrten, hat er auch mir eine Zeit lang imponirt. Jetzt kommen mir alle vernünftige Menschen, auf die der Kerl gewirkt hat, vor wie solche, die des Nachts vom Alp

*) Vergl. dieselbe Aeußerung Kaufmann's bei ähnlicher Gelegenheit: in Raumer's histor. Taschenbuch 1859. S. 159.

beschwert worden sind und bei Tage sich keine Rechenschaft davon zu geben wissen.“

„Die Gefellen haben noch dazu beigetragen, daß über unsere titanische Geberdung so viel geschwätzt und glossirt wird,“ meinte Karl August; „hast du den Brief von Klopstock noch ein Mal durchlesen?“

„Ja wohl. Man hat dem guten Manne unser Betragen übertrieben dargestellt und er hat es über die Gebühr aufgefaßt. Der Brief ist ein förmlicher Mügebrieff; ich bin darin als dein Verderber angesehen.“

Der Herzog lachte.

„Du wirst ihm antworten?“

„Ich habe es bereits gethan: kurz und kalt.“

„So war es recht,“ erklärte Karl August. „Wir machen es freilich toll genug, reiten, jagen und abentheuern, aber wen schiert es etwas? Da sprechen die Leute aber von schönen Geistern und verbinden mit diesem Namen verdammt konfuse Begriffe, bringen geschäftig allerlei Skandal im Umlauf, machen schlimme Deutungen und Verleumdungen und malen die unschuldigsten Dinge mit Dreckfarbe. Besonders sehen sie scheel dazu, daß ich dich in ein Staatsamt will eintreten lassen. Ich meinerseits setze mich über jedes Herkommen hinweg, wenn ich dir den Rang eines geheimen Legationsrathes ertheile, aber ich würde thöricht sein, wenn ich deinen Kopf und dein Genie nicht gebrauchen wollte. Wenn das Urtheil der Welt das mißbilligt, so wird dadurch nichts geändert, denn nicht nach Anciennetät besetze ich einen Platz, der mit

dem Wohle meiner gesammten Unterthanen in genauer Verbindung steht. Als Maßstab meiner Zuneigung kann diese Anstellung überhaupt nicht gelten; sie ist eine bloße Form. Deine Hauptstellung ist die, mein Freund zu sein; alle anderen sind unter deinem Werthe.“

Goethe machte seine Bedenken geltend.

„Ich gestehe, daß ein behaglicher Mensch ohne Arbeit nichts werth ist. Die Seele spielt freier, nachdem sie den Druck der Geschäfte gefühlt hat, aber ich bilde mir auch ein, daß ich zu abgezogen bin, um die kleinlichen Verhältnisse des Geschäftslebens auf die richtige Weise zu finden und zu benutzen.“

Der Herzog beachtete diesen Einwand nicht.

„Der Minister von Fritsch reichte sein Entlassungsgesuch ein,“ fuhr er mittheilend fort. „Er meinte, es widerstrebe seiner Ueberzeugung, daß ein junger Mann wie du zum Mitgliede der ersten Landesbehörde ernannt werde. Er schien dich nur als maitre des plaisirs bei Hofe zu betrachten und machte namentlich geltend, daß deine Einrichtungen nicht auf Erfahrungen gestützt sein könnten*). Ich erklärte ihm aber, du seiest ein rechtschaffener und einsichtsvoller Mann und würdest nicht um des Ruhmes willen arbeiten, sondern dich vor Gott und deinem Gewissen rechtfertigen

*) Die Schwierigkeiten, welche der Minister von Fritsch der Anstellung Goethe's entgegenstellte, sind von Sternberg angedeutet, ausführlich aber in dem vorher erwähnten Werke von Beaulieu-Marconnay nachgewiesen worden.

zu können. Es ist mir auch gelungen, ihn zur Zurücknahme des Entlassungsgesuchs zu bewegen.“

Goethe athmete freudig auf.

„Das ist eine frohe Nachricht für mich. Man hätte es mir nicht verziehen, ich selber nicht, — einen alten Staatsmann, der seit vierzehn Jahren Mitglied des Geheimrathes ist und seit vier Jahren an der Spitze der Geschäfte steht, zur Absage veranlaßt zu haben.“

Der junge Fürst entwickelte noch manchen Plan über seinen Beruf und seine Regierungsgeschäfte. Er meinte es gut, aber man hörte aus jedem Worte, daß die bisherigen Schranken ihn engten, daß ihm Vieles als Zwang, eitler Schein, Ballast und Pedanterie erschien und daß er nur allein das Menschliche und Natürliche gelten lassen wollte.

Die beiden Freunde schieden erst in später Stunde.

Karl August verblieb in seiner Klausur, Goethe begab sich nach seinem Gartenhäuschen.

Wie der Herzog in seiner Waldsiedelei, so betrachtete sich auch Goethe gern in seinem Gartenhause als Einsiedler.

Anfänglich hatte er im Hause des Präsidenten von Kalb gewohnt, alsdann das sogenannte Jägerhaus an der Straße nach Belvedere bezogen, von welchem Wieland sagte, es sähe wie eine kleine Burg aus und Goethe mit seinem Diener Philipp könnten sich dort im Nothfalle etliche Tage gegen ein ganzes Corps wehren.

Das Gärtchen und Häuschen hatten dem herzoglichen Schatzmeister Bertuch gehört. Goethe hatte sich zu wiederholten Malen wohlgefällig darüber ausgesprochen und den Wunsch geäußert, auch einen solchen Wohnort zu besitzen. Es glich dem Hüttchen am traulichen Orte, wie es sich Werther gern aufgeschlagen hätte, um mit aller Einschränkung da zu herbergen. Der Herzog bewog seinen Geheimsecretair, Goethe das Fleckchen Erde gegen eine glänzende Entschädigung zu überlassen. So erhielt Goethe das Grundstück zu seiner unbeschreiblichen Freude geschenkt.

Das Haus steht noch heute, mitten im Grün, still und ungestört in der Nähe der Stadt, jenseits der Elm, neben dem Park und am westlichen Abhange eines Hügelzugs. Den erwärmenden Süd- und Westwinden geöffnet, mit einer reizenden Aussicht über geräumige Wiesen und auf das jenseitige hügelige Elmufer mit seinen mannigfaltigen Laubschattirungen, ist es gegen Nord und Ostwinde geschützt. Der Park, der sich breit hinziehet, begrenzt den Horizont gegen Mittag und Abend und seine hohen dichten Bäume verdecken die Thurmspitzen der Stadt. Nur zuweilen dringt ein Glockenläuten oder ein Geräusch aus der Stadt herüber und nur zu gewissen Zeiten beleben sich die Wiesenflächen mit Landleuten oder Heerden und der vorüberführende Fahrweg mit Wagen und Spaziergängern.

Es ist ein zweistöckiges Häuschen mit einem hohen Schieferdache, und fast ganz von Rosen und wildem

Wein bedeckt und überrankt. Die Hausthür auf der östlichen Seite führt zu einem Flurboden aus farbigen Ziegeln, an welchen sich im unteren Stockwerke ein Zimmerchen, die Küche und Vorrathskammer anschließen. Das obere Stockwerk enthält eine Stube und zwei Kabinette.

Bald nachdem Goethe das Haus bezogen, ließ er einen Altan bauen, blieb aber inzwischen dort wohnen, um Alles zu beaufsichtigen, ließ sich durch das Pochen der Bauleute nicht stören und schlief, in einen Mantel gehüllt, in dem offenen Hause ohne Fenster und Thüren.

Der Altan und einige Wirthschaftsräume sind im Laufe der Zeit verfallen.

In diese Einsiedelei des Genius flüchtete sich Goethe aus dem Gedränge der Welt, um in einsamen Tagen und Nächten Umgang mit den Muses zu pflegen. Hier wohnte er sieben volle Jahre Sommer und Winter hindurch und konnte sich schwer davon trennen. Hier stiftete er seiner geliebten Frau von Stein manches Denkmal, auch eine Inschrift auf einer Felsentafel; hier hegte er seine Liebe zu ihr und war darin glücklich. Hier ließ er sich von den Vögeln vorsingen und zeichnete Rasenbänke und englische Gärten; im Winter rückte er seinen Tisch an das Herdfeuer in der Küche. Hier beobachtete er Mondwechsel, Gewitter und Naturerscheinungen und wenn er des Morgens beglückt unter seinem armen Dache erwachte, so erschien es ihm überreich und er betete: „Heiliges Schicksal, du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie

eine Nachtmüze. Laß mich nun auch frisch und zusammengengenommen der Keinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“

Mit Dichten, Zeichnen und Pflanzen wechselte er ab.

Er pflanzte Bäume und grub Freud und Schmerzen unter ihre Wurzeln und machte sich das Plätzchen immer anheimelnder und wärmer, und polsterte und putzte, daß es aussah, als wäre es schon längst für ihn bereitet gewesen, ehe er selber gekommen. Und die Bäume lohnten es ihm mit Heranwachsen und noch vierzig Jahre später wandelte er dichtend und sinnend in ihren Laubhallen oder saß an schwülen Nachmittagen unter ihrem undurchdringlichen Laubdach und gedachte der Zeit, da er sie gepflanzt, und es war rings umher so still um den Altan, als ob „der Pan schlief.“

Hier in dieser Einsiedelei verbarrikadirte er sich noch zuweilen, ließ die Imbrücken, welche die Zugänge bilden, mit Thüren versehen und diese verschließen und verschanzte sich hinter Gatter und Pforte, so daß Freund Wieland klagte, man müsse einen Zug Artillerie oder wenigstens ein Paar Zimmerleute mitnehmen, um zu ihm zu gelangen.

Zuweilen aber versammelte sich wieder in dem bescheidenen Raume eine glänzende Gesellschaft: Karl August und die Herzogin Mutter, die Fräulein von Alten, der muntere Freiherr von Seckendorf, die schöne Corona Schröter, die Herzogin Luise mit Frau von Stein, welche einen Schlüssel zu den Thüren

hatte und nicht, wie Wieland, der Zimmerleute bedurfte, um sich den Zugang zu öffnen.

Schmerzlich kam es Goethen an, wenn er sich von seinem geliebten Garten trennen mußte. Es geschah zwei Mal, als er sich, von seinem Fürsten berufen, dem Kriegsschauplatz nähern sollte. Jedes Mal drückte er den Schmerz der Trennung in Reimzeilen aus; jedes Mal fühlte er sich glücklich, wenn er, wohlbehalten zurückgekehrt, dort wieder Ruhe und Sammlung finden konnte.

In dieser Einsiedelei finden wir ihn nach jener Unterredung, die er mit Karl August im Borkenhäuschen gepflogen.

Er wollte Licht machen, und konnte das Feuerzeug nicht finden. Lange tappte er herum und ärgerte sich. Dann schaute er hinüber nach der stillen Klausel, die er selber erbaut hatte und die sich sein Freund und Gebieter zur Sommerwohnung erwählt hatte. Dort sah er Licht.

„Der Herzog würde mir gern einen Funken geben, wenn er es wüßte,“ sprach er bei sich.

In diesem Augenblicke fühlte er recht die Uebereinstimmung, in welcher er mit dem jungen Fürsten stand und wie sich seine Neigung nach zwei Richtungen, nach ihm und jener geliebten Frau, theilte.

Der Herzog sollte zum Guten gedeihen und sollte es einst anerkennen, wieviel sein Freund Theil daran hatte, — so beschloß er in seinem Herzen. Im Spiegel seiner poetischen Vision verkündete er dem jungen

Fürsten Ruhm für die Zukunft, Heil und Glück denen, die er beherrschte. Ihre Freundschaft sollte durch große Zwecke und mächtigen Willen besiegelt, durch ein ganzes Leben immer enger geknüpft werden. Der Fürst, das mußte er, würde schnell wachsen und nur bedacht sein, das Wohl des Landes, den Zustand jedes Einzelnen zu verbessern. Solchem Herrscher konnte er sich anschließen in Freundschaft und Liebe, ohne ein Fürstene knecht zu sein, ohne seinem Genius untreu zu werden.

„Ich werde der Wahrheit nichts vergeben,“ sprach er; „Gott hat mir die arme Kunst versagt, mich künstlich zu betragen. Nur in der Wahrheit ist Weisheit und in der Weisheit Tugend und Seligkeit. Man soll mir meinen ursprünglich eigenen Sinn nicht rauben, denn ein eigen Herz zu haben ist unter allen Besitztungen auf Erden die kostbarste.“

„Muth und Gradheit mögen mir die Götter erhalten und es verhüten, daß die Blüten des Vertrauens nicht welken im Hofleben,“ fuhr er fort.

Er hatte jetzt Licht angezündet und überließ sich, in seinem Arbeitsstübchen sitzend, dem Nachdenken über das Treiben am Hofe und seine Theilnahme daran.

„Es ist ein Vorthail damit verknüpft,“ sprach er bei sich. „Es ist nicht genug, daß man Talent habe. Es gehört mehr dazu, um gescheidt zu werden. Man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen. Man muß den sogenannten Weltleuten

abpassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen; um was sich ihre Ideen drehen und wo ihr Kreis sich zuschließt. Freilich ist dabei auch Vorsicht nöthig. Wehe dem, der sich von großer Herren Gunst in's Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben! Lange werde ich die Hofnoth auch nicht aushalten, denn ich fühle, daß ich zum Schriftsteller, zum Privatmenschen erschaffen bin und begreife eigentlich nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einfließen mögen.“

Wohl fühlte er, daß er seine höchste Befriedigung nur in poetischem Schaffen finden könne, während sein fürstlicher Freund dieselbe in weitgreifender Thätigkeit nach außen zu suchen hätte. Die Poesie blieb ihm die melodische Stimme, in welcher er sein ganzes Wesen, bald erhaben, feierlich, bald milde und zierlich ausströmte. Und selbst wenn die Muse schweigsam erschien, so erweiterte er nur im Leben sein Gefühl und seine Erkenntniß. Da half es denn nichts, daß er die Springwerke und Kaskaden der Poesie auf Mühlen und in Wässerungen schlagen wollte; der Genius — so klagte er — zog den Zapfen und Alles sprang und sprudelte, ehe er es sich selber versah.

Er trat hinaus vor seinen Garten auf die Wiese und stieg in den Fluß, um zu baden. Der Mond leuchtete durch die tiefe Nacht und füllte das Thal mit Nebelglanz. Die Seele des Dichters fühlte sich gelöst und er pries die unendlichen Götter, daß sie ihm, ihrem

Liebliche, so viele Freuden und Schmerzen gaben.
Er richtete seine Blicke auf den Mond.

„Breitest über mein Gefild
Eindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick.

Das liebe Wesen der Charlotte von Stein lösete die Schwingen seines Geistes, erhob und begeisterte ihn.

Nachdem er das frische Bad verlassen, finden wir ihn bei nächtlicher Stunde in dem grünen Zimmerchen seines Gartenhauses, schaffend an seiner „Iphigenie.“

Und er rief die fernen Gestalten leise herüber, daß sie ihn umgaben, bis der Morgen dämmerte.

Achtes Kapitel.

Anna Amaliens Wittwen-Palais. — Wie der Park von Weimar entstand. — Herder, nach Weimar berufen. — Corona Schroeter.

Dem Theatergebäude und dem Nietschelschen Goethe-Schiller-Monumente gegenüber, neben einem öffentlichen Durchgange, erblickt man noch heute ein verfallen aussehendes Gebäude, welches noch immer den Namen Wittwen-Palais führt. Dieses Gebäude war auch in den Tagen seines Glanzes, als es von Anna Amalien bewohnt wurde, nur ein bescheidener Wohnsitz.

Jetzt sind die Fenster trübe, Anputz und Stuck verwittert und abgefallen, die hölzernen Treppen wackelig; auf dem tiefer liegenden Hofe findet man alte Bretterschuppen und Gerümpel. Im Innern aber deuten die Zimmer mit ihrem glänzenden, wenngleich verwitterten Anstrich, die verbliebenen Deckengemälde von Deser, die Verzierungen der Wände, Decken und Ofen noch immer auf den ursprünglichen Zustand dieser alten Residenz. Nach dem Tode der Herzogin wurde ein Saal von Karl August der Amalien-Loge zugewiesen. Ein Theil

dieser Räume bewahrt jetzt die Schätze der großherzoglichen Kunstsammlungen.

In jener Zeit, als der Geheimrath von Fritsch das Palais der Herzogin Mutter nach dem Schloßbrande zur Wohnung überließ, bildete es den Endpunkt der Esplanade, einer Allee hochstämmiger Linden, welche von hier bis an das innere Frauenthor reichte. Es lag in einer Vertiefung, welche früher zum Stadtgraben gehört haben mochte. An das Gebäude schloß sich, durch einen Bach und eine Pappelreihe getrennt, ein hübscher Park mit einem Lusthause. Park, Pappeln und Bach sind jetzt verschwunden und überbauet.

Hier in diesem Palais fanden die ästhetischen und heiteren Zirkel statt, die wohl mit denen des Herzogs von Ferrara verglichen werden können; hier hielten Goethe, Herder, Wieland, Voigt, Batsch, Lenz, Bertuch, Böttiger, Hufeland, Knebel, Meyer, Bode, Moritz und andre Koryphäen in Kunst und Wissenschaft ihre Vorträge und Vorlesungen und woben um den bescheidenen Wohnsitz einen Strahlenglanz, der sich über ein ganzes Zeitalter verbreitete.

Anna Amalia war einer anhaltenden Liebhaberei für die Musen und Künste fähig. Es gab immer Etwas zu kramen, zu besprechen, zu lehren, zu zeichnen und malen, zu klimpern, geigen und blasen, daß keine Minute leer blieb und — wie Wieland meinte — die lieben Engelchen im Himmel ihre Freude daran haben mochten. Sie trieb mit Begeisterung Musik, sie malte, sie schwelgte unter des Bibliothekars Jage-

mann Anleitung im Genuß der italienischen Literatur; am liebsten aber umgab sie sich mit ihren Freunden zu gemeinsamen Leistungen in Poesie, Kunst, Lust und Scherz.

Es war eine nicht zu große, aber gewählte Versammlung, welche sie heranzog:

Der heitere, klassisch gebildete Knebel; der schöne ritterliche Oberforstmeister von Wedel; die schwärmerische Frau von Werther; die gefühlvolle Frau von Schardt; Graf Werther; Luise von Imhof und ihre Schwester, Charlotte von Stein; Bertuch, der hausmeisterliche Schaffner bei allen zwanglosen Festen; die Gräfin Bernstorff und ihr Begleiter Bode, der Uebersetzer der humoristischen Klassiker und ein musikalischer Virtuose; der Regierungs-Assessor Leo von Seckendorf, ein großer Jäger vor dem Herrn, dabei dilettantischer Dichter und Componist; der lebenswürdige Kammerherr Hildebrand von Einsiedel, der sich dem Zirkel durch seine Belesenheit interessant, durch sein poetisches und musikalisches Talent höchst förderlich erwies. Zu Ergözung des Hofes trug auch Amaliens vertraute Hofdame, Fräulein Luise von Göchhausen, Vieles bei, durch Geist, Wit und Lebensfriiche. Damals im fünf und zwanzigsten Jahre ihres Alters, galt sie für den „kleinen Dämon von gutem Ton,“ gab zu allerhand Neckereien Anlaß und lohnte ihren Peinigern stets mit harmlosen und geistreichen Einfällen.

Nicht selten erschien in diesen Kreisen Karl August.

Ohne sich gerade gütig und freundlich zu erweisen, übte er doch auf die Uebrigen eine wunderbare Anziehung aus. Es bewährte sich schon damals, was Goethe in späteren Jahren von ihm sagte: Er war ein geborener großer Mensch, größer als seine Umgebung.

Als Gäste erschienen zuweilen der Herzog Ernst von Gotha und sein hoch gebildeter Bruder August, auch der Statthalter Karl Theodor von Dalberg.

Die Anwesenheit des biederen Leopold Franz von Dessau gab eines Tages Gelegenheit zu einem fesselnden Gespräch über Gartenanlagen.

Die Herzogin erzählte, daß Goethe sich anheischig gemacht habe, einen Park bei Weimar zu schaffen. Der Fürst von Dessau hatte den berühmten Wörlitzer Park in's Leben gerufen. So bot sich eine günstige Gelegenheit zu anziehenden Bemerkungen und bedeutsamen Ansichten über diesen Gegenstand.

Goethe machte unverhohlen seiner jovialen Laune Luft.

„Man schleppt Berg und Thal zusammen, ohne des schönen Erdreichs zu schonen,“ sprach er. „Man holt Steine herbei und bedeckt damit liebliche Rasenplätze, nur um Felsparthien als Augenpunkte zu erhalten; die schönsten Bäume werden ausgegraben, um einer Kapelle Platz zu machen. Zu einem vollkommenen Park gehört jetzt gar Vielerlei: krumme Gänge, Teiche, Wasserfälle, Pagoden, Höhlen, Klüfte, Obelisken, Fischerhütten, Kioske, Pyramiden, maurische Tempel, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquädukte und vor Allem eine Hängebrücke.“

„Sie sprechen von solchen Anlagen, welche durch die seltsamste Bizarrierie in dem Grade entstellt werden, wie die Laune ihrer Eigenthümer der Natur widerspricht,“ entgegnete der Fürst. „Der eigentliche Landschaftsgarten ist wirklich seltener, als man glaubt, und man kann einen großen Theil von Europa durchlaufen, ohne empfehlenswerthe Muster anzutreffen. In den italienischen Gärten verschwinden die großen Züge der Landschaft unter der Hand des Architekten und man sieht große offene Alleen, schattenlose, mit Bildsäulen verzierte Säulengänge, Marmortempel ohne Laub und Grün. Hin und wieder zeigen sich nur einige Blumen und Sträucher, die Pflanzen sind in Vasen eingeschlossen und alle Schöpfungen der Natur dem Joche der Kunst unterworfen. Aber man darf über jene schönen regelmäßigen Parks doch nicht den Bannfluch aussprechen. Die italienische Landschaft ist zu prächtig und großartig, als daß sie sich in die Grenzen eines Parks einschließen ließe. Die Hand des Menschen kann ihrer natürlichen Majestät Nichts hinzufügen. Auch enthält die italienische Flora Gewächse, die, in ihrem schlanken Wuchs und ihrer stillen Haltung, wie geschaffen sind, neben Hallen zu stehen oder, wie die verschlungenen Lianen und der kletternde Wein, Gemäuer zu umkränzen und Säulenschäfte zu umwinden. Der kühlende Schatten, den diese Gewächse zu spenden ermangeln, läßt sich auch nicht anders ersetzen als durch offene Hallen, Säulen und Terrassen. Der französische Garten dagegen ist frei-

lich ein gezeichneter geometrischer Plan, wobei die Wage, der Compaß und das Winkelmaß die Hauptrolle spielten. Die Franzosen haben den architektonischen Styl der Italiener noch überboten und den Meißel sogar an die Bäume gelegt; sie verfahren mit der Natur ebenso willkürlich wie mit der Kunst. Freilich konnten die reichen Laubbäume ihres Landes die abgegrenzten Umrisse des italienischen Baumschlags erst durch die Schere erhalten, aber man ging noch weiter und schränkte das Recht der Natur ein. So entstanden die geschnitzelten Gärten mit gradlinigen Beeten, ausgehauenen Bogengängen, eckigen Gehägen und modellirtem Baumschlag.“

„Es ist denn doch eine absonderliche Art, die Reize der Natur in das rechte Licht zu stellen,“ bemerkte Fräulein von Göchhausen. „Man verschönert sie mit hohen Frisuren, mit Schönpflästerchen und Reifröcken, gerade wie wir Damen es machen.“

„Und dennoch erscheint dies nur im Kleinen lächerlich, im Großen aber wie eine majestätische Wunderlichkeit, nicht ohne Größe und schöne Symmetrie,“ entgegnete der Fürst. „Wer wollte nicht einräumen, daß Versailles mit seinen regelmäßigen Buchenhecken und seinen Tausenden von Bildsäulen ein großes Jahrhundert repräsentirt? Diese Alleen von Orangebäumen, die Hecken von Myrthen und Jasmin, die erotischen Wasserpflanzen, welche ihre Blütenfelche in weiten Bassins entfalten, die farbenglühenden Vögel in riesigen Volières, die neckischen Wasserkünste in

phantastischen Grotten, die langen Gänge aus buntfarbigem Marmor, die Wälder von antiken Vasen und an einander gereihten Statuen -- dies Alles hat etwas Wunderbares, wie eine bezaubernde Theaterdekoration.“

„Der englische Styl, den man jetzt in Frankreich einzuführen anfängt, scheint mir doch nur in England richtig verstanden zu werden,“ sagte Anna Amalia, „und doch soll man auch dort neben den bewundernswerthesten künstlichen Landschaften Proben von den verzerresten und geschmacklosesten Parks, Wunderlichkeiten mit modernen Ruinen und Parodien aus allen Zeiten und Ländern finden.“

„Da lobe ich mir denn doch die französischen Gartenformen, wenigstens für große Schlösser,“ sagte Goethe. „Die geräumigen Laubdächer und Berceaux lassen doch eine zahlreiche Gesellschaft sich anständig entwickeln und vereinen, während man in den naturspäßigen englischen Anlagen allerwärts an einander stößt, sich hemmt oder verliert.“

„Meiner Meinung nach hat jedes System der Gärtnerei seine eigenthümlichen Vortheile,“ entschied Karl August, indem er auch hier seinen Instinkt für das Praktische zur Geltung brachte. „Die erste Bedingung ist die, daß man die Kunstanlagen mit der umgebenden Natur in Einklang bringe, daß man seine Hilfsquellen in der natürlichen Landschaft suche, daß man die Spenden der Schöpfung mittelst des menschlichen Schönheitssinnes ordne. Der neue Geschmack für Deutschland ist nun einmal von Wörlitz ausgegangen

und durch das, was unser Fürst von Dessau und seine glücklichen Nachahmer thaten, wird die Schmir- und Scheeren-Tyrannie allmählig aus den deutschen Gärten verbannt werden. Das Gartengebicht von de Lille, dem Meister der Gartenkunst, scheint mir die wichtigsten Gesetze zu enthalten: um das Auge zu entzücken, muß man zum Herzen sprechen. Gewässer, Auen und Wälder reden eine stumme aber beredte Sprache; diese muß wiedergegeben werden. Einfachheit und Größe, Starkes und Mildes muß vereinigt werden, dem Maler Farben, dem Dichter Begeisterung, dem Weisen Stille, dem Glücklichen Erinnerungen, dem Unglücklichen Thränen zu spenden. Unser Goethe,“ fuhr er fort, „ist bei unserm Park auf richtigem Wege; ich habe auch für ihn eine Menge schöner Gesträuche und Bäume aus England verschrieben.“

Der Park, welcher die Stadt Weimar im Südosten und Süden begrenzt und -- wie Wieland meinte -- diese Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium machte, wurde durch Goethe zu solchem reizenden Aufenthalt umgeschaffen. Es sind die „Goetheischen Poesieen diesseits und jenseits der Elm,“ deren Wieland zu wiederholten Malen erwähnt. Die Anfänge zu diesem schönsten Schmucke der Stadt waren nur klein. Das Erste, was geschaffen wurde, waren jene Anlagen zum Gedächtniß der unglücklichen Laßberg, bei welchen wir Goethe zu nächtlicher Stunde beschäftigt gesehen haben. Das Zweite war die Anlage des erwähnten Vorkenhäuschens, bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier der

Herzogin Luise. Die größte Sorgfalt wurde auf die Felsenpartie verwandt, welche sich bis zur Straße von Belvedere hinzieht, in der Mitte getheilt durch die Elm, die sich durch üppige Wiesen und an dem Stern mit seinen strahlenförmigen Gängen vorüber schlängelt.

Karl August machte die Erweiterung und Verschönerung des Parks zu seinem Lieblingsplan und wendete bedeutende Geldmittel auf. Die geschickten Hofgärtner Reichert und Eckel unterstützten Goethe bei dem Unternehmen, den Schöpfungen der Natur auf die würdigste und geschmackvollste Weise nachzuhelfen.

Der Stern wurde mit dem welschen Garten am andern Ufer der Elm verbunden, der sandige Exercierplatz auf dieser Seite in Gartenanlagen verwandelt. Zwischen Goethe's Gartenhäuschen und dem Wohnhause der Frau von Stein lagen zwei sandige Plätze; auch diese verschwanden: der Park erstreckte sich mit seinen Laub- und Blütenbäumen bis unter die Fenster der Geliebten. Jenes Haus mit der griechischen Kapelle bildet heute noch den Eingangspunkt zu dem schönen durch Kunst und Poesie geweihten Natur-Idyll, das noch den Nachkommen der Gründer Ruhe und Erquickung gewährt und die Besucher an eine heilige Culturepoche erinnert.

Der Park von Weimar galt fortan, neben den Gärten von Würlik und Gotha, für musterhaft in der Landschaftsgartenkunst.

„Es ist die Sehnsucht nach der Natur, die Rousseau

in uns geweckt hat, und die du hier in poetischer und künstlerischer Weise zu bethätigen suchst,“ sagte Herder, als er am Vormittage eines Herbsttages mit Goethe in den neuen Anlagen lustwandelte.

Herder war erst kürzlich aus Bückeburg, wo er Hofprediger war, als Oberhofprediger und General-Superintendent nach Weimar berufen worden und vor wenigen Tagen eingetroffen. Karl August wollte einen freisinnigen Theologen haben und Goethe hatte jenen gelehrten und aufgeklärten Mann in Vorschlag gebracht und seine Berufung trotz den vielen Widersachern unter der Geistlichkeit mit Beharrlichkeit durchgesetzt.

„Der Messias Herder wird auf hundert und fünfzig Eseln seiner subordinirten Geistlichkeit hier einreiten,“ hatte Wieland in seiner spöttischen Weise geäußert.

Er war aber am 2. October 1776, ganz spät des Abends, mit seiner Frau und zwei Kindern in der Stille eingetroffen und nur mit dem Gesange des Nachtwächters begrüßt worden.

Herder äußerte klagend zu seinem Freunde, er hätte bereits erfahren, daß ein großer Theil des Adels und der höheren Beamten ihn nicht wünsche und daß man ihn ziemlich allgemein für einen gefährlichen Aufklärer halte. Goethe aber gab ihm beim Abschiede den tröstlichen Mahnspruch:

„Das gemeine Volk fürchtet, es würde dich nicht verstehen; darum sei einfach in deiner ersten Predigt! Sage ihnen das Gemeinste in deiner Art, so hast du sie! Die Pfaffen sind alle verschrobene Kerls; nur die

jungen sind dir nicht ganz gram. Ich denke mir aber, es wird dir schon wohl werden, wenn du oben stehst und rechts im Chor des unglücklichen Johann Friedrich Grab und seinen Nachkommen, den besten Jungen, dir gegenüber; und Herzog Bernhard's Grab in der Ecke und all der braven Sachsen Gräber rings herum."

Herder blieb in Weimar. Hier begann seine geistige Abklärung. Sein Glaube trieb ihn, auf eine fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts hinzuwirken. Er trat als Verfechter der Kunst und Gelehrsamkeit auf und befreite die Poesie und Literatur von einseitiger nationaler Färbung, die er früher als nothwendig gefordert hatte. Der Mensch solle sich vor Allem zum Menschen bilden, verlangte er. Seine Schriften aus der Weimariſchen Epoche sind reich an philosophischen, psychologischen und ethischen Anschauungen. Sein Geist wirkt noch heute fort. —

Herder ging nach dem Ober-Consistorium, wo er an diesem Tage in Pflicht genommen werden sollte. Goethe vertiefte sich in die Baumgruppen, welche die nach der Alm gesenkte Nasenweitung einfassen. Hier begegnete ihm eine Frauengestalt von stolzem Wuchse und ernster Grazie.

„Guten Tag, meine Krone!“ rief er ihr freudig entgegen.

Es war die Kammerfängerin Corona Schröter, eine Zierde Weimars, von den Musen mit jeder Kunst geschmückt, eine der edelsten künstlerischen Frauengestalten.

Sie war damals schon, wie Goethe, am Ausgange der zwanziger Jahre, aber noch immer schön, üppig und reizend mit ihrem prächtigen junonischen Wuchse, ihrer edlen Haltung, ihren graziösen Bewegungen und dem anziehenden Idealischen, das sich in ihrer ganzen schönen ebenmäßigen Erscheinung kundgab. Karl August freilich, der sich mehr dem Sinnlichen zuneigte, fand sie „marmorſchön und marmorſalt.“ Goethe hatte sie, als er in Leipzig studirte, in der Blüte der Jugend gesehen und neben der Mara in Concerten ſingen hören, wo sie das musikalische Publikum entzückte und durch die Schönheit und den Adel ihrer Erscheinung Alles um sich her verdunkelte. Auf seine Verwendung war sie nach Weimar berufen worden, wo sie als Hoffängerin, als Primadonna des Liebhaber-Theaters im Singſpiel, zugleich in munteren Rollen für die Parthien der Heldinnen und ersten Liebhaberinnen und in allen tragischen Charakterrollen beschäftigt wurde. Fünf Jahre lang war sie die höchste Zierde dieses fürstlichen Privattheaters und krönte ihre Leistungen durch die Darstellung der Goethe'schen Iphigenie, worin sie die höchste Begabung für die Schauspielkunst offenbarte, — „ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.“

Goethe hatte eine lange Unterredung mit Corona, während sie unter ſhattigen Bäumen und moosbedeckten Felsenmassen, neben dem rieselnden spielenden Flüsschen dahin wandelten.

Was sie mit einander sprachen, ist uns ein Ge-

heimlich geblieben wie das ganze Verhältniß dieser beiden, von der Natur für einander geschaffenen Menschen, die sich an Schönheit, geistiger Begabung, künstlerischer Bildung und Adel des Charakters ebenbürtig waren.

Als sie von einander schieden, sagte Goethe zu ihr: „Corona, Sie sind ein Engel! o, wenn mir doch Gott solch ein Weib bescheeren wollte!“

„Ei, wenn Frau von Stein das hörte!“ erwiderte sie schalkhaft, indem sie durch ein blühendes Gebüsch schlüpfte.

Er ließ sich neben der von Schlingpflanzen umrankten Tuffsteingrotte nieder, in welcher eine Sphinx ruhte.

Die Sphinx gab ihm das Räthsel, weshalb er, von leidenschaftlicher und inniger Liebe zu dieser verehrten Künstlerin erfüllt, dennoch sich gedrungen fühlte, jener Frau, die sie zuletzt genannt, zu huldigen, ohne ihrer vollen Gunst genießen zu können.

Er versank in Nachdenken, aber löste das Räthsel nicht. Corona blieb vor seinem geistigen Blick und er seufzte:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Neuntes Kapitel.

Im lustigen Waldrevier, in Aneipen und Felsenhöhlen.

Mit tiefem Schmerz vernahm Goethe die Nachricht vom Tode seiner geliebten einzigen Schwester Cornelia, der Gattin des Amtmannes Schloffer in Emmendingen. Eine starke Wurzel, die ihn an die Erde gehalten, sei damit abgehauen worden, äußerte er; aber die Götter hätten ihm den unendlichen Schmerz gegeben, gleichwie sie ihm unendliche Freuden gäben.

Er ergab sich dann still in sein Leiden, wurde ernster und besonnener, fühlte auch, daß sein eigenes Wesen der Klärung und Durchbildung bedürfe. Doch entzog er sich nicht gänzlich dem fröhlichen Treiben, in welches ihn sein enges Verhältniß zu dem Herzoge fortriß.

Zu solchem lustigen Ergehen wählte Karl August am liebsten die waldigen Reviere seines kleinen Reiches zum Tummelplatz. Oft wurden schon in aller Frühe Waldpartien angetreten; man wählte romantische Lagerstätten auf Höhen oder in Schluchten, wohin die Mundvorräthe durch Lastthiere oder Küchenwagen geschafft

wurden. Noch häufiger fanden Jagdpartien statt, an welchen nicht bloß Jäger von Profession oder Passion, wie Wedel, sondern auch Goethe, Einsiedel, Knebel, Seckendorf und Stein theilnahmen.

Frühzeitig wurde zu Pferde oder zu Wagen aufgebrochen und in forcirtem Ritt ging es dann südwestwärts nach Martinroda zu. Zur rechten Hand zeigte sich in der Ferne die alte Plauenburg, Junkersholz und der Ziegenberg. In Martinroda wurden Pferde und Gefährt zurückgelassen und man schlug den geraden Weg südwärts durch das Martinroder Gehölz ein, bis man eine Ecke erreichte, wo die Ilmenauer Landstraße eine stumpfwinklige Wendung in nordwestlicher Richtung nach dem sogenannten Vogelherde macht.

An dieser Ecke stand eine alte Eiche, eine Niesin des Waldes.

Der Sturm warf sie in ihrer Altersschwäche im Jahre 1868 nieder, aber der Maler Bressler hat sie im herzoglichen Schlosse in einer Abbildung fortleben lassen und verewigt bleibt sie in der Geschichte von Weimar's lustiger Sturmzeit.

Hier an dieser Stätte, die eine reizende Aussicht nach der Elgersburg und dem Städtchen Plaue frei ließ, wurde Rast gemacht. Bei abwechselndem Hörnerschall und fröhlichem Gespräch erlabte man sich am mitgenommenen Proviant und dann ging es zur Pürsch in die Ilmenauer Wälder, herunter vom Martinroder Berge, bis sich Ilmenau zwischen Wiesenstrecken und spiegelnden Teichen zeigte.

Ilmenau! „das gefühlvolle Herz des Thüringerwaldes,“ wie ein thüringischer Dichter den Ort nennt — ein liebliches Bergstädtchen am Fuße der Sturmheide, der östlichen Ecke des Höhenzuges, der sich südwärts bis Arlesberg und das Thal der alten Gera erstreckt.

Ilmenau mit seinen breiten lustigen Wiesenstrecken, die jetzt in Schnee gehüllt, mit seinen Teichen, die jetzt mit glänzendem Eise bedeckt waren! Unweit davon das Dorf Elgersburg mit dem altersgrauen, ephenumrankten Schlosse und das Körnbachthal, mit der Mühle, in welche der altersgraue, lorbeerbesäumte Goethe seinen letzten Geburtstag feierte!

Auch hier in Ilmenau wurde nur kurze Zeit gerastet — in dem Schlosse, welches noch bis vor sechs und dreißig Jahren am Ende der Schloßstraße stand.

Dann ging es wieder hinauf in die dunklen Tannenwälder.

Die Wälder von Ilmenau und die darin verlebte Jugendlust blieben bei Karl August stets in lebhafter Erinnerung. Nachdem die Tannen inzwischen ihre Stämme um fünfzig Jahresringe ausgedehnt hatten, an seinem Jubiläum, ergriff er noch die beiden Hände seines Jugendfreundes und sprach, eingedenk jener frohen Erinnerungen: „Zwanzig Jahre und Ilmenau!“

Für Goethe aber spendeten die Wälder von Ilmenau andre Gaben als die Beute des rohen Waidmannshandwerks: er ließ die Eindrücke der Natur tief auf seinen Geist wirken, und benutzte diese Schauplätze

später zu den herrlichen romantischen Scenen und zu manchen abenteuerlichen Schilderungen in seinem Roman „Wilhelm Meister.“ Da versetzt er den Leser in Berg und Thal, unter mächtige Felsen, auf steile Gebirgswege und unter die Gipfel der Fichten in den Fessengründen, wie er sie frisch und lebendig mit seinen Augen erschauet hatte.

Auch in den Briefen seines Freundes Knebel spielen die Wälder von Ilmenau eine immer wiederkehrende Rolle und er spricht gar gern von den alten waldigen Bergen mit ihren Wiesen und Angern, ernst und feierlich und doch dabei einladend und lächelnd. „Man wandelt in den feierlichen schönen Thälern wie unter Grabmälern, mit Pyramiden von Tannen und Fichten bepflanzt, und nur der rauschende Bach erinnert uns an das Leben.“ —

Kurze Rast wurde nur in dem Jagdschlosse Gabelbach gehalten, einem bescheidenen zweistöckigen Bretterhause, mit Schiefer gedeckt, von einem breiten Rasenplatz umgeben und vom dunklen Tannenwalde umgrenzt.

Karl August's Ahne hatte das Haus vor Zeiten für seinen Gast, den Herzog von Kurland erbauen lassen, aber noch heute dient das einfache Jagdschloß nicht selten den anspruchslosen Mitgliedern der großherzoglichen Familie zum Aufenthalt.

Nach kurzer Ruhe auf Schloß Gabelbach wurden die Abenteuerzüge fortgesetzt, bis die Abendsonne die im Schnee glitzernden Wipfel mit ihrem röthlichen Schimmer beleuchtete.

Die Jagd war wild, fast halbsbrechend gewesen. Man war sehr ermüdet und mochte nicht erst ein gedecktes Nachtquartier aufsuchen. Rasteten doch die poetischen Zigeuner am liebsten unter des Himmels Decke!

Am Fuße eines Felsens fand man die gemüthlichste Stätte.

„Hier, so recht in den Fichten, läßt es sich gut liegen, bei einfachen, guten Menschen,“ meinte Goethe.

Man baute kleine Hütten und deckte sie mit Tannenreisern. Vor den Hütten brannte Feuer, an welchen man die Jagdbeute kochte und briet. Beim Mahle ging die Weinflasche von Hand zu Hand im Kreise herum.

Karl August suchte bald seine Hütte und entschlummerte.

Die Uebrigen blieben plaudernd am Feuer sitzen.

Der Mond stand hell am Himmel und beleuchtete die weiße Einfassung der Schluchten und die nächst gelegenen Gruppen der düsteren Tannen; mit seinen bleichen Strahlen wetteiferte der matte Schimmer der röthlich flackernden Herdfeuer und gab den Gesichtern der lagernden Männer einen wild romantischen Ausdruck.

Ludwig von Knebel, der lebenswürdige brave Gesellschafter, hatte seine breitschultrige markige Gestalt dem Feuer zunächst gelagert, ließ den Rauch aus seiner Tabakspfeife wirbeln und unterhielt die Genossen durch misantropische Auslassungen, welche Alle durch ihren trockenen und wunderlichen Ton ergögten.

An den nächsten Baumstamm gelehnt, hatte sich der schlanke Kammerherr Siegmund von Seckendorf behaglich hingestreckt. Er hatte, wie dies oft geschah, seine übermüthige Laune mit dichterischer Begeisterung vertauscht, ließ seine Gedanken himmelwärts schwärmen und sumimte, ohne das Geplauder der Anderen zu beachten, seine poetischen Ergüsse vor sich hin.

„Ich werde mir bald eine Höhle aussuchen,“ brummte Knebel und sog an der Pfeife, daß der Dampf sein gutmüthiges Gesicht umhüllte; „jo, jo, eine Höhle; die Umstände werden immer beschwerlicher. Hier in den Bergen kann man noch Freude haben; sie sind für mich das Symbol der Ruhe, die dem Gemüthe so wohl thut. Man könnte auch hier Berse machen wie Seckendorf jetzt eben.“

Die Uebrigen lachten und blickten nach dem Kammerherrn, der sich aber in seiner poetischen Laune nicht stören ließ.

„Jo, jo,“ fuhr Knebel fort, „es ist schön hier. Sehet nur, wie die Berge, vom Feuer beschienen, in blauer Farbe schimmern! Selbst die Wolken sehen nicht so einförmig und langweilig aus wie in Weimar! Jo, jo, habe kein sonderliches Verhältniß zu den Menschen, will mich von den faecibus humanitatis trennen, mich wie ein Troglodyt in eine überschnelte Höhle zurückziehen und höchstens noch mit einem Freunde verkehren.“

Goethe, in ernste Gedanken vertieft, saß in einiger Entfernung. Dann erhob er sich und schlich nach einer

Hütte, die, von einem Wasserfall umrauscht, am Ende des Thales aufgeschlagen stand.

Hier schlummerte Karl August.

Hier ruhet, in milden Schlummer gewiegt, der Jüngling, dessen geheimer Rath er im wahren Sinne des Wortes geworden war, mit dem er oft halbe Nächte lang ernste Unterredungen pflog, dem er auch offen aussprach, was ihm nothwendig schien, die Lage des Volkes zu verbessern.

„Er ist mein Wohl und mein Ungemach,“ sprach er bei sich; „ein edles Herz, das noch im Streite mit sich selber ist. Noch irrt er aus Leidenschaft, läßt sich vom Borwik in Gefahren verlocken, bereitet sich selber Qualen und murt darüber.“

Er versank wieder in tiefes Nachsinnen. Sein Auge lenkte sich vertrauensvoll auf das Geschick, das ihn und den fürstlichen Freund bisher weise geleitet hatte.

„Ja,“ fuhr er in leisem Selbstgespräch fort, „ich weiß es, daß ein wunderbares, tiefes Schicksal uns hält und führt und uns zu neuen Scenen vorbereitet. Es hat uns lieb. Weshalb sollten wir uns ungeduldig mühen, ihm vorzugreifen? Es hat uns in jene Dumpsheit gehüllt, welche die Natur und die Wahrheit mit einem zauberischen Schleier bedeckt; es hat uns mit Lebenskraft erfüllt und läßt uns eine liebliche Zukunft hoffen. Ja, ich blicke jetzt in diese mit heimlichem Lichte umflossene Zukunft und erschau, daß dieser Fürst dereinst, seiner hohen Stellung eingedenk, Glück und Segen über die Seinigen austreuen werde.“

Das Geplauder und die Weinflasche hielt die Gefährten lang wach; Einige von ihnen entsagten gänzlich dem Schlafe; Andre krochen, als die Feuer zu verglimmen begannen, in ihre Hütten zu kurzem Schlummer. Bevor noch der Morgen zu dämmern begann, brachen sie wieder auf.

Heute ging es über den Mittelberg und den Hüttenrand. Das ganze Revier um den Pferdeberg und die Silberleite wurde durchpürscht,

In Stügerbach langten sie am Abend an. Dort waren auch inzwischen die Pferde von Matinroda eingetroffen; am nächsten Tage sollte eine Parforce-Jagd angestellt werden.

Stügerbach, Stätte der ungebundenen, übermüthigen Jugendlust! — und doch nur ein Dorf mit Hüttenwerken, südlich bei der Ilmenauer Straße gelegen, am Abhange von bergigen Wiesen und Waldrevieren.

Unter den Häusern und Hütten ragte ein stattliches zweistöckiges Gebäude hervor: das Gundelach'sche Haus.

Es steht noch heute, so erhalten wie es in jener Zeit war und die Frau des ehemaligen Besitzers lebt noch darin, ebenso freundlich und wirthlich wie damals, aber als eine alte Wittwe, in deren Erinnerung sich die Bilder der Vergangenheit eingedrückt haben.

Dieses hinter einem geräumigen Nutzgarten gelegene, schiefergedeckte Haus, mit neun Fenstern in der Fronte und einer fünffenstrigen Mansarde, gewährte

dem größeren Theile der Weimariſchen Jagdfreunde ein Obdach; Einige fanden in der Schenke Platz.

Auf den sauberen Fluren und Treppen tummelten sich Jäger und Hunde. Alle Zimmerchen, deren Thüren mit Hirschgeweihen geziert waren, wurden von den Gästen in Beschlag genommen. Die Wirthin besorgte geschäftig gastfreundlich den Tisch und der Eigenthümer Gundelach, ein Hüttenbesitzer in Stügerbach, dabei ein erfahrener und vom Herzoge geschätzter Jäger, gab Auskunft über die Rüstzeuge und die Wildhegung und traf alle Vorkehrungen zur bevorstehenden Jagd.

Nach dem Abendtische gingen zwei der Gäste noch nach der Schenke.

„Es wird heute Abend dort getanzt,“ sagte der Herzog mit bedeutungsvoller Miene zu Goethe.

„Da giebt es wieder zu mieseln!“ erwiderte Dieser lächelnd.

Beide wußten, daß die hübschen Mädchen des Dorfes es sich nicht entgehen ließen, ein Tänzchen zu wagen, sobald sie von des Herzogs Ankunft gehört hatten. Karl August und sein schöner Gefährte waren ihre bekannten Tanzpartner, die, wenn sie in Ilmenau wohnten, gar häufig spät am Abend bei Mond- und Sternenshimmer von der Stadt hergesprengt kamen.

Die Schenke ist noch heute wie damals: am Eingange des Dorfs neben einem Gärtchen. Haus und Tanzboden sind noch unverändert; letzterer nur durch

ein Seitengemach vergrößert. Der damalige Wirth, der Glashüttenbesitzer Schilling, lebt freilich nicht mehr; aber der heutige Schankwirth ist sein Enkel und führt den gleichen Namen.

Durch die Fenster des Gasthauses schimmerte mehr Licht als gewöhnlich: der Tanzboden war stattlich erleuchtet.

Als die beiden hohen Gäste die schmale Treppe hinauf gestiegen waren und den niedrigen kleinen Raum betraten, zögerte das Orchester nicht, die verlockenden Töne von dem erhöhten, mit einem Geländer umgebenen Platze erschallen zu lassen. Dann erhoben sich auch die Landdirnen, die Bauernbuben und Hüttenarbeiter mit ihren Frauen und Liebsten und bei dem Geschmetter der Trompete, dem Gequäff der Klarinette und dem lustigen Klange der Fiedel wogte Alles in munterem Tanze.

Da nahm Niemand es übel, wenn er vom Andern ein wenig gestoßen oder angelaufen wurde; da kümmerte sich auch Niemand um die vornehmen Herren, wenn gleich man ihnen doch den schuldigen Respekt bewahrte. Diese Naturmenschen wußten, daß die Herren das Hofleben einmal vergessen und sich bei ihnen wohl fühlen wollten; gern überließen sie ihnen auch die schönsten und blühendsten Tänzerinnen.

So verging die fröhliche Nacht. Wenige Stunden vor dem Morgenrauen, als die Musik verstummte, kehrten die Beiden erst nach dem Gundelach'schen

Hause zurück. Sie hatten sich satt getanzt, geliebelt und „gemiefelt,“ wie sie es nannten.

Der Herzog war auf dem Heimwege stumm; Goethe äußerte nur ein Mal in trockenem Tone: „Heute haben wir wieder viel tolles Zeug und Allotria getrieben.“

Oben auf dem Flure trennten sich Beide mit freundlichem Handdrucke, um noch einer Ruhe von wenigen Stunden zu genießen.

Karl August trat in das dreifenstrige Zimmer zur linken Hand von der Treppe, — ein trauliches Ruhequartier, mit sauberem Bette, einfachen Stühlen und einem mächtigen eisernen Ofen mit Weimarischem Wappen.

Jetzt wird das Zimmer durch ein Pastellportrait seines ehemaligen hohen Gastes geziert.

Goethe begab sich in das kleinere, fast noch behaglichere Gemach auf der gegenüberliegenden Seite.

Aber nicht lange hatten sie geschlummert, als sie durch Hörnerklang geweckt wurden.

Unten war schon Alles bereit. Knebel dampfte seine Pfeife am Kaffeetische. Der Oberforstmeister von Wedel wies die Treiber in den Wald voraus. Die Hunde zerrten an der Koppel. Meister Gundelach war an allen Ecken und Enden fast gleichzeitig beschäftigt.

Bald erschien der Herzog, der kühnste der Jäger, in seiner grünen Jagdpikese, die kurze Pfeife im

Munde. Man stieg zu Roß und, während die hübschen Dirnen sich noch im tiefen Schlummer von der gestrigen Ermüdung erholten, zogen ihre schönen Tanzkumpane mit allen schönen und guten Geistern von Weimar schon wieder in die Berge.

Goethe verließ nach kurzer Zeit die Cavalcade. Man ließ ihn gewähren und wunderte sich nicht, wenn er sich dann und wann absonderte und seinen eigenen Weg ging; man wußte: der „Doctor“ hatte seine absonderliche Art und Weise.

Nordwärts von Stüberbach, in geringer Entfernung vom Rickelhahn, erhebt sich an der Lehne eines Waldhügels ein kolossaler Porphyrfels mit drei bewaldeten Ruppen, ein mächtiges und riesiges Naturgebild, das durch Zauber aus der Tiefe der Erde emporgehoben erscheint.

Diese geognostische Merkwürdigkeit führt den Namen: der große Hermannstein.

Goethe, der immer gern in Felsen „herum specularte“, hatte diesen Ort lieb gewonnen und besuchte ihn oft auf seinen Wanderungen; so auch heute.

Nach der Berghöhe hin streckt der Fels mehrere Grate aus; nach der Lehne hin fällt er steil ab und bildet am Grunde eine Grotte.

Goethe stieg vom Pferde, befestigte dieses an eine Tanne und kletterte den Hügel hinauf bis zu dem vertrauten Ungethüm, dessen graue Flanken mit Schnee und Eis bedeckt waren. Dann trat er in die

Grotte, worin er schon so manche Stunde verträumt hatte.

Diese Höhle belebte ihm Amor mit dem himmlischen Lichte der Hoffnung. Hier hatte er oft an Charlotte von Stein gedacht und Hoffnungen gehegt, welche das Geschick seitdem erfüllt hatte; hier, an diesem Platz, hatte sie selber einmal neben ihm gewelt.

Es war eine süße Erinnerung, die er verewigen wollte.

„Dem Felsen mag ich das Geheimniß vertrauen,“ sprach er bei sich, „das Geheimniß, das mein Glück, meinen Schatz ausmacht. Der einsame Wanderer könnte dann lesen und errathen, welches Glück hier mich beseligte und auch in der Welt mir beschieden ist.“

Er hatte dem Felsen eine mystische Inschrift zugehacht und zog Meißel und Hammer hervor. Doch grub er nichts ein als ein S und küßte es dann.

„Ich habe es geküßt,“ schrieb er aus Ilmenau an Frau von Stein; „der Porphyr athmete seinen ganzen Erdgeruch aus, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten.“

Der Buchstabe im Innern der Grotte hat sich erhalten. Darunter erblickt man auch jetzt eine in Eisen gegossene Inschrift mit vergoldeten Buchstaben:

Was ich leugnend gesteh und offenbarend verberge,

Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.

Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rathe,

Was in der Einsamkeit, was in der Welt mich beglückt.

R. Springer, Anna Amalia. I.

10

Goethe hatte diese Verse der Frau von Stein aus Eisenach zugesandt, mit der Bemerkung, er wolle sie in einen Felsen einhauen lassen. *)

*) Sie befinden sich unter der Ueberschrift „Inskrift für einen Felsen“ im dritten Theil der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken, S. 120.

Zehntes Kapitel.

Knyffhäuser und Brocken. — Der Realist und der Menschenfeind.

Erst in der Nähe von Arnstadt traf Goethe die Freunde wieder, die inzwischen der Waidmannslust genugsam genossen hatten. Fast alle kehrten ermüdet und befriedigt nach Weimar zurück; nur der Herzog setzte in Goethe's und Wedel's Begleitung mit einigen Dienern den Streifzug in nördlicher Richtung fort.

Eines Abends langten sie in Allstedt an und schickten einen Diener nach Tilleda voraus, das Nachtquartier zu bestellen.

Einige Stunden später trafen sie dort im Gasthause ein, ließen sich die Speisen, welche der Läufer auspackte, wohlschmecken und blieben bis in die Nacht plaudernd und scherzend bei der Flasche sitzen. Der Wirth hatte ihnen gute Betten bereiten lassen, sie zogen aber eine Streu zu gemeinschaftlichem Lager vor.

Schon vor drei Uhr des Morgens ließen sie sich das Frühstück reichen und brachen zu Pferde nach dem Knyffhäuser auf.

Vor ihnen lag weit hin ausgedehnt, bis Sanger-

hausen und Sachsenburg, das schöne, weite, mit Städtchen und Dörfern bebaute, mit beschneiten Wiesen und Saatsfeldern prangende Thal, im Süden das anmuthig bewaldete Bergrevier mit den beiden alten Burgtrümmern auf seinen äußersten hervorspringenden Endpunkten. Der dämmernde Tag hüllte das Gebirge in blauen Duft. Von dem Scheitel des östlich gelegenen steilen Bergkegels blickte der geborstene Thurm vom Kyffhäuser stolz umher auf die niedriger liegenden Basallen Questenberg, Mohrungen und auch auf seine nächste Nachbarin, die Rothenburg, deren mächtige Mauern sich neben dem zertrümmerten Thurm über eine Strecke des westlichen Waldkranzes hinziehen.

Am Fuße des Berges schickten sie die Pferde zurück und stiegen rüstig den ansteigenden Pfad hinauf. Der große Hund, den der Herzog mit sich führte, sprang immer munter voraus.

Von oben genossen sie der Aussicht, die auch im Winter entzückend genannt werden konnte. Zwar entbehrte jetzt das Thal des strahlenden Wiesengrüns und des wogenden Glanzes der reifen Getreidefelder, jenes Schmucks, der ihm den Namen der goldenen Aue erworben hat, aber dessen ungeachtet war es eine Augenlust, bis nach Nordhausen über freundliche Städte, Flecken, Dörfer, schneebedeckte Wiesen und dunkelgrüne Bergwälder zu blicken; weiter hin bis nach dem Harz mit seinen ausgebreiteten Bergen und dem emporragenden Brocken; linker Hand bis zum Ohmgebirge am Eichsfelde.

In wonnige Ruhe versenkt, schauten sie von oben in die waldigen stillen Wipfel und, sich wendend, in das Thal Wolleda, welches die hohen Waldberge des Brandberges und Jüdenkopfes vom Kyffhäuser Gebirge trennt. Die Sonne war aufgegangen und mischte ihre Strahlen mit dem matten Lichte des Mondes, der noch am westlichen Himmel stand. Alle diese Natureindrücke wirkten beruhigend und beglückend auf die Gemüther der Wanderer.

Der Doctor zog sein Skizzenbuch hervor und versuchte, die Burg mit seiner froststarren Hand zu zeichnen, denn diese Ruine erschien ihm als eine der schönsten Zierden der Gegend: der viereckige Thurm, der schon Jahrhunderte lang den Stürmen der Zeit und des Wetters Trotz bietet; die dicken, halb zerklüfteten Seitenmauern und die übrigen Trümmer und Reste von Thoren und Mauern, die sich weit über den Berg erstrecken und von dem ehemals mächtigen Umfange des Bauwerks Kunde geben.

Karl August lagerte sich und ließ sich vom Diener Wein und kalten Braten bringen. Von Wedel setzte sich neben Goethe und plauderte über den alten Thurm, der ihnen so trüzig vor Augen stand.

„Dieser Thurm,“ erzählte er, „war für die Nordhäuser Kaufleute, wenn sie von der Leipziger Messe zurückkehrten, das Vorgebirge der guten Hoffnung, denn, wenn sie denselben wieder erblickten, so machten sie sich gute Hoffnung, bald mit Gottes Hülfe wieder zu den Ihrigen zu gelangen. Heutzutage gilt er wenig-

stens noch als Wetterverkündiger. Ist er von Wolken umhüllt, so wird es unbeständig Wetter, meinen die Leute; steht er aber ohne Hut, so bleibt das Wetter schön und gut."

Die übrigen Genossen hatten sich inzwischen zu ihnen gesellt und Jeder trug seinen Antheil zur Unterhaltung, indem er mittheilte, was ihm von der Geschichte und Sage über die ehemalige Prunkstätte der deutschen Kaiser, die nun verödet liegt, bekannt geworden war.

"Sie ist bald ein Aufenthalt von Räubern gewesen," sagte Einsiedel, "bald Wohnstätte der Tyrannei, bald eine Schutzwehr der Helden, welche die Freiheit des Thüringerlandes gegen die Uebergriffe der Kaiser vertheidigten. Den sächsischen Kaisern gehörte sie im zehnten Jahrhundert, wurde aber nach zwei Jahrhunderten zerstört. Wieder aufgebaut, gelangte sie in den Besitz der Grafen von Beichlingen, der Landgrafen von Thüringen und der Grafen von Schwarzburg. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Kapelle geweiht, von welcher ihr dort die Haupttheile noch stehen sehen. Dadurch wurde die Burg zu neuem Glanze gehoben, denn sie wurde der Wallfahrtsort für viele Tausende, die an hohen Festtagen hierhergingen, um sich an Predigt und Festgesang zu erbauen, auch des verheißenen Ablasses theilhaftig zu werden. Solche Herrlichkeit dauerte indessen nur bis zu der Zeit, als der Wittenberger Aufklärer Luther auftrat. Später, als die alte Stätte schauerlich ver-

ödet war, durchwühlten Schatzgräber und sogenannte Venetianer bei nächtlicher Stille die Trümmer der Gemäuer; Räuber nisteten sich dort ein und trieben Spuk und Mummerei, um die Leute zu schrecken."

Ein Anderer erzählte nun von den Mähren und Sagen, die sich in die wüste Burg eingemistet und bis auf die Gegenwart fortgepflanzt haben: von unermesslichen Schätzen in unterirdischen Gewölben, von verzauberten Kaisern und Prinzessinnen, besonders aber vom Kaiser Friedrich dem Rothbart, der mit seinem holdseligen Töchterlein und seinem ganzen Hofstaate verzaubert im Innern des Berges sitzen sollte.

"Die Armen und Vertrauensvollen," fügte der Erzähler hinzu, "vorzugsweise die Schäfer und Hirten wurden reichlich beschenkt; mancher Arme und Bedrückte wurde von den Zwergen des Hofgesindes zu dem Kaiser geführt, getröstet und reich gemacht. Die Spötter aber wurden gezüchtigt und oft lief die Sache sehr unglücklich ab."

"Mir hat die Sage von der blauen Wunderblume immer am besten gefallen," sagte Goethe, der seine Skizze jetzt beendigt hatte.

"Erzählen Sie!" baten die Anderen.

"Ein armer Hirte fand einst hier auf der Höhe eine wunderschöne blaue Blume. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzubringen. Oben auf der Burg fand er ein Gewölbe, aus welchem ihm ein wunderbarer Lichtglanz entgegen schimmerte und wo schön glänzende Steine am Boden

lagen. Er steckte mehrere davon in die Tasche und wollte wieder in's Freie. Da rief ihm eine Stimme zu: Vergiß das Beste nicht! Er wußte nicht, wie ihm geschah und eilte hinaus. Draußen aber stand ein Zwerg, der fragte ihn: Wo hast du die Blume? Da fühlte der Hirt nach seinem Hute und fand, daß ihm die schöne Blume beim Bücken entfallen war. Thor! sagte der Zwerg; die Blume war dir bestimmt und sie war mehr werth als der Kyffhäuser sammt der Rothenburg. Traurig ging der Hirt nach Hause und warf seiner Braut schweigend die Steine in den Schooß. Und siehe! sie hatten sich in lauter Goldstücke verwandelt."

"Wie wurde es aber mit der Wunderblume?" fragte Einsiedel.

"Ah, die blaue Wunderblume blieb verschwunden und die Bergleute suchen sie noch bis auf den heutigen Tag."

"Jo, jo," meinte Knebel in trockenem Tone, "die blaue Blume ist die Poesie. Die geht verloren, wenn man sich bloß in materiellen Spekulationen niederbückt und den Geist fesselt an des Tages Mühe. Und wer die Wunderblume finden will, der muß ein reines Herz und poetischen Sinn haben und von Habsucht frei sein."

Während der Rast war der Hund des Herzogs eine kleine Strecke abwärts gelaufen und spürte am Boden, den Kopf gesenkt und mit dem Schwanz wedelnd, wie gute Jagdhunde zu thun pflegen.

"Wenn ich meine Flinte hier hätte, würde ich den Hund auf der Stelle todt schießen," ließ sich eine laute Stimme vernehmen und bald darauf kam ein Jägerbursch mit zwei Holzhauern den Berg heraufgestiegen.

"Wie können Sie sich unterstehen, in aller Frühe hier im Forste herumzulagern und noch obenein den Hund laufen zu lassen?" redete er die lagernde Gesellschaft an.

"Weßhalb sollte es uns nicht gestattet sein, diesen fahlen Berg zu besteigen?" entgegnete der Herr von Wedel.

"Es steht Erz auf dem Berge und wer herauf will, hat sich zuvor beim Förster zu melden. Die Herren werden recht gut wissen, welche Vorschriften in einem Forste gelten und sehen überhaupt nicht so aus, als ob sie bloß des Ansehens wegen hierher gekommen wären."

"Trink einmal, Burische!" sprach der Herzog, indem er dem Jägerburschen ein Glas Wein hinhielt. Als dieser sich weigerte, es anzunehmen, setzte er hinzu: "Ich bin der Herzog von Weimar."

Nun gerieth der angehende Jägermann in große Verlegenheit und stammelte eine Entschuldigung; der Herzog aber winkte mit der Hand und sagte lächelnd: "Schon gut, schon gut!"

Herr von Wedel hatte unterdessen die Namen der Anwesenden auf ein Blatt Papier geschrieben.

"Hier," sagte er, indem er es dem Burschen gab, "bringe dieses Blatt dem Herrn Oberforstmeister von

Beulwitz und jage ihm, die Herren wohnten im Gasthause zu Lilleda und würden ihre Strafe leiden, wenn er es verlangte.“

Der Bursche entfernte sich mit verlegener Miene und bald darauf trat auch die Gesellschaft den Rückweg an.

Jener Vorfall kam aber doch zu Ohren des Rudolstädtschen Präsidenten von Kettenhold, welcher die Forstleute und mehrere andre betheiligte Personen, auch den Wirth von Lilleda, zu Protokoll vernehmen ließ. *)

Herr von Beulwitz fand sich bald darauf bei den hohen Gästen ein. Zu ihrer Erholung wurde für den Nachmittag eine Schweinhaxe veranstaltet. Dabei kam Goethe in große Gefahr, denn er wurde von einem wilden Schwein angelassen und, als er es abfangen wollte, brach ihm das Eisen vom Spieße ab.

Das Schicksal möchte ihm damit einen Wink gegeben haben, daß er zu etwas Höherem als zur Theilnahme an noblen Passionen bestimmt sei. Er faßte jetzt den Voratz, die Gesellschaft zu verlassen und, wie schon öfter, seinen eigenen Weg und Plan zu verfolgen. Mit dem Versprechen, bald wieder unter ihnen zu sein, trennte er sich von den Gefährten.

Es galt eine Reise durch das Harzgebirge.

Zwar war der Winter streng und unfreundlich, mit Frost, Regen und Schnee abwechselnd; die Pfade grundlos; die Tage am Ausgange des November kurz

*) Vergl. Karl-August-Büchlein und Weimar-Album.

— aber dem Dichter erschien in jenen Jugendjahren die winterliche Natur besonders reizvoll und er fühlte sich dadurch um so mehr angeregt, das Wagniß zu Pferde zu bestehen, Gefahren und Abenteuern zu trogen.

Ihm schwebte dabei ein doppelter Zweck vor.

Da die unterirdischen Räume in allen Jahreszeiten eine fast gleiche Temperatur bewahren, so wollte er die Bergwerke besuchen, sich über das Wesen des Bergbaues genau unterrichten, um den Silberbau in Ilmenau wieder aufnehmen und leiten zu können — ein Plan, den er nach sieben Jahren unter vielen Mühen wirklich in's Werk setzte, der aber später wegen eines Stollenbruchs wieder aufgegeben werden mußte.

Der andre Zweck war der: seine Welt- und Menschenkenntniß zu vermehren und namentlich einen unglücklichen Menschenfeind kennen zu lernen, der sich an ihn gewendet und sein Mitleid erweckt hatte.

Auf seinem Schimmel, einem Paßgänger, den er oft ritt und welchem die Freunde den Namen „Poesie“ gegeben hatten, machte er sich, nur mit einem Mantelsack versehen, in frischem Trabe auf den Weg, die Richtung von Nordhausen nördlich verfolgend.

Ein schneedrohender Himmel hängt über ihm, der Dichter aber, seines bisherigen Glückes sich bewußt, sieht die Bahn, die er sich selber erwählte als eine vom Geschick vorgezeichnete an und eilt freudigen Muthes dem vorgesteckten Ziele entgegen.

Er sieht die öde, winterstarre Landschaft um sich, gefrorene Teiche und Seen, einsame Bergeshöhen,

über welche das kümmerlich genährte Wild dahinflüchtet, endlich auch eine Stadt, deren Bewohner, den Sperlingen im Sumpfe ähnlich, sich ängstlich vor dem Winter bergen. Da gedenkt er, stolz auf seinen eigenen Muth, der verweichtlichten Städtebewohner, ja, seine eigene Lebenspoche, wo ihm Fortuna Gemächlichkeit und Fürstengunst bechieden, kommt ihm fast geringschätzenswerth vor.*)

Nun gedenkt er der Genossen, der Brüder der Jagd, die er in ihren heroischen Freuden verlassen hat. Ihre fröhliche Mordsucht erscheint ihm verzeihlich, ja gerecht, da das Schwarzwildpret, auf welches sie jagen, Ueberhand genommen und die Felder des Landmannes verwüftet hat. Sich selber aber empfiehlt er dem Gefühl jener edlen Liebe, die uns in den verschiedensten Verhältnissen mit den Menschen verbindet, uns über Gefahr und Dunkel hinweghilft, unser Herz mit heiterem Lichte erfüllt.

Es dunkelte früh und das Wetter verschlimmerte sich. Goethe mußte sich mehrmals von Führern zu recht weisen lassen. Nach mancherlei Gefährlichkeiten erreichte er das Böhrethal und erblickte in der Nähe von zwei emporragenden Felsengruppen ein Städtchen.

Es war der hannoversche Flecken Ifeld.

Mit Freuden erblickte er einen hell erleuchteten

*) Die Reise hat Goethe in dem Gedichte „Harzreise im Winter“ (II, S. 64) geschildert und XLV, S. 314—325 commentirt.

Gasthof, der ihm nach der düsteren Nachtreise ein stärkendes Mahl und ein behagliches Obdach versprach. Der einsame Wanderer aber ist auch in Bezug auf die Spenden des Herdes den zufälligen Umständen, der Schätzung, Gunst oder Mißgunst der Gastwirthe preisgegeben. Der Gastwirth zur Krone unterschätzte zwar den spät Eintreffenden nicht, um so weniger, als derselbe zu Pferde erschien und der Bote, der ihn hergewiesen, einige beachtenswerthe Winke gab. Dennoch erklärte er sich außer Stande, ihn aufzunehmen, da eine Menge vornehmer Gäste, die er als die Kommissarien der höchsten Höfe bezeichnete, einen festlichen Abendichmaus bei ihm hielten. Erst auf Goethe's dringende Vorstellungen, wies er sich bereit, ihm seinen eigenen Wohnsitz, einen Bretterverschlag in dem großen Gastzimmer einzuräumen.

Hier bot nun ein Astloch Gelegenheit, die ganze wohl erleuchtete Tafel zu überschauen und die Gäste, vom vorsitzenden Rathe bis zum Schreiber und Gehülften hinab, in ihrer ungebundenen scherzhaften Unterhaltung zu belauschen.

Bald kam es ihm vor, als sähe er die Hochzeit von Kana leibhaft vor sich; dann wieder war es ihm, als stände ihm jener sagenhafte hinkende Teufel zur Seite und gestatte ihm, das ergötzliche Fest im Kerzenlichte zu beschauen; endlich kam es ihm sogar gespensterhaft vor, als ob er die Gnome und Berggeister, an deren Höhlen er vorübergeritten, sich jetzt hier erlustigen sähe.

Erst spät legte er sich in das weiß überzogene Ehebett seines Wirthes und sank in stärkenden Schlummer.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht ließ er sich von einem Boten nach der Baumannshöhle geleiten.

Er durchkroch die Höhle und betrachtete genau die krystallinischen Säulen-Tropfsteine, welche die Wände bekleiden. Wenngleich ihm dieselben weniger seltsam, wunderbar und phantastisch vorkamen als anderen Beschauern, so erkannte er dafür in ihnen das fortwebende Leben der Natur, nahm Stoff in seinen Geist auf, um ihn in seinen späteren Werken theils wissenschaftlich zu behandeln, theils in Gestalt poetischer Episoden, als Schmuck oder Grundgedanke eines Kunstwerkes darzulegen und zu behandeln. Er schärfte den Seherblick in die äußere Welt und lebte sich magisch in die Natur ein. Er fing schon hier an, diese Spalten, Risse und Gebilde als Buchstaben zu behandeln und zu entziffern.

Wieder an's Tageslicht gelangt, schrieb er sein Gedicht „die Harzreise“ nieder. Und indem er überlegte, wie die Natur Alles zur Wohlthat macht und mit Liebe krönet, ein Leben voll Mühe durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe vergütet und sich immer gütig, weise und still zeigt, — da gedachte er auch wieder auf's Neue lebhaft jenes wunderlichen Mannes, jenes jungen hypochondrischen Selbstquälers, den er zu besuchen in Begriff stand.

Er hatte nämlich mehrere mit dem Namen Plessing unterzeichnete Briefe aus Wernigerode erhalten, worin

sich jene leidenschaftliche Ascetik und Empfindsamkeit, welche Viele aus seinem Werther geschöpft hatten, aussprach. Der Verfasser erwies sich, dem Styl und Inhalt der Briefe nach, als ein wissenschaftlich gebildeter Mann, dem aber seine Kenntnisse weder zu innerem Frieden gereichten noch vor einer wunderlichen Selbstquälerei bewahrt hatten. Goethe war anfänglich willens gewesen, eine Theilnahme an solchen Herzensnöthen von sich zu weisen, da ihm schon bei anderen ähnlichen Gelegenheiten nur Mühe und Hinderniß im eigenen Fortschreiten bereitet worden war; da aber der Ton des wunderlichen Briefstellers von Herzensgüte zeugte und ein nachträgliches Schreiben noch stürmischer auf Antwort und Erklärung drang, so hatte er sich endlich entschlossen, auf dieser geheimen Reise Gelegenheit zu nehmen, den Mann persönlich kennen zu lernen und zu prüfen, dessen schreibseliges Andrängen ihm ebenso anziehend wie abstoßend erschienen war.

Während der Reise hatte er sich schon zu wiederholten Malen den leidenden Zustand jenes Mannes vergegenwärtigt. Mit liebevollem Sinne gedachte er Dessen, der mit gedrücktem Herzen vergebens gegen das eiserne Schicksal ankämpfte, den wunderlichen Geist in Dede verlor, sich in Selbstsucht aufzehrte und Mißbehagen und Menschenhaß schöpfte, wo er, der zum Glück Geförderte, nur die Fülle der Liebe trank. Da wendete er sich in frommem Gebete zu dem Vater der Liebe, der den Wesen auch die Stimmung der Herzen verleiht, und flehte, er möge auch aus seinem Duell

jenem Jüngling den Durst stillen, sein Herz erquicken und seinen unwölkten Blick aufklären.

Bald hatte er Wernigerode erreicht. Vor ihm lag auf der Höhe das alte Schloß und gegenüber die romantische Haarbürg und aus den alterthümlichen Häusermassen ragten die beiden Kirchtürme hervor.

Im Gasthose zu Wernigerode angekommen, erfuhr Goethe vom Kellner, daß Plessing der Sohn des dortigen Superintendenten und ein fleißiger und befähigter Mensch sei, der sich aber menschenfeindlich allem Umgange entziehe.

Er ließ sich unter dem Namen melden, den er für diese geheimnißvolle Reise angenommen hatte: als Landschaftsmaler Weber — und erhielt Zutritt, da Plessing seine unfreundliche Laune nicht gegen Fremde geltend zu machen pflegte.

Er traf den jungen Mann während der Dämmerstunde in einem großen Zimmer. Man brachte Licht herein und er konnte nun deutlich die interessanten aber doch nicht fesselnden Züge des jungen düsteren Mannes erkennen, mit dem er sich bald in ein lebhaftes Gespräch vertiefte*).

Die Unterhaltung währte lange, bis Goethe, Müdigkeit vorschüßend, sich empfahl. Auf eine Einladung für den Mittag des folgenden Tages behielt er sich

*) Goethe schildert den Besuch und die Unterredung ziemlich ausführlich mit eigenen Worten im fünften Theil seiner Lebensbeschreibung (Campagne in Frankreich).

die Erklärung auf den kommenden Morgen vor. Er war jedoch entschlossen, den jungen Mann nicht wieder zu sehen und ritt schon bei Tagesanbruch weiter.

Plessing hatte sich unwillig und ungestüm darüber geäußert, daß Goethe ihm nicht auf seine Briefe geantwortet; er zeigte in allen seinen Worten bei allem edlen Gefühl eine beschränkte Selbstsucht, jene krankhafte Innerlichkeit ohne productives Talent, durch welche trübe Phantome den Vorzug vor der heiteren Wirklichkeit erhalten. Vergebens hatte Goethe ihm gerathen, sich aus seinem schmerzlichen Seelenzustande durch Naturanschauung und innige Theilnahme an der äußeren Welt, ja, durch irgend eine praktische Thätigkeit zu retten; vergebens hatte er ihm die eigenen heiteren Genüsse seiner Winterreise geschildert, vergebens ihn ermahnt, die selbst geschaffenen Schreckbilder durch das heitere Licht des Realismus zu verscheuchen. Der Unglückliche verharrte hartnäckig in seiner eigenstimmigen Stimmung und Goethe fühlte sich dadurch abgewiesen und jeder weiteren Pflicht entbunden.

Plessing erhielt die mit Bleistift geschriebene Absage durch den Kellner.

Er dachte über den Besuch nach, ahnte auch vielleicht dunkel, daß der Mann, auf den er ein so unbegrenztes Vertrauen gesetzt hatte, persönlich vor ihm gestanden hatte. Mit dem forschenden Blick des Menschenfeindes suchte er nun die Fehler im Gemüthe seines Gastes aufzufinden.

„Er hat viel Gefühl und auch Menschenliebe,“ sprach er bei sich, „aber er fühlt sich in seinem Realismus gewappnet. In seinem Herzen schlummert ein Egoismus, den er selber nicht gewahr wird, der aber Alles von sich weist, was die eigene, lieb gewonnene Art und Weise stören könnte. Er wäre vielleicht nicht unfähig, Freunde zu verkennen und Geliebte zu verlassen. Er giebt außerordentlich viel auf die Bekanntschaft der Natur und hätte anstatt eines Landschaftmalers wohl ein bedeutenderer Naturforscher werden können; aber über der Betrachtung von Steinkohlenflözen und Affenknochen würde er die Wohlfahrt der Menschen, ja, den Lauf der Weltgeschichte gering schätzen. Sein ganzes Gemüth hangt am Schönen und da er sicherlich produktiv ist, so wird er große und schöne Werke vollbringen, aber er sollte sich in seiner Eitelkeit nicht bedünken lassen, die eigentliche Cultur der Menschheit durch ästhetischen Kram heben zu können. Ich will nicht leugnen, daß er auch große Opfer für Andre bringen könne, — unter welchen Umständen dies geschehen mag, kann ich nicht ergründen. Mich hat er zurückgewiesen, weil ihm meine düstere Lebensanschauung nicht zusagt, — ich kann es ihm nicht verargen. Sein Sinn ist heiter, seine Manieren sind höflich und überaus anständig. Er hat die Gabe, die Großen zu gewinnen und würde an einem Hofe sein Glück machen; ja, ich möchte darauf wetten, daß er es auch trotz aller Selbständigkeit unter solchen Umständen nicht verschmähen würde, sich in Andre zu fügen und zu

schicken und das *urbanius comparare* des Plato zur Anwendung zu bringen.“

„Bei alledem,“ fuhr Plessing nach einer Pause fort, — „bei alledem fühle ich ein leidenschaftliches Begehren, mit diesem Manne befreundet und innigst verbunden zu sein.“*)

Von Wernigerode ausreitend, besuchte Goethe die verschiedensten Hüttenwerke, sah in den Bergwerken des Rammelsberges die harten Erzmassen mürbe machen und ritt dann in grimmigem Schneegestöber am Nordostrande des Gebirges entlang. Es wahr ihm in seiner Art wohl, das Abenteuerlichste in natürlichstem Gange zu vollbringen.

Bald sah er die alten Festungsthürme von Goslar und erreichte in kurzer Zeit die düstere ehemalige Reichsstadt mit ihren alterthümlichen Häusern und Palasttrümmern. Von hier zog ihn das Hüttenwesen nach Clausthal.

Beim Einfahren in die Dorothea- und Carolinen-Gruben schlug ein Stückchen Schieferfels, das sich loslöste, den Geschworenen zu Boden. Der robuste Mann hatte sich aber gegen den stürzenden Block gestemmt, so daß derselbe in mehre Stücke aus einander brach und seine Gewalt verlor. Dies geschah nur einen Schritt weit von Goethe; einen Augenblick später stand er

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diesem Selbstgespräch Plessing's keine authentischen Aeußerungen zu Grunde liegen.

selber an der Stelle und würde von dem sechs Centner schweren Stück zerquetscht worden sein.

Als der Bergmann nachher seinen Genossen erzählte, wie es ihm ergangen war und welcher Gefahr der Fremde ausgesetzt gewesen sei, sagte Goethe in ruhigem Tone:

„Das Schicksal hat mir wieder ein großes Compliment gemacht.“

Er schaute, lernte und erfuhr hier persönlich, was er später im zweiten Theile des Faust am oberen Peneios geschehen ließ. Der polternde und brummende Erdgeist Seismos mochte das Gestein mit unterirdischer Gewalt gehoben und geschoben haben. Goethe blieb deswegen dem Gesellen gram und mochte diesen Repräsentanten vulkanischer Kräfte ebenso wenig wie seinen zu Tage geförderten Berg gelten lassen.

Clausthal und diese von unterirdischem Segen nachwachsenden Bergstädte erweckten seltsame Empfindungen in ihm, indem er sie mit seiner reichen, von Privilegien strotzenden und doch verkümmerten Geburtsstadt verglich.

Drei Tage verweilte er hier und ritt dann in tiefem Schnee nach dem Torshause.

Der Förster, der ihn nach dem Brocken hinauf führen sollte, lehnte es ab.

„Ich wohne hier viele Jahre am Fuße des Berges,“ sagte der Mann, „aber ich halte es nicht für möglich, da hinauf zu kommen.“

In damaliger Zeit führten weder von Ilfenburg,

noch von Schierke oder von Andreasberg oder Clausthal bequeme Wege nach dem alten Granitriesen und seinen Höhlen. Damals gab es dort oben auch noch keine zwei Gasthäuser.

Goethe überredete endlich den Förster, ihn zu begleiten, denn es widerstand ihm Niemand lange.

Der Schnee, durch den sie waten, war anderthalb Ellen tief aber er trug.

Nach Verlauf von drei Stunden waren sie oben. Auf dem Gipfel, zwischen den ahnungsvollen Granitklippen sahen sie die Mittagssonne am klaren Himmel stehen und fühlten sie heiß auf ihren Ueberröcken brennen. Unter ihnen lag das Land und die Welt in Wolken und Nebel gehüllt; ein unbewegliches Wogemeer überdeckte die Gegend nach allen Seiten und die darunter liegenden Berge und Thäler wurden nur durch höhere oder tiefere Wolkenchichten angedeutet.

Der Dichter überschaute den grenzenlosen, im Sonnenschein glänzenden Schnee und fühlte, hoch erhaben über dem Gewölk, seine Brust von der Luft der Freiheit geschwellt, befreit von den Zerstreungen des Hoflebens und von den Neuzerlichkeiten der Welt.

Der Förster wollte kaum glauben, daß er oben wäre und die strahlenden Wunder mit Augen sähe.

Goethe sprach nur den frommen Seufzer aus:

„Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!“

Hier an Ort und Stelle, wo er bis zum Sonnenuntergange weilte, machte er auch eine Beobachtung über die herrliche Erscheinung der farbigen Schatten,

jenes Wechselspiel von Licht und Dunkel, das sich tief in sein Gedächtniß prägte und später in verschiedenen Gedichten und in der Farbenlehre wieder Geltung gewann.

Während er nämlich bei anbrechendem Abend hinaufstieg, änderten sich die violetten Schatten, welche bis dahin auf der beschneiten Saide und den vorragenden Klippen gelagert hatten, in Hochblau und allmählig in Meergrün, während die untergehende Sonne die Gegend in Purpur kleidete. Zuletzt wechselten Purpurroth und Smaragdgrün in feenhafter Pracht ab, bis sich endlich Alles in graue Dämmerung hüllte.*)

Nach einer Abwesenheit von drei Wochen langte Goethe in Eisenach an, wo er noch den Herzog mit den übrigen Jagdgefährten antraf und sich ihnen anschloß. Seine wunderlichen Reiseabenteuer gab er ihnen abends am Kaminfeuer zum besten „zu ihrer Ergözung und Nührung.“

*) Goethe hat dieses Phänomen in dem Abschnitt von den farbigen Schatten (Entwurf der Farbenlehre S. 75) geschildert.

Elftes Kapitel.

In Herder's Wohnung. — Goethe's Aemter und Würden. — Eine Feuersbrunst in Apolda. — Goethe's Pensionair. — Die Reise-Apotheke des Samariters.

Wir versetzen uns nach einem hohen Hause, welches ein noch höheres Schieferdach trägt und neben der Stadtkirche in Weimar steht. Es ist das Superintendentur-Gebäude, das „grau beleuchtete Bescovato,“ wie Karl August es nannte, wenn er von Herder's Amtswohnung sprach, — grau beleuchtet, da das hohe Kirchengebäude ihm einen guten Theil Sonnenlichtes entzieht. In diesem düsteren Gebäude waltete aber sieben und zwanzig Jahre eine geistige Leuchte, welche ihren Glanz über Kirche, Schule, Geschichte, Poesie und menschliche Bildung verbreitete.

Herder wohnte hier.

Wir treten in sein Arbeitszimmer, dessen Ausstattung sauber aber höchst einfach ist. Auf einem Tische liegen die Bücher, die er stets zur Hand hatte: die Bibel, einige Klassiker, einige Schriften von Bacon und Pascal.

Herder ist im Kreise seiner Familie, in welchem er am liebsten Erholung von der Arbeit fand und Trost in den verdrießlichen Angelegenheiten, die mit seinem Amte verknüpft waren, -- im Kreise seiner Gattin und zweier Kinder.

Mit heiterem Blicke schaut er auf die trauliche Gruppe, auf die Kinder, die so glücklich organisirt erscheinen wie er. Er selber zeigt einen kräftigen muskelflügen Körperbau und eine breite hohe Brust. Seine Gesichtsfarbe ist blaß und bräunlich aber nicht kränzlich. Die Gesichtszüge sprechen Ernst, Güte, Liebe und Frohsinn aus, aber in dem Blicke der sanften seelenvollen Augen verräth sich ein Anflug von Schwermuth, die, mit einer nervösen Reizbarkeit verbunden, ihm die Tage seines kraftvollen Daseins häufig trübte.

Neben ihm sitzt seine Gattin, mit der er sich 1773 als Consistorialrath in Bückeburg vermählt hatte.

Goethe war anwesend, als er Caroline Flachsland zum Altar führte und später hat der Schalk sie Beide in seinem Fastnachtspiel „Pater Brey“ mit seinem naiven Humor geschildert:

Herder ist der Hauptmann Balandrino, der die Pfaffen laust und die Republicken zaust; Caroline ist in Leonora dargestellt, die dem Hauptmann von ganzem Herzen und Sinn zugehört.

Die Kinderchen störten die beiden Gatten in ihrer Unterhaltung nicht im mindesten.

„Sieh nur,“ sagte Herder mit liebevollem Blick und der Stimme, die seinen Zuhörern stets so unbe-

schreiblich sanft und seelenvoll klang, „sieh nur, wie gesund und munter unser kleiner Gottfried jetzt aussieht! dabei behält er doch immer seine ernste und ehrbare Miene.“

Caroline blickte lächelnd nach dem kleinen Jungen, der sich tapfer an den Stühlen forthalt und dabei allerhand Wörterchen vor sich hin plauderte.

„Und der August sieht gar niedlich in seinem Bierkleidchen aus.“

„Ja, die Kinder werden hoffentlich unsere Stütze und Freude sein,“ fügte Herder hinzu. „Wir wollen sie gut erziehen. Wenn sie weiter vor sind, so lehre ihnen schöne Lieder: befehl du deine Wege, ich singe dir mit Herz und Mund und noch andre recht hübsche Verse! Es soll nichts an ihrer Erziehung gespart werden und was sie brauchen und kosten, liebe Caroline, wirst du auf das beste einrichten; mich mußt du mit den Geldangelegenheiten verschonen, denn die machen mich nur unruhig. Ich selber will den Kindern mit Gewissenhaftigkeit und Arbeitsamkeit als Vorbild vorgehen. Die Knaben sollen frohe und gute Menschen werden und man muß sie in allen Leibesübungen gewandt machen, damit sie über einen geschickten und behenden Körper verfügen können. Sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen wollen wir fern von ihnen halten, damit sie nicht werden wie die Thiere, die geborenen Knechte in der irdischen Haushaltung. Der Mensch muß frei sein und aus Liebe und Güte den Gesetzen der Natur folgen, welche er alle als gut

erkennt und selbst, wo er sie nicht einseht, in kindlicher Einfalt befolgen muß. Und dazu verhilft ihm die Religion, denn diese ist nicht nur, als Verstandesübung betrachtet, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele, sondern sie ist auch eine Uebung des Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte.“

So sprach Herder und Herder war ein großer Pädagog, wie er nicht nur in der Erziehung seiner Kinder sondern auch in seinem Lehramte zu Riga und in seiner Thätigkeit als Weimariſcher Conſiſtorialrath gezeigt hat. In seinen Schulreden empfahl er die Grazie des Lehrers, den anregenden Reiz als das wirksamste Unterrichtsmittel und für die sittliche Erziehung des Jünglings beobachtete er die zartesten Seelenzustände, indem er zugleich alle geisttödtenden Formeln verbannte.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, indem er die Hand seiner Lebensgefährtin ergriff:

„Wir werden gewiß Freude an unsern Kindern erleben. Ach Gott, in seinen Kindern auf eine würdige Art fortleben, das allein ist das rechte Leben. Unser eigenes Dasein schleicht wie ein Schatten zum Grabe.“

Er ließ sich dann über seine Amtsthätigkeit aus, ein Gebiet der Unterhaltung, welches er gern wählte und wobei er, der Gattin gegenüber, seinem gepreßten Herzen ohne Vorbehalt Erleichterung verschaffte. Denn er seufzte schon vom Beginn seines Amtes oft unter einer Bürde von Geschäften, Verdrießlichkeiten, leeren

Bemühungen und vergeblichen Wünschen, unter mancherlei Mißverhältnissen, die ihm durch die beschränkten Ansichten seiner geistlichen Collegen bereitet wurden. Dennoch aber gestand er ein, daß das Geschick ihn mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer zusammengefettet, daß die unsichtbare Hand, die ihn fortgerissen, ihn auch nicht verlassen habe.

Caroline lenkte das Gespräch auf die Zeit ihres Eintreffens in Weimar und auf die wunderlichen Geister denen sie hier begegnet waren.

„Trotz alledem was man seither gegen Kaufmann vorgebracht,“ sprach sie, „muß ich doch gestehen, daß er einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Seine Gestalt war schön und kräftig; seine Rede oft dunkel aber doch voller Ausdruck. So jugendlich er ausah, so fühlte man sich doch geneigt, ihm Glauben zu schenken, wenn er vorgab, er hätte schon mit einem früheren Menschenalter in Berührung gestanden und wäre bestimmt, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken.“

„Es ist wahr,“ entgegnete Herder; „Kaufmann hat Etwas von einem Apostel und Vieles von Lavater's und Hamann's Geist ist auf ihn übergegangen. Er ist ein lebenswürdiger Schwärmer, der alle Länder durchstreift, um, wie er vorgiebt, Kranke zu heilen und das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Sein ruhmrediger Ausspruch aber, der Mensch könne, was er wolle, ist nur eine hochtönende bedeutungslose Phrase, denn was dem Menschen

durch die moralisch gebietende Vernunft geheißt wird, das soll und kann er auch thun und das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten.“

„Kaufmann,“ fuhr Caroline fort, „behauptete, fast gar keines Schlafes zu bedürfen. Gewiß soll es sein, daß er nichts als Vegetabilien genoß und nur Milch und Wasser trank.“

„Weshalb sollte das auch unmöglich sein?“ entgegnete Herder. „Daß er es aber auch von Anderen forderte oder es auch nur empfahl, trug nicht wenig dazu bei, ihn in gewissen Kreisen verhaßt zu machen. Denn die Menschen verspotten nicht nur sondern hassen auch Denjenigen, der sie auf Kosten ihres Bauches veredeln will. Diese sogenannte pythagorische Diät, welcher Kaufmann anhing, hat von jeher die ausgezeichnetsten Geister aller Culturvölker für sich gewonnen und ist sogar als ein Naturgesetz von ihnen anerkannt worden. Wenn sie sich nicht Alle in ihrer Lebensweise dazu entschieden, so sprechen sie es doch hin und wieder in ihren Schriften als eine innere Mahnung aus. Auch in unserer jüngsten Literatur finden sich dergleichen Aussprüche. Von Wieland, der sich unter uns am meisten der Eurythmie der Alten, jenem schönen Ebenmaß zwischen Geist und Körper zuneigt, las ich erst neulich ein reizendes Stück der Art, betitelt: Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. Darin schildert er ein Völkchen von einfältiger und natürlicher Lebensweise. Vermöge ungekünstelter Speise und mäßiger Leibesübung erhalten sie ihre Kräfte frisch

und blühend. Sie wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm giebt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür unter dem Messer zu zappeln. Dafür bedienen sie sich der reichen und mannigfaltigen Spenden der Natur. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbenen und purpurrothen Früchte zu ihnen herab, die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilet ihren Honig mit ihnen und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühleren Jahreszeit.“

Caroline fand diese Idee reizend.

„Leider aber ist es nur eine Vision,“ meinte sie.

„Aber diese Vision entspricht dem Geist der Schöpfung,“ entgegnete Herder, „und du magst hören, wie ich selber gestern dies in einem Gedicht ausgesprochen habe.“

Er holte ein beschriebenes Blatt vom Schreibtische und las, während seine Gattin die Kinder zu sich heranzog und beschwichtigte:

„Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege, sprach ich: „Herr der Welt,
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. Sieh:
Die Sonne brennt auf mich: im Sande glüht
Mein nackter Fuß und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt!“ Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüten manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
 Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
 Umhüllte der Schlaf mein Auge, bis
 Ein Wundertraum mich schnell erweckte.
 Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
 „Steh auf, o Mensch! du hast genug geruht
 Auf diesem Beet von zehntausend Pflanzen
 Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
 Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
 Erwartet sie, daß du aufstehest.“ — Auf
 Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
 Die Mutter war. Sie blickte froh mich an,
 Und sprang zu ihrer Weide. „Guter Gott,
 Rief ich, der du für Alles sorgest. Wenn
 Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
 Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
 Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.“

Herder hatte geendigt.

„Ja, das ist der wahre Geist der Schöpfung,“
 rief Caroline und küßte den Gatten.

Die Strahlen der Nachmittagssonne verschwanden
 jetzt hinter dem hohen Kirchendach. Der Abend brach
 an. Es war Sonntag, wo sich zuweilen des Abends
 uneingeladen eine Gesellschaft zum Thee bei Herder
 einfand. Den Gästen wurde ein sehr einfacher Tisch
 geboten, aber ein heiterer Geist und frohe Laune
 würzten das Mahl. In solchen Stunden glänzte
 Herder durch meisterhaften und doch ungekünstelten
 Vortrag und auch seine Gattin belebte den Kreis durch
 ihre Bildung und die Anmuth ihres Wesens.

Goethe war heute der Einzige, welcher zum Besuch
 eintraf. Er war, wie in der letzten Zeit gewöhnlich,
 ernst aber heiter.

Herder lenkte das Gespräch auf Goethe's Amts-
 thätigkeit, auf das Vertrauen, welches ihm der Herzog
 bewies, indem er ihm immer mehrere Berufskreise
 öffnete; auch den Neid, der sich darüber kundgab,
 brachte er zur Sprache. In seiner sarkastischen Weise
 verschwieg er auch nicht, was Wieland darüber geäu-
 fert und daß er selber wohl halb und halb derselben
 Meinung sei.

„Wieland meinte, Homer sei doch wohl auch ein
 Genie gewesen und hätte in seiner Odyssee einen
 Palast oder ein Boot gebauet, so gut wie der beste
 Architekt oder Schiffszimmermeister. Er bezweifle aber,
 ob ihm die Amphiktyonen deswegen den Tempelbau
 zu Delphi oder das Commando einer Flotte übergeben
 hätten oder ob er, wenn sie es gethan, sich dazu ver-
 standen haben würde.“

Goethe lächelte.

„Das ist auch zum Theil die Stimme des Pu-
 blikums,“ entgegnete er. „Ich hätte bisher den
 Fürsten nur amüsirt, meint man; ja, ich sei sogar ein
 gefährlicher und unmoralischer Mensch für einen Ge-
 schäftsmann, denn in Götz von Berlichingen hätte ich
 den Aufruhr gepriesen, im Werther den Selbstmord
 beschönigt und im Faust wolle ich gar ein Bündniß
 mit dem Teufel schließen. Der Neid geht nicht nur
 von der Aristokratie aus, weil ich nicht von Adel bin,

sondern auch von bürgerlichen Philistern und steigt zur stillen Wuth, obgleich ich doch eigentlich keiner Seele ein Leid gethan habe. Allerdings ist der Anfang ein wenig wunderlich und so mögen denn auch wohl die Samenkörner aussehen, die ich gemeinschaftlich mit dem Herzoge austreue. Die Ernte aber, das hoffe ich, soll dem Vaterland zugute kommen."

Herder pflichtete ihm bei.

"Es kommt vor allen Dingen auf die Wahrheit der Ueberzeugung an und was wir uns selber zu-
trauen. Wieviel Lüge umgiebt uns und wieviel ver-
schweigen wir nicht selber von unserer innersten Ueber-
zeugung! Jeder Mensch sollte bei seinem Tode ge-
schrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für
Pöffen oder Puppenpiel hielt, aber nie, aus Furcht
vor Verhältnissen, laut dafür erklären durfte. Wir
Alle haben solche Lügen des Lebens um und an uns,
und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann
auszuziehen, wenn wir den Todtenkittel anziehen."

"In mir waltet der leidenschaftliche Trieb nach
Thätigkeit," sprach Goethe. „Und diese rast- und ruhe-
lose Thätigkeit macht doch eigentlich das Leben aus,
das Höchste, was wir von Gott und der Natur er-
halten haben. Wäre ich nicht hierher gekommen, so
würde ich auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam
sein müssen. Hier aber ist meine Lage vortheilhaft
genug und die Herzogthümer Weimar und Eisenach
sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie
Einem die Weltrolle zu Gesichte steht. Es fehlt an

Conflikten nicht: das ewige Aktenlesen ist langweilig
und dabei hat man mit unverständigen und ungeschickten
Leuten zu thun, kommt auch wohl selbst in Wider-
spruch mit dem Hofe; trotz alledem mißfallen mir die
neuen Verhältnisse nicht und ich will ausharren bis
an's Ende, um so mehr, als ich nun einmal in die
Hof- und politischen Händel derartig verwickelt bin,
daß ich nicht leicht wieder wegkommen könnte. Mühe,
Verstimmungen und Sorgen giebt es in diesem an-
haltenden Reiben und Treiben der Welt genug und
die rauhe Prosa verdrängt fast gänzlich die Poesie.
Und dennoch finde ich immer noch Zeit und Stim-
mung zu dichterischen Schöpfungen. Wenn mir der
Arbeit zuweilen so viel wird, daß sich abends mein
ganzes Wesen zwischen den Augenknochen zusammen-
drängt, so befreie ich mich gewaltsam von Akten- und
Hofstaub und löse die Schwingen meines Geistes."

"Das will viel sagen, wenn man sogar Pontifex
maximus geworden ist, zu deutsch: oberster Wege-
Aufseher und Straßenkehrer!" warf Herder spöttisch ein.

Goethe beachtete diesen Ausfall nicht, der auf seine
Ernennung zum Director des Bauwesens und Wege-
baues gerichtet war.

"Das will viel sagen!" wiederholte er, „aber ich
habe auch gefühlt, daß die Seele, wenn sie vom Druck
der Geschäfte entladen ist, um so freier spielt. Sehe
ich auf die frühere Zeit zurück, so finde ich viel Ver-
worrenheit, Kurzsichtigkeit in menschlichen und gött-
lichen Dingen und ich komme mir vor wie Einer, der

sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit aber, wo ich im Treiben der Welt bin, kann ich noch nicht übersehen. Gott helfe weiter und gebe uns Licht, daß wir das Gehörige thun! Dazu ist vor Allem nöthig, daß wir die Zustände unseres Ländchens durch eigene Anschauung kennen lernen und daher gebe ich dem Herzoge stets den Rath: wir müssen das Weimarische Land gleichsam auswendig lernen. Wir Beide halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg und die Götter sind sichtbar mit uns.“

„Karl August ist genial,“ meinte Herder; „so kann man ihn wohl nennen, wenn Hippel Recht hat, der das Genie als eine Vereinigung von starker Einbildungskraft mit einem hohen Grade von Verstand definirt. Vom Zopfe trug er nichts an sich, selbst bevor er sich das Haar kurz abschneiden ließ. Er sucht, die Ansprüche des Regentenberufes mit den Eingebungen der Künste zu verbinden. Es will Etwas bedeuten, daß er seine Liebe zu den Musenkünsten nicht auf Kosten des Schweißes seiner Unterthanen nährt, daß das Land ziemlich blühend, die Bevölkerung nicht durch Steuern und Rechtskränkung gedrückt ist.“

„Der Herzog ist noch im Werden begriffen,“ sagte Goethe, „und zu so größeren Hoffnungen berechtigt er, wenn man seine trefflichen Anlagen, seine geistige Empfänglichkeit, seine edle Gesinnung und seinen tüchtigen Charakter in Betracht zieht. Ja,“ so schloß

Goethe mit freudiger, zuversichtlicher Miene; „wir wollen in stiller Gegenwart die Zukunft erhoffen. Mir gefällt es in dieser kleinen Welt und ich fühle, daß das Schicksal, welches mich bisher so seltsam leitete, mir noch manches Erfreuliche und Beglückende vorbehalten hat.“

In diesem Augenblicke wurde in der Stadt die Kunde lautbar, daß in Apolda eine Feuersbrunst ausgebrochen sei.

Goethe säumte keine Minute. Er verließ eiligst Herder's Wohnung, ließ sich ein Pferd satteln und galoppirte hinüber.

Auf der Brandstätte angekommen, sah er, daß das fürchterliche Element bereits große Verheerungen angerichtet hatte.

Der Wind wehte zum Verderben. Die Löschanstalten erwiesen sich als schlecht. Der Todesengel schleuderte Funken aus seinem Feuerschwert und des Sturmes Flügel fachten die Funken zu einem Fluß hoher Feuerwellen an. Viele Häuser fielen dem Glutstrom zum Opfer.

Goethe war beim Löschen thätig und trieb die Anderen an, Wasser herbeizuholen, zu spritzen und so viele Habseligkeiten wie möglich zu retten.

Scenen des Entsetzens zeigten sich in diesem umherstrahlenden Glanze.

Dort trug ein Jüngling auf seinen Schultern einen Greis, den er den Flammen entrißen hatte. Der Alte wußte nichts von sich. Ein kleiner Knabe

lief vor ihnen her und sah sich zuweilen mit verstörten Blicken nach ihnen um. Eine bejahrte Frau trug einen Rock, der dem Greise gehörte, und folgte mit stumpfer Gleichgültigkeit.

Hier hangt ein junger Mensch, von der Glut verfolgt, an einem brennenden Fensterrahmen; endlich läßt er das Kreuz los und gleitet an der Wand hinab.

„Eilet nicht fort!“ ruft Goethe denen nach, die mit ihren Habseligkeiten die Flucht ergreifen; „legst die Sachen nieder und helfet, Wasser aus dem Teiche schöpfen!“

Man hörte Verletzte und Verunglückte wimmern, die Stimmen jammernder Mütter.

Goethe tröstete und beruhigte die Unglücklichen.

Dort reicht eine Mutter vom Fenster herab ihr schlafendes Kind dem Gatten, der auf der Straße steht. Die Eltern zittern, das Kind schläft ruhig.

Hier führt ein starkes Weib zwei weinende Kinder an der Hand.

Ein ohnmächtig Mädchen wird vorüber getragen. Der Widerschein des Brandes spiegelt sich auf der bleichen Stirn und in den Thränen, die den geschlossenen Wimpern entchlüpfen.

Der Wind legte sich. Aber noch deutlicher und grauser vernahm man jetzt das Gewinsel, das Angstgeschrei, das Geprassel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Gebäude.

Alte und Junge, Soldaten und Volk, Arme und Reiche waren zusammengelaufen. Das verworrene

Gewimmel von Menschen vermehrte sich unaufhörlich und schwankte und wogte wie ein Meer.

„Vorwärts, Kinder! es wird gehen! nur wacker angefaßt!“ rief Goethe, die Bürger ermutigend.

Die Menge stuzt jetzt und Aller Augen richten sich nach einer und derselben Stelle.

Der Herzog war mit dem Prinzen Constantin auf der Brandstätte erschienen.

Auch sie legen Hand an.

Es war spät am Tage, als das siebenfarbige Flammenmeer versiegte. Rauch und knisternde Funken steigen noch vom weiten Altar empor.

Das Volk blickte zum Herzoge auf.

Er sprach mit Frieden im Antlitz und mit der Stimme der Hoffnung. Seine Worte kamen wie Segen über die Menge, als ob er gleich heilen könnte, was die Schwere des Jorns geschlagen hatte; als ob er mit der Macht, die von ihm ausging, die Aschenstätte in Bewegung setzen und neue Häuser zum Himmel aufheben könnte.

Karl August trat jetzt zu Goethe und reichte ihm die Hand.

„Du siehst ja wie gebraten und gesotten aus,“ sagte er zu ihm.

Dieser erwiderte:

„Die Augen brennen mir noch von der Glut und dem Rauch und die Fußsohlen schmerzen mich. Aber ich danke Gott, daß ich in Feuer und Wasser den Kopf oben behalte. Ich erwarte noch stärkere Prü-

fungen aber ich ringe mit dem unbekanntem Engel und sollte ich mir die Hüften ausrenken.“

Goethe hielt noch kurze Rast. Der Herzog wollte ihn zurück nach Weimar mitnehmen; er entgegnete aber, daß er eine Verabredung nach Jena habe. Dann übergab er sein Pferd einem der herzoglichen Lakaien und verschaffte sich einen Wagen.

Es war spät am Abend.

Bei Jena, auf der Straße, die nach Bürgel führt und nicht weit von dem sogenannten Geleithause, stand ein einsamer Mann, der auf Jemand zu warten schien.

Er trug eine ärmliche abgenutzte Kleidung und auch sein Gesicht sah abgenutzt aus — abgenutzt von kummervollen Gedanken, Noth, Täuschung und Kränkung.

Er hatte die Jugend weit überschritten. Damals war er talentvoll gewesen. Ob er jetzt noch Talente besaß, wußte er selber nicht; er spürte weder Drang noch Fähigkeit in sich. Der Frohsinn am Leben fehlte ihm, der die Gaben der Natur entfesselt; der Glaube, der zum Schaffen ermächtigt; das Selbstvertrauen, das Erfolg verheißt. Vielleicht auch waren seine geistigen Kräfte, ebenso wie seine leiblichen, erlahmt, verkümmert oder ganz erloschen unter dem Druck des Elendes und der Erniedrigung, so wie die schönen Blüten des Frühlings ersterben unter dem eisigen Hauche des Nachtfrostes oder unter den Fresszangen gieriger Raupen.

In der Jugend hatte er große Hoffnungen und auch Ehrgeiz gehabt. Er wollte sich auszeichnen und berühmt werden.

Aber, einer guten Anleitung entbehrend, frühzeitig der Eltern verlustig und der Mittel beraubt, hatte er es versäumt, den vorgeschriebenen Bildungsgang zu verfolgen, um später eine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen.

Von Wissensdrang erfüllt, hatte er unablässig studirt und sich mit den Kenntnissen der verschiedensten Fächer vertraut gemacht, aber die Welt rümpfte die Nase über die Bildung des Autodidakten; man meinte, es sei nichts Gründliches dahinter.

Neigung zur Poesie, Drang nach literarischem Ruhm hatte ihn vollends Zeit und Kräfte vergeuden lassen. Anstatt sich unter Entbehrungen und mit Beharrlichkeit die Bahn zu öffnen, die ihm die Verhältnisse erschwerten, hatte er gedichtet, geschriftstellert, geliebt und geabenteuert, um endlich zu spät einzusehen, daß es nicht mehr so leicht sei, in dem Wettgetriebe der Schriftstellerei Aufsehen zu erregen. Die Liebchaften, die er sich immer zu Herzen genommen, endigten mit Trennung oder Täuschungen und verwirrten seine Gedanken, wie sie ihm das Herz brachen. Bei seinen abenteuerlichen Reisen fehlten ihm die Mittel, an behaglichen Orten zu rasten und des Lebens froh zu werden, Sehenswürdigkeiten gründlich zu betrachten, sich an bedeutende Männer anzuschließen.

Sein ganzes Leben war verfehlt. Er streckte das Haupt zum Himmel empor, aber der Boden unter den Füßen fehlte ihm.

Warum besaß er nicht die Klugheit der Welt, sich den rechten Augenblick und die richtige Gelegenheit zu ersehen! Ohne diese Klugheit kein Gelingen, kein Lebensgenuß, kein Sieg in dem mühevollen Streben, das dem Culturmenschen zugetheilt ist und welches die Egoisten unserer Tage so emphatisch als vitale Concurrency oder den Kampf um das Dasein bezeichnen.

Daß dieser Kampf eine Nothwendigkeit sei, konnte er nicht begreifen, denn er sah die Schwalben, die Störche auf ihrer mühevollen Reise sich gegenseitig stützen und an einander anlehnen; weshalb sollten die Menschen gegen einander kämpfen anstatt brüderlich zu verkehren? Er berief sich auf die Taube, die ihre Jungen äßt, aber die Welt wies auf den Iltis, der die ganze Brut beschleicht und im Kampfe um das Dasein den Sieg davon trägt.

„Die Welt ist böse,“ sagte er jetzt.

In dem ganzen Getriebe der Natur erblickte er so viel Liebe und Weisheit, daß er durch das Chaos des Sündenfalls die Güte des Schöpfers hindurchschimmern sah. „Gott ist gut,“ sagte er.

Aber die Egoisten zeigten ihm, daß die Natur auf gegenseitiger Bekämpfung und Vernichtung der Geschöpfe beruhe. Und er selber erhielt so viele Schläge und Prüffe von Menschen und Schicksal, daß er endlich

im Ingrimme zu den Schluß kam: „Gott ist das Böse.“

Eine Zeit lang hatte er sich dem Bestreben hingegen, für Aufklärung, Bildung und Befreiung des Volkes zu sprechen und zu schreiben. „Das Volk ist gerecht und gut,“ glaubte er.

Dann aber erfuhr er, daß seine Rede im Winde verklang, daß die Leute sich von Sophisten bethören ließen und sich vor dem Mächtigen bückten. Und er änderte seinen Satz und sagte: „das Volk ist ein dummer Kerl.“

Dies war der edle Mann, den wir am Hochufer der Saale stehen sahen — der schwache Mann, der seltsamer Weise den Namen: Kraft führte.*)

Als ihm das Laub der Hoffnung Blatt für Blatt abgewelkt und abgefallen war und sein Leben vor ihm stand wie ein kahler Baum, von welchem kein neues Ergrünen zu erwarten war; als ihm die süßen Illusionen, die den Menschen als Leitsterne dienen, bis auf die letzte erloschen, und er nichts sah als die Täuschungen, eiteln Hoffnungen, Verderbtheiten und Verkehrtheiten des Menschengeschlechts; als er sich auf der abschüssigen Bahn erblickte, die schon wieder hinunter leitet von

*) Ueber Kraft's eigentliche Verhältnisse und sein späteres Leben ist Nichts bekannt geworden. Sein Verhältniß zu Goethe erfuhr man erst nach dem Tode des Letzteren aus einigen noch aufbewahrten Briefen.

des Lebens Höhe, und vor sich den düsteren Katastrophalfall des Armenkirchhofes und in nächster Nähe den kommenden Tag ohne Brot und Obdach: — da schüttelte er noch ein Mal den Pessimismus von sich ab und dachte: „Gott ist gnädig und es giebt neben den vielen bösen Menschen auch gute; ich will es versuchen!“

Aber an keinen Mächtigen und Stolzen der Erde wollte er sich wenden, der ihn durch ein Almosen, das ihm selber nichts kostete, hätte reich machen können. Er wollte einen Mann um Hülfe ansprechen, der, edel von Charakter, gefühlvollen Herzens, bekannt mit den Leidenschaften und Kümernissen der Menschen, eine Stellung einnahm, die ihn in Stand setzte, dem Armen mit einer geringen Beisteuer aufzuhelfen, den Leidenden zu trösten, den Verzagten mit neuer Hoffnung zu erfüllen.

An einen solchen Mann hatte er sich schriftlich gewendet. Dieser hatte ihn hierher beschieden und er erwartete ihn zu dieser Stunde.

Es war schon spät, die bezeichnete Frist verronnen und der Mann, der Helfer, erschien noch immer nicht.

Der Schatten der Stadt fiel über die Saale und berührte den Fuß der jenseitigen höckerigen Höhen. Kraft ging langsamen Schrittes von der Schneidemühle bis zur großen Saalbrücke. Es wurde dunkel und still. Studenten zogen vorüber nach der Frankonia-Kneipe und sprachen von einer großen Feuersbrunst, welche Apolda in Asche gelegt haben sollte.

Der Wartende war aufgereggt; sein Herz pochte, die Lippen brannten. Allmählig wurde er verzagt und müde und sah sich nach einem Stein oder Baumstumpf um, darauf er sich ruhen könnte.

Da erschien der Erwartete. Er kam mit festem und eiligem Schritte auf ihn zu.

Es war fast ganz dunkel und Kraft konnte nicht bemerken, daß dem Ankommenden das Haar versengt, daß seine Kleidung naß, bestäubt und mit Asche bedeckt war.

Goethe war es.

Er entschuldigte sich zunächst wegen seines späten Kommens.

„Sie haben an mich geschrieben,“ fuhr er dann fort. „So viel ich aus Ihrem Briefe erfahren habe, sind Sie durch wunderbare und verwickelte Schicksale, aber doch nicht ohne Ihr eigenes Verschulden verarmt. Nun weiß ich recht wohl, was es heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals zu binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen. So genügsam Ihre Ansprüche sind, so kann ich Ihnen freilich doch nur geringe Hülfe und Hoffnung geben. Ich bin nicht der Mann, der da sagen könnte: Stehe auf und wandle! Für eine kleine Beihülfe will ich sorgen; Sie müssen dieselbe als einen Tropfen Balsam aus der Reise-Apothek des barmherzigen Samariters ansehen. Ich werde Ihnen ein wenig Geld, einen Ueberrock, Strümpfe und Stiefel schicken. Ich werde mich hier nach einer

billigen Wohnung für Sie umthun; hier können Sie unter dem Namen eines Secretairs leben und sich auf der Akademie einschreiben lassen. Dann sind Sie ungestört und Niemand fragt nach Ihnen.“

„Gott segne Sie!“ stammelte Kraft.

„Nach diesem Segen geize ich,“ erwiderte Goethe; „die Mächtigen und Reichen verstehen nicht, ihn zu würdigen. Sie werden mir nicht zur Last sein; es wird mich vielmehr wirthschaften lehren, daß ich von meinem Einkommen auch für den Nothleidenden spare. Jeden Markttag schicke ich Ihnen etwas Viktualien, Wein oder Geräthe, Bücher, Papier, Federn, Siegel-lack. Vierteljährlich erhalten Sie funfzig Thaler; mehr für Sie zu thun, erlaubt mir mein Etat nicht. Sie müssen Ihre Seele in den Grenzen der Nothwendigkeit halten, woran Sie sich bisher nie gewöhnt haben. Suchen Sie sich vor allen Dingen an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen!“

Kraft dankte mit gerührten Worten.

Goethe lehnte es ab.

„Mit der Wohlthätigkeit kehrt die Freude meines Lebens zurück,“ sprach er. „Die Welt ist eng und nicht jeder Boden trägt jeden Baum. Der Menschen Wesen ist kümmerlich und ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod.“

„Kommen Sie jetzt mit mir,“ fügte er hinzu; „ich werde Sie zu guten Hausleuten weisen, die Ihnen auch

um meinetwillen gut begegnen werden. Aber merken Sie sich wohl, daß über das, was ich an Ihnen thue, das tiefste Geheimniß bewahrt bleiben soll!“*)

*) Goethe unterstützte den Menschen sechs Jahre lang. Kraft wählte, trotz Goethe's Abrathen, nicht Jena sondern Ilmenau zu seinem Wohnsiß. Das Geheimniß blieb bewahrt und das Verhältniß wurde erst nach dem Tode des Wohlthäters kund.

Zwölftes Kapitel.

Anna Amalia besucht das Haus „zu den drei Leiern“ in Frankfurt am Main.

Es war im Juni des Jahres 1778, als die verwitwete Herzogin mit Einsiedel, Maler Kraus und Fräulein von Goeckhausen eine Reise am Rhein machte, auf welcher der Kunstkenner Merck sie begleitete. In Frankfurt am Main nahmen sie ihr Quartier beim Gastwirth Dick im rothen Hause, dem jetzigen Postgebäude.

Anna Amalia ruhete nicht, bevor sie Goethe's Mutter einen Besuch gemacht hatte und ließ sich bei ihr anmelden.

Alles was sie über diese seltene Frau erfahren hatte, berechtigte sie zu der Voraussetzung, daß sie sich in vielen inneren Beziehungen und Empfindungen mit derselben begegnen müsse; ja, als Mutter des Fürsten, der Goethe mit seiner Freundschaft gewonnen hatte, als Beschützerin des vortrefflichen Mannes, der ihrem Hofe und Lande seine Dienste widmete, hielt sie sich

für vollkommen berechtigt, auf eine Stelle im Herzen der Frau Aja Anspruch zu machen.

Die Frau Rath jubelte, als ihr die Meldung kam, daß ihrem Hause so große Ehre widerfahren sollte und sobald der Wagen vor ihrem Hause am Hirschgraben vorfuhr, eilte sie mit jugendlicher Rüstigkeit die Treppe hinab, um die hohen Gäste zu empfangen.

Anna Amalia warf einen schnellen aber theilnahm-vollen Blick auf das Haus „zu den drei Leiern,“ worin Goethe seine Knabenzeit und, mit einer kurzen Unterbrechung, sechs Jahre seines Jünglingsalters ver- lebt hatte, und schritt dann, von der Frau Rath be- grüßt, die prächtige breite Treppe mit dem kunstvollen Eisengeländer hinauf, welche in dem hellen und ge- räumigen Gebäude nach dem oberen Stockwerke führte.

Die Frau Rath gefiel ihr auf den ersten Blick. So hatte sie sich Goethe's Mutter vorgestellt, so war sie ihr geschildert worden: eine stattliche Matrone, mit gewölbter Stirn, braunem Haar und Augen und geist- vollen Zügen.

Sie führte ihre Gäste in die Prachtzimmer des ersten Stocks, die mit kostbaren Tapeten bekleideten Gemächer, welche der Königsleutenant, Graf Thorane, einst bewohnt hatte.

Hier hieß der Hausherr die hohen Gäste willkommen.

Der kaiserliche Rath erschien hier, so wie ihn Wieland ihr geschildert hatte: stramm und würdevoll, bedächtig und praktisch. Die Kopfbildung und der Bau des Körpers waren ähnlich wie bei dem Sohne.

Auch in der Haltung und Bewegung wie im Gange fand die Herzogin viel Uebereinstimmung, indem sie sich den Doctor Wolf in seiner ernstesten Amtshaltung vorstellte, wenn er nicht gerade seiner genialen Laune nachgab.

Der alte Herr zeigte sich ein wenig zurückhaltend und durchaus nicht so offen und ungezwungen wie die Frau Rath, dankte aber doch in herzlichen Worten der Fürstin für die Huld, die sie dem Sohne zugewandt hatte.

„Der Poet ist dort sitzen geblieben,“ fügte Goethe's Mutter hinzu. „Weimar muß ein gefährlicher Ort sein, von dem man sich nicht wieder losreißen kann. Wir haben seitdem viel Gutes von unserm Sohne gehört. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarischen Landen viel Gutes stiften! Für alles Gute, was Ihre Durchlaucht ihm in Gnaden erweisen, kann eine alte Frau wie ich nichts weiter thun, als aus der Fülle ihres Herzens danken. Wir können die Kinder nicht nach unserm Sinne formen. Man muß sie nehmen, wie sie Gott uns gab, sie lieben und auf's beste erziehen und das Uebrige ihrer Art und Weise und ihren Gaben anheimstellen. Aber wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat! wie der Psalmist sagt.“

Zu Fräulein von Goechhausen war die Mutter ganz besonders zuthulich und herzlich.

„Das ist also das gute Fräulein Thuznelde,“ sprach sie, indem sie das Hoffräulein wie eine Merkwürdigkeit von allen Seiten betrachtete; „das ist sie, die mir eine

schöne Geburtstagsgratulation in Versen auf grünem Papier geschickt hat und die mir bald in Prosa, bald in Versen so humoristisch Bericht abstattet über die Hof-festlichkeiten und das fürstliche Liebhabertheater und wie es dem Hätschelhans geht und was er poetisch producirt. Ja, es ist doch eine herrliche Sache um das Schreiben! Manchmal leide ich zwar an Tintenschau, ein ander Mal bin ich aber wieder schreibselig. Und Hoheit können mir glauben, daß ich mich einer lächerlichen Correspondenz rühmen kann. Wenn ich allmonatlich mein Schreibpult aufräume, so kann ich dies niemals ohne Lachen thun. Aber unter allen Briefen sind mir fast die liebsten, die mir vom Doctor Wolf etwas Gutes vermelden.“

„Ich werde immer so fortfahren,“ erwiderte Fräulein Luise, „und mit Eifersucht dafür sorgen, daß mir kein Andern zuvorkomme, liebe Herzensmutter Aja.“

„Sie nennt mich Frau Aja!“ lachte die Mutter. „So ist es recht! dabei bleiben Sie nur! So nannten mich zuerst die Grafen Stolberg, als sie meinen Sohn besuchten. Der Fritz meinte, ich gliche der Frau Aja in der Sage von den vier Haimonskindern, die den Pilgrimen, die bei ihr einkehren, vom besten Weine in silbernen Schalen zu trinken gab. Nun, ich kann mir den Scherznamen wohl gefallen lassen. Im Grunde getraute ich mir, meinem Aeußeren nach, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen, obwohl ich am liebsten mein Ebenbild in Götz von Berlichingen's

Hausfrau erblicke, so wie sie mein Hätschelhans geschildert hat.“

„Ja, liebe Frau Aja, Sie sind eine Frau, die Herz und Sinnen des Verständnisses hat,“ sagte Anna Amalia. „Wir müssen von nun ab an einander schreiben und jedes Mal, wenn ich einen Brief von Ihnen bekomme, so soll es mir eine Freude sein, wie jener Frau im Evangelium, die ihren Groschen gefunden hat.“

Die Herzogin lobte jetzt die Einrichtung der schönen Zimmer, die herrlichen Seidentapeten mit chinesischen Mustern und die geschnörkelten Spiegelrahmen, äußerte auch den Wunsch, die übrige Einrichtung des Hauses in Augenschein zu nehmen.

Der Rath schickte sich an, die hohen Gäste zu führen, während Frau Aja ihrer treu ergebenen Wirthschafterin Elisabeth Hoch noch einige Winke erteilte, inzwischen die Erfrischungen in dem Prachtzimmer bereitzustellen.

„Es ist ein schönes, heiteres und geräumiges Haus,“ sagte die Herzogin, als sie durch die lustigen und hellen Voräle schritt, von welchen man sich einer schönen Aussicht über die Gärten erfreuen konnte.

„Es ist nicht mehr das alte Haus, Durchlaucht, wie ich es kaufte und wie es mein Sohn in seiner frühesten Kindheit noch gesehen hat,“ erzählte der Rath, die Treppe nach dem zweiten Stockwerke voraufschreitend. „Damals führte eine thurmartige Treppe zu unzusammenhängenden Zimmern und die Ungleich-

heit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen; das Haus bestand eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern, war alt und winkelhaft, an vielen Stellen düster. Ich ließ es nach dem Tode meiner Mutter umbauen und hatte dabei vorzugsweise eine innere gute und bequeme Einrichtung im Auge. Mein Sohn war damals ein Knabe von fünf Jahren und betheiligte sich bei der Grundsteinlegung, indem er, als kleiner Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, den Stein selber einmauerte.“

Von einem Vorplatz mit drei hellen Fenstern genoß man einer Aussicht über eine unabsehbare Fläche von Nachbargärten, über Stadtmauern und Wälle und die schöne fruchtbare Ebene, die sich nach Höchst hinzieht.

Sie betraten die Gemächer.

Die Herzogin erblickte mit der innersten Befriedigung die gediegene, wohlhabige Einrichtung eines hoch gebildeten und hoch angesehenen Bürgers, eine schöne, anmuthige Wohnung, in welcher werthvolle Kunstgegenstände als Zimmerverzierungen verwandt worden waren. Ueberall herrschten Reinlichkeit und Ordnung und große Spiegelscheiben verbreiteten eine freundliche Helligkeit über die lustigen Räume.

In dem ersten der drei nach vorn gerichteten Zimmer, dem Arbeitszimmer des Hausherrn, befand sich eine reiche Sammlung der besten in Franzband gebundenen Bücher, unter welchen die italienischen Dichter, namentlich eine schöne Ausgabe des Tasso,

die Herzogin besonders fesselte. Das dreifenstrige Mittelzimmer, das sogenannte Gemäldezimmer, enthielt eine Auswahl Gemälde neuerer Meister: Landschaften von Hirth, Trautmann und Schütz, Blumen- und Fruchtstücke und Stilleben von Junker — alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen symmetrisch geordnet. In diesem Zimmer hatten Wolfgang und seine Schwester Cornelia Unterricht vom Vater erhalten.

Das nebenliegende zweifenstrige Zimmer vorn heraus, die Stube der Frau Rath, war von besonderem Interesse für die weiblichen Besucher.

„Si da steht ja der Märchensessel, auf welchem die Mutter Goethe des Abends saß, wenn sie den Kindern erzählte,“ rief die Goechhausen, indem sie auf einen grünen Sessel deutete.

Frau Aja nickte lächelnd mit dem Kopfe.

Dort stand auch ihr Klöppeltisch.

Und auch der runde Kaffeetisch.

„Hier sind wir oft recht munter beisammen,“ sagte die Frau Rath. „Alle Samstag kommen meine Mädels zum Besuch; es kommt auch wohl Kaufmann Bölling, oder die Maximiliane Brentano oder Frau Rath oder der spaßige Rath Crespel, der sich seine Kleider und Schuhe selber anfertigt, oder die Minchen Stark und die beiden Demoisellen Clermond. Und wenn wir einmal beisammen sind, so spielen wir: stirbt der Fuchs, so gilt sein Balg und da giebt es euch Pfänder, daß es eine Lust ist. Auch werden Märchen erzählt, Räthsel aufgegeben. Es ist mit einem

Worte ein großes Gaudium. Wenn ich gar mein jährliches Festin feiere, da giebt es Wein, Gesang, Musik und joviale Unterhaltung. Dann singe ich mein Lieblied, das Lied meines Sohnes vom König und seinem Floh, und die Zuhörer machen am Schluß jeder Strophe den Chorus. Wenn dann meine Gäste so recht fröhlich und guter Dinge sind und es so recht in dulci júbilo zugeht, so ist es für mich ein Hauptspaß, ein herzliches Gaudium und Pläsir.“

„Es sind nun gerade sieben Monate her, daß wir mit Wieland in dieser Stube beisammen saßen,“ sprach der Kriegsrath Merck. „Da waren alle die Mädchen hier, die seinetwegen so häufig kamen. Madame Brentano spielte den Sichel auf dem Klavier. Am Abend gab es köstlichen Wein und wir schimpften auf Jacobi und seines Gleichen. Ach, es ist schade,“ fügte der Kriegsrath hinzu, indem ihm die Thränen in die Augen traten, „es ist schade, daß solch ein Glück so vergänglich ist und daß halbe Jahre und Jahre hinschwinden, ehe einmal ein ähnliches wiederkehrt.“

„Nur nicht traurig, mein guter Herr Kriegsrath!“ rief Frau Aja. „Ich bin immer vergnügt und habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir gegangen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, gehe ohne Anmaßung durch die Welt, befritle Niemanden, suche immer die guten Seiten auszuspähen und überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen. Traurigkeit liebe ich

nicht und man darf mir Nichts erzählen, was irgend schreckhaft, verdrießlich oder beunruhigend ist. Wenn es mich angeht, so erfahre ich es noch immer zeitig genug; geht es mich nicht an, so bekümmert es mich überhaupt nicht. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters. Daher thue ich das Unangenehme immer zuerst und verschlucke den Teufel, wie Gevatter Wieland rät, ohne ihn lange zu begucken. Wenn alsdann Alles wieder in den alten Falten liegt, dann möchte ich sehen, wer mich an gutem Humor übertreffen wollte.“

„Ja, liebe Frau,“ sprach Anna Amalia; „der Herr Gevatter Wieland hat Recht. Er ist ganz stolz über Ihr liebes Andenken. Mit großer Begeisterung rief er: das ist mir eine Frau! sie ist die Bieder ihres Geschlechts! und ich sage jetzt: Amen.“

An das Zimmer der Frau Rath schloß sich nach hinten hinaus das Schlafzimmer der Eltern, in welchem Wolfgang Goethe das Licht der Welt erblickte.

„Man hielt ihn bei seinem Erscheinen für todt,“ erzählte Frau Aja; „als aber die Großmutter hervorrief: Er lebt! da erwachte mein mütterliches Herz.“

Auf Verlangen der Herzogin wurden die Gäste auch nach dem Dachstockwerk geführt.

Die nach hinten gelegene Dachstube, welche irrtümlicher Weise lange Zeit für Goethe's Arbeitszimmer gehalten wurde, diente zur Kupferstichbleicherei und zur Seidenraupenzucht, welche der Vater aus Liebhaberei betrieb.

Von größerer Bedeutung für die Besucher war das nach Osten gelegene schöne, geräumige Giebelzimmer mit seinen Nebengemächern, — ein würdiges Arbeits- und Empfangszimmer für den einzigen Sohn eines angesehenen Hauses.

In diesem Heiligthum hatte der Knabe dem Höchsten seine Morgenopfer gebracht. Hier hatte er das Puppenpiel aufgestellt, welches den Kindern zuerst in dem geräumigen Wohnzimmer der Großmutter vorgestellt worden war.

„Es hatte einen starken Eindruck auf den Knaben gemacht,“ sagte Frau Rath, während Thusnelda die noch vorhandenen Ueberbleibsel heiter und neugierig betrachtete. „Wenn er abends im Bett lag, so konnte er nicht einschlafen und wollte immer noch Etwas erzählt haben. Später gelangte er einmal verstoßen in die Speisekammer und entdeckte das Puppenpiel und auch ein geschriebenes Büchlein, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war. Dieses Büchlein entführte er als Beute und lernte es auswendig. Als ich das merkte, übergab ich ihm die ganze hölzerne Truppe, das letzte Geschenk der Großmutter, und von da ab lebte und webte er in der Bühnenkunst.“

„Diesen kindlichen Unterhaltungen verdankt unser Hätschelhans gewiß die Übung seines Erfindungs- und Darstellungsvermögens, seiner Einbildungskraft und auch theilweise der Technik, die jetzt meinem Liebhabertheater zugut kommt,“ bemerkte die Herzogin.

„Das ist wohl glaublich,“ versetzte Frau Aja; „aber er trieb es ein wenig unmäßig und ich hatte Verdruß mit dem Vater, der mir vorwarf, daß ich den Knaben mit dem verwünschten Puppenspiel zerstreut hätte. Der Wolf aber meinte noch in späteren Jahren zu mir: Schelten Sie das Puppenspiel nicht und lassen Sie sich Ihre Liebe und Fürsorge nicht gereuen! Es hat mir in dem neuen leeren Hause die ersten vergnügten Augenblicke, ja manche frohe Stunde bereitet.“

In diesem Zimmer wurde dem Knaben auch der Sinn und Blick für die Malerei erschlossen, denn der Graf Thorane beschäftigte die sämtlichen Frankfurter Künstler, die hier ihre Skizzen und Entwürfe einreichten.

In diesem Zimmer reifte der Knabe zum Jüngling und zum Manne. An dem kleinen einfachen Pult, welches noch vorhanden ist, schrieb er Götz, Clavigo und den Entwurf zum Egmont; hier besserte er an den Mitschuldigen, baute den Faust im Geiste auf.

„Auf diesem Dichtersitz,“ bemerkte Thusnelde, „ist ja auch das Hauptwerk des Doctor Wolf entstanden: des armen Werther's Leiden.“

Nachdem die Gäste nach dem Empfangszimmer zurückgekehrt waren, wurde beim Inbiß, wo der edle Nierensteiner duftete, noch viel Freudiges und Herzliches verhandelt. Anna Amalia gewann immer mehr Wohlgefallen an der tüchtigen Hausfrau.

Ihr reicher Lebensquell erschien als ein Labfal und riß mit Freude und Lebendigkeit Alles mit sich fort;

über ihrer Freundlichkeit, Munterkeit, Herzlichkeit und Originalität vergaß man die sonderbaren Eigenthümlichkeiten ihres Wesens. Mit echtem deutschen Gemüth und mit Gottvertrauen umfaßte sie die Welt und die Menschheit und gewann inneren Frieden der Seele; mit klarem Verständniß und heiterem Sinn schaute sie alle Verhältnisse an, interessirte sich für alles Neue in Kunst und Literatur mit poetischer Natur und fabulirte sich, wie ihr Sohn, froh durch das Leben.

„Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden,“ sprach sie; „kein gutes Samenkorn geht verloren und die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen.“

Als sie ihre Sorge um den Sohn, ja um seine wirthschaftlichen Angelegenheiten mehrmals kund gab, lud die Herzogin sie zu einem Besuche in Weimar für das nächste Frühjahr ein.

„Sehen Sie die Sache nicht so schwer an, liebe Mutter!“ sagte sie zu ihr. „Freund Wolf wünscht es auch und wir haben schon Viel davon gesprochen. Dem Herrn Vater wollen wir derzeit schon allerhand Vergnügen verschaffen. Kranz soll zu ihm und ihm was vorgeigen, daß es eine Art und Muster hat. Ich denke, liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hättschelhans sprechen wird, um zu wünschen, ihn einmal wiederzusehen. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue.“

Die Mutter lehnte aber diese freundliche Einladung mit Dank ab.

„Das Reisen,“ sprach sie, „war nie meine Sache

und jetzt ist es beinahe ganz unmöglich. Die Vorsehung hat mir schon manche unverhoffte Freude gemacht und ich habe das Zutrauen, daß dergleichen noch mehr auf mich warten. Aber dem Seidel, dem Diener meines Sohnes, werde ich schreiben, daß er mir Zeichnungen und andre Arbeiten von dem Doctor Wolfgang schickt. Ich will ihm dafür auch auf der Messe Hemden und Schnupftücher einkaufen. Und die Frau Herzogin," fuhr sie fort, „werden mir's huldreich gestatten, daß ich ihr wöchentlich Wurst schicke; denn die kann nur in Frankfurt so gut gemacht werden."

Mit der Zusicherung, dieses Erbieten anzunehmen, schied Anna Amalia von der Frau Aja und von dem Hause mit den drei Leiern, welches in den Erinnerungen ihrer Tafelrunde als Santa casa fortan eine ruhmvolle Stelle erhielt.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Fest im Stern. — Das Liebhaber-Theater zu Ettersburg. —
Merk zum Besuch.

Frau von Stein hatte sich ländlich festlich geschmückt, als Goethe bei ihr eintrat, um sie abzuholen.

„Es ist mir lieb, daß du mit deiner Toilette fertig bist," sprach er in freundlichem Tone, „die Herzogin Mutter wird gewiß bald im Stern eintreffen und ich muß sie doch empfangen."

„Es wird wohl etwas Großartiges, das du uns bereitest?" fragte Charlotte mit holdseligem schalkischem Lächeln.

„O, nicht doch! ein kleines Abendessen. Vorher werde ich ihr zeigen, was ich während ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht habe und nachher soll es eine kleine Illumination geben. Dabei will ich denn in der Natur den wundervollen Effekt zwischen Hell und Dunkel nachweisen und Wieland und Einsiedel sollen einsehen, daß sie Unrecht gehabt und daß die Frau Herzogin gestern Recht hatte, als sie sich ihres Lieblings Rembrand annahm."

Er hatte die Geliebte während dieser Worte betrachtet und sich ihres reizenden Aussehens erfreut.

„Wie hübsch du aussiehst!“ sprach er, sich an ihrem Anblick weidend. „Wie glücklich bin ich, deine Liebe zu besitzen! Aber du mußt mich als einen Liebling der Frauen lieben, der ich immer gewesen bin.“

Sie lächelte hold, halb eifersüchtig.

„Ja, es ist ein großes Glück, das ich empfinde,“ fuhr er seufzend fort; „oft in stiller Nacht denke ich sogar mit Aengstlichkeit an die große Summe von Seligkeit, die du mir schaffst. Dann möchte ich fast, wie Polykrates, meinen Ring in das Wasser werfen, um die neidischen Mächte zu beschwichtigen.“

„Neidische Mächte sind leider immer bei der Hand,“ meinte Charlotte.

„Wohl wahr! aber selbst wenn ein böser Genius mir die lästigste Seite meines Zustandes zeigt, so kann ein Wort, ein Blick von dir alle Nebel verscheuchen.“

Im Stern und in Goethe's Garten war Alles zu einem ländlichen Feste harmloser und anspruchloser Menschen auf das geschmackvollste vorbereitet. Eine kleine Einsiedelei, zu welcher eine Treppe hinaufführte, enthielt die Tafel, an welcher die Gäste Platz nehmen sollten.

Diese ließen nicht auf sich warten. Anna Amalia erschien in Begleitung von Wieland, Einsiedel und Thuznelde, gar heiter und leutselig wie gewöhnlich.

Man besah zuerst die neuen Anlagen und die Herzogin fand sie lieblich und herrlich.

Als die Gäste sich an der Tafel niederließen, blieb ein siebenter Stuhl leer stehen.

Der Wirth selber blickte mit befremdetem Blick auf den leeren Platz, als ob die Ankunft von Banco's Geiste zu erwarten stände.

„Für wen ist dieser Platz aufgehoben?“ fragte die Herzogin, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Ich wünschte, unser Merck säße hier mit uns,“ fügte sie hinzu.

„Da unsere Einbildungskraft wohl nicht ausreichen wird, ihn wirklich dorthin zu zaubern, so wollen wir uns wenigstens der frohen Tage erinnern, die wir mit ihm verlebt haben,“ sprach Wieland.

„Merck ist einer der vorzüglichsten Menschen, die ich gesehen habe,“ bemerkte Einsiedel, „ohne alle poetische Zuthat und dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen. Er ist auch ein großer Mentor für alle Kunstfachen und sieht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlages.“

„Ja, ich erinnere mich mit Freude an die Zeit, wo ich die Ehre hatte, den Herrn Kriegsrath in dem berühmten rothen Hause zu Frankfurt kennen zu lernen,“ sprach die Herzogin. „Leider habe ich es seitdem oft vernachlässigt, ihm schriftlich für alle die schönen Kunstfachen zu danken, die er mir während dieser Zeit überschickt hat. Diese Nachlässigkeit rührt von einem großen Naturfehler her, den ich leider besitze und mit Schamröthe Faulheit nennen muß. Der alte liebe Merck sollte nur Augenzeuge sein, wie ich ohne Hof-

marschall und ohne Casino leben kann und unendlich viel dabei lerne! Wenngleich unser Klima nicht sehr einladend ist und wir mit unsern Weintrauben auch nicht prahlen können, so wünschte ich doch, er besuchte uns einmal."

Goethe zeigte durch seine glückliche Mienen, daß er den Mann, den er seinen Freund nannte, mit herzlichem Wohlgefallen preisen hörte.

"So wollen wir uns denn mit der Hoffnung schmeicheln, daß uns der Herr Kriegs-rath mitsammen der Frau Aja im kommenden Winter oder Frühling besuchen werde!" rief Thusnelda.

Das Mahl war einfach und doch reich hergerichtet. Die Gläser wurden fleißig geleert. Zuletzt erschien trefflicher Champagnerwein.

"Es ist Johannisberger!" sprach die Herzogin mit Kennermiene.

"Johannisberger von 60," fügte Goethe hinzu, indem er eine neue Flasche öffnete und den Gästen einschenkte.

"Auf die Gesundheit unsers alten lieben Merck!" sagte die Herzogin, das Glas erhebend.

"Und auf das Wohl der Frau Aja!" fügte der Kammerherr hinzu.

"Und auch unser gemeinschaftlicher Freund, der Kornhändler Bölling, soll leben!" rief Wieland mit heiterster Miene.

Man stieß an, man trank und war glücklich.

Als das Mahl beendet war und die Herzogin das

Zeichen zum Aufstehen gegeben hatte, öffnete sich die Thür und die Gäste wurden wie durch einen Zauberstreich überrascht.

Es war während des Bankettirens draußen Nacht geworden, der Himmel und die Sternanlagen in tiefes Dunkel gehüllt. Aber das ganze Ufer der Ilm flammte in zauberischer Beleuchtung.

"O, wie herrlich!" rief die Herzogin entzückt aus.

"Das ist keine Naturscene," sagte Wieland bewundernd; "hier sehen wir eine dichterische Vision verwirklicht."

"Ganz im Geschmack Rembrand's," fügte die Goechhausen hinzu.

"Ja," bestätigte Anna Amalia, "Thusnelda hat Recht: es ist das wunderbare zauberische Gemisch von Hell und Dunkel, das einen unbeschreiblichen Eindruck macht."

Sie stiegen hinunter und gingen längs dem Flusse zwischen Felsenstücken und Gebüsch entlang, bis zu der Brücke, welche von einer Ecke des Stern's über die Ilm führte. Die große Lichtgruppe legte sich jetzt vor ihren Augen in eine Menge kleiner Nachtstücke aus einander.

"Ganz nach Rembrand," wiederholte die Herzogin in freudigem Tone und reichte Goethe die Hand.

"Sehen Sie, wie wunderbar sich die Menschen ausnehmen, die zwischen den vereinzelt Gruppen umherwandeln und ihnen gleichsam Leben verleihen!" rief Frau von Stein.

„Für meine poetische Wenigkeit haben diese Bilder etwas Herrliches,“ sagte Wieland; „ich möchte sie ewig sehen.“

„Unser Herr Geheimrath hat auf eine feine, sinnreiche und überzeugende Weise meine Partie genommen,“ sprach die Herzogin. „Merket es euch nur, ihr Herren Sophisten Wieland und Einsiedel, daß ein solches Zaubergemisch von Hell und Dunkel nicht bloß eine Manier des Künstlers ist sondern auch in Natur und Wirklichkeit Effekt machen kann.“

So endigte der genußreiche Abend, den die Herzogin noch oft rühmte und als einen Beweis von Goethe's Aufmerksamkeit anerkannte.

Im engsten Anschlusse an derartige Feste standen die Theatervorstellungen.

Das Theater zu Weimar bestand anfangs, wie überhaupt in Deutschland, in den Vorstellungen herumziehender Comödiantengesellschaften. Anna Amalia, die lebhaften Antheil für das Schauspiel nahm, ließ im Schlosse eine Bühne einrichten, zahlte der Schauspielergesellschaft eine bestimmte Summe aus ihrer Kasse und ließ Freibillets für die Vorstellungen ausgeben. Die Besucher mußten die Plätze ihrem Stande und Range gemäß einnehmen.

Das alte Theater in Weimar war derart angelegt, daß es nur aus einem Stockwerke bestand, welches aber die Höhe zweier gewöhnlicher Stockwerke hatte. Es war sehr geräumig und oben mit einer Galerie versehen. Das Parterre wurde als Tanzsaal benutzt.

Hinter der Bühne öffneten sich zwei große Flügeltüren nach dem Garten, so daß man, wenn diese geöffnet wurden, den Prospekt sehr erweitern und außerhalb Feuerwerke und Illuminationen veranstalten konnte.

Wieland, im deutschen Merkur, lobte den Schutz, den die erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenz angedeihen ließ, die gute Auswahl der Stücke unter der Aufsicht des Hofes und den Eifer der Unternehmer, die Bildung des Volks und den Geschmack der Zuschauer zu fördern; auch pries er namentlich die Leistungen der Seilerschen Gesellschaft, die Talente Echhoff's und des Seilerschen Ehepaars. In der That bethätigten diese Künstler neben Brandes, Beck, Koch, Jffland und Schröder eine hohe Meisterschaft in ihrer Kunst. Als Wieland in Weimar eingetroffen war, traten die Leistungen des Theaters bereits mit Auszeichnung hervor. Er selber wies sich dafür thätig und die Aufführung seiner Alceste, mit der Musik des tüchtigen Componisten und Kapellmeisters Schweizer, gehörte zu den ersten Triumphen der Weimariſchen Oper.

Leider wurden diese Freuden durch den Schloßbrand, welcher auch das Theater in Asche legte, unterbrochen.

Die Stelle des eingegangenen Theaters ersetzte von da ab das Liebhabertheater, eine wandernde Truppe, die von Weimar nach den Schlössern der Umgebung zog und an deren Festen Niemand theilnehmen durfte,

der nicht eine geistige Mitgift oder künstlerische Leistung beisteuern konnte.

Wenngleich aber die geistvolle Anmuth Amalia's ihrem Hofe Lebhaftigkeit, Feinheit, geistige Blüte, einen ungebundenen aber doch zarten Anstand verlieh, so fehlte es ihm doch lange Zeit an genialer Kraft. Erst durch Goethe's Zutritt gewannen die theatralischen Spiele in Weimar einen neuen Schwung. Er gab seine Hand her, die Hoffeste zu verherrlichen; er verlieh dem Liebhabertheater einen satyrischen Charakter; ja, ihm war es zu verdanken, wenn das Weimariſche Theater späterhin auf die Entwicklung und Veredelung der deutschen Schauspielkunst den größten Einfluß übte und maßgebend wirkte. Das Liebhabertheater von Ettersburg und Tiefurt war die erste ideale Bühne Deutschlands, auf welcher Goethe Geschick und Erfahrung erwarb, um nachher unter Schillers Mitwirkung das Weimariſche Hoftheater zum Mittelpunkte des deutschen Bühnenlebens zu machen.

Hier wirkte man auf feines Verständniß und dramatischen Geist, ohne auf die Neigung des Publikums oder auf die Interessen des Tages Rücksicht zu nehmen.

Die Weimariſche Bühne hatte ihre Dichter wie Goethe, Seckendorf, der auch als Componist glänzte, Musäus, Knebel, Bertuch und Einsiedel, den jovialen Kammerherrn, der auch in komischen und in Charakterrollen auftrat und gleichzeitig noch Regisseur, Orchestermitglied und Kritiker war. Sie hatte ihre Costümschneider wie Thiel und Hauenschild, ihre Dekorateurs

und Dekorationsmaler wie Kraus und Schuhmann, ihre Maschinenmeister wie Mieding.

Die Rollen spielten die genannten Dichter, Fräulein von Rudorf, die Goechhausen, Amalie Koberue und die reizende Corona Schröter, welche früher in Leipzig neben der Mara aufgetreten war; ja selbst die Herzogin Amalia, Karl August und der Prinz Constantin.

Das Theater war in einem Flügel des Schlosses aufgeschlagen; am liebsten wählte man aber die Waldbühnen, ausgehauene Plätze in freier, stiller Natur, bei Ettersburg, Tiefurt und Belvedere. Wurde eine entferntere Waldbühne gewählt, so bekamen der Intendant, die Jäger, Köche und Kutscher vollauf zu thun, um Alles für den Ausbruch der heiteren Truppe vorzubereiten.

Viele Stücke entstanden im Humor des Augenblicks oder waren, locker zusammengefügt, nur auf die Erheiterung der Mitspielenden berechnet. Man spielte Charaden mit improvisirtem Dialog, Poffen, französische Lustspiele, auch ernste Kunstwerke. Dabei waren manchmal die Waldpartien erleuchtet und man tanzte beim Schall des Waldhornes unter dem Sternenhimmel.

„Goethe's Feenspiel „Lila,“ worin dem jungen fürstlichen Ehepaare neben heiterem Scherze auch gute Lehren geboten wurden, kam mit Seckendorfs Musik am Geburtstage der Herzogin Luise zur Aufführung. Goethe selber spielte den Veracio. Zu Goethe's Lieder-

spiel „Erwin und Elvire,“ welches ebenfalls aufgeführt wurde, hatte die Herzogin Mutter die Lieder componirt.

Einfiedel's Operette „Adolar,“ ohne großen Kunstwerth, stellte das Zigeunerleben in heiterster Weise dar. In Goethe's toller Burleske „die geflickte Braut,“ worin acht Ballets vorkamen, wurde die Werther-Empfinderei gegeißelt. In der Posse vom Narrenschneiden von Hans Sachs spielte Musäus die Rolle des Kranken und ließ sich vom Doctor Goethe die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Bauche schneiden.

Gar besonders unruhig ging es im October 1778 zu Ettersburg her.

Da fuhren herzogliche Wagen voll Schauspieler, die Wagen der eingeladenen Gäste und voll bepackte Küchenwagen den Fahrweg hinauf, der von Weimar nach dem Ettersberge hinauf, durch lachende Felder und auf der Höhe durch ein Gehölz führt.

Doben auf mäßiger Höhe und in grüner Umgebung liegt, anderthalb Stunden von Weimar entfernt, das Jagdschloß Ettersburg, am nördlichen Abhange das Dorf gleichen Namens.

Das stattliche lustige Schloß richtet seine Front nach dem Park und dem angrenzenden Wiesenthal und lehnt sich mit seinen Hintergebäuden an das Dorf.

Das Jagdschloß diente nicht ausschließlich seinem ursprünglichen Zwecke: damit sich Karl August dort „mit der Hirschbrunst beschäftigte“ — wie er noch im Jahre 1797 schrieb. Schon zwanzig Jahre früher

mußte er in einem vertrauten Briefe eingestehen, daß „in Ettersburg die Künste florirten.“ Es wurden dort, wie man sich ausdrückte, „allerlei Muthwille und Tollheiten getrieben, mit fragenhaften Ständchen, extemporirten Komödien und theatralischen Spielen.“ Die Ettersburg wurde eine Sanggenossin der Wartburg, eine Stätte für die Erinnerung an eine große Culturepoche Deutschlands.

Als die Wagen die Höhe erreicht und sich ihres Inhalts entleert hatten, entstand eine bewegte Scene in den Räumen des Schloßes und im Park. Es rauschte und wogte in den Zimmern und in den Alleen im zwanglosesten Gemisch. Die Schauspieler schlüpfen eilfertig durch das Gewühl und fühlten sich in der heiteren Atmosphäre ganz in ihrem Elemente. Auf den blanken Parketts der Salons hörte man die hohen Absätze der Schuhe knarren; man hörte das Klauschen der Seidenkleider und Sammetröcke. Die Damen nickten grazios unter ihren hoch geformten Coiffüren; die Herren, mit ihren spaßhaften Zöpfen, schwenkten ehrerbietig ihre Chapeaux, indem sie das anmuthige Fächerspiel der Damen erwiderten und sich in den großen Wandspiegeln, in dem reich vergoldeten Schnörkelwerk des Mobiliars spiegelten.

Es war das abgemessene, barocke und dennoch so anmuthige farbenreiche Costüm des achtzehnten Jahrhunderts, aber an dieser Stelle befreit von allem exclusiven Zwange und von aller Gespreiztheit.

Man feierte Anna Amalia's Geburtstag und wollte

Goethe's neues Puppenpiel „der Jahrmarkt von Plundersweilern“ aufführen. Die Herzogin Mutter hatte an den musikalischen Compositionen theilgenommen, auch bei dem Gemälde des Bänkelsängers mitgeholfen; sie war, wie immer, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth bei der Sache betheilt und hatte herzliche Freude daran. Auch Kranz und Kraus waren schon drei Wochen vorher eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen.

Vorher wurde der „Arzt wider Willen,“ von Einsiedel aus dem Französischen übersetzt, aufgeführt.

Das Stück ging sehr gut. Goethe nahm sich als Lucas in Bauertracht vorzüglich aus; der Herzog spielte den Balère, Musäus den Robert, Seckendorf den Geronte, Einsiedel mit besonderer Feinheit den Sgannarell.

Zum Nachspiel erschien das gepriesene Jahrmarktsfest, worin sich Goethe als Schalk in loser Hülle barg.

Unter den Zuschauern befand sich auch die Erbprinzessin von Braunschweig. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt gehörte zu den Mitspielern. Goethe spielte seine Rollen als Marktschreier, Hamann und Mardochai vortrefflich. Die Hofdame von Wöllwarth spielte das Pfefferkuchenmädchen, Madame Wolf die Königin Esther, von Seckendorf den Tyroler und den Bänkelsänger, Corona Schröter die Tyrolerin, Thuznelda die zierliche Gouvernante.

Die Gemälde wurden für treffliche Arbeit erklärt und das ganze Gaukelspiel erregte große Freude. Nach

der Komödie wurde ein großes Banket gegeben. Dann empfahlen sich die hohen Herrschaften; nur Anna Amalia wohnte auch dem Ball bei, der in größter Heiterkeit bis an den nächsten Morgen dauerte.

Im folgenden Jahre ging es wiederum munter und lebhaft auf der Ettersburg zu. Die Herzogin Amalia hatte sich — wie Wieland sich ausdrückte — in die Musik gestürzt. Bode und die Gräfin Bernstorff weilten beständig bei ihr. Der Kammermusiker Kranz wohnte mit mehreren Collegen drei Wochen auf dem Schlosse und es wurde eifrig musicirt. Damals fand auch zu Ettersburg die Aufführung von Goethe's „Laune des Verliebten“ statt. Die vier Personenrollen wurden von Goethe, Einsiedel, Fräulein von Wöllwarth und Corona Schröter vorgestellt. Die Arien hatte Seckendorf componirt. Dieses Jugendstück des Geheimen Legationsrathes wurde gut aufgeführt und gefiel. Man war fröhlich und guter Dinge und Wieland pries bei dieser Gelegenheit seine hohe Gönnerin wieder als „die einzige und ewige Königin der freien Herzen auf der hohen Ettersburg.“

In demselben Jahre, im Mai, erwartete man auf Ettersburg einen Mann, der bei der Herzogin Amalia in hohem Ansehen stand, zum Besuch.

Merck sollte kommen.

Johann Heinrich Merck, der als Kriegszahlmeister zu Darmstadt in wohlhabenden Verhältnissen lebte, stand durch gastfreies weltmännisches Benehmen, durch Bildung, Taft und feinen Ton, namentlich durch seine

Kunstkennerschaft in hoher Geltung bei allen vornehmen Personen. Für die Literatur fehlte es ihm nicht an schöpferischer Kraft; größer aber als sein productives war sein kritisches Talent, verbunden mit Scharfsinn, feinem Takt, Vorurtheilslosigkeit, Freimuth und jugendlicher Kühnheit. Für Wieland übernahm er eine Zeit lang das Recensionsfach im Merkur. Wieland rühmte ihn als einen seiner trefflichsten Mitarbeiter, pries seinen Scharfsinn und seine Kunst zu wenden, dabei auch seine Offenheit, und meinte, er könnte wohl selber Ulrich von Hutten während seiner Wanderung auf diesem Erdenrund gewesen sein.

„Er hat,“ sprach er, „in wenigen Bogen zum Merkur mehr wahre Philosophie des Lebens producirt und zur Menschenkenntniß und Menschenliebe mehr beigetragen als alle Philosophen unsers Jahrhunderts. Es ist Wahrheit und Weisheit in dem Blick, womit er der Menschen Thun und Leben um sich her umfaßt. Alle Welt ist für ihn eingenommen; wir Alle sind ja in ihn vernarrt und er behandelt uns wie große Schönen ihre Liebhaber behandeln.“

Goethe, der durch Herder mit ihm bekannt geworden war, gesteht ein, daß dieser eigene Mann den größten Einfluß auf sein Leben gehabt habe. Er rühmt seine Kenntnisse, sein scharfes Urtheil, seine Geschäftstüchtigkeit und seine Leichtigkeit im gesellschaftlichen Umgange. Er hebt aber auch hervor, daß sich in Merck's Character ein Mißverhältniß befunden habe. Zwar edel und brav von Natur, hätte er sich

doch oft von einer verbitterten Stimmung verleiten lassen, schalkhaft und schelmisch, ja fränkend und verleugend, hämisch und tückisch gegen Andre zu verfahren; davon zeugten auch seine kühnen und derben Kritiken, wobei er immer nur verneinend und zerstörend zu Werke gegangen sei. Bei diesem Urtheile hebt Goethe allerdings vorherrschend die Schattenseiten von Merck's hochbegabtem Charakter hervor, ohne in Anschlag zu bringen, daß Merck, wie viele Andre anerkannten, niemals von seinem scharfen Urtheil einen sophistischen Gebrauch machte, daß er sich von warmer Menschenliebe leiten ließ und niemals das Tüchtige und Gediegene sondern nur unberufene Bestrebungen, Ueberladungen und Verzerrungen ansocht.

Von der Ettersburg führt der Weg durch einen Laubwald nach einem Punkte am Ende des Gehölzes, wo man heraustretend plötzlich einen entzückenden Blick in ein unabsehbares Thal erhält. Dieser Punkt heißt die Hottelstädter Ecke.

Hier an dieser Ecke hielten am 31. Mai 1779, früh morgens, der Herzog, Anna Amalia, Wieland und Einsiedel.

Vor ihnen lagen eine Menge thüringischer Ortschaften. Sie richteten aber die Blicke nach rechts, wo man in der Ferne die Spizen des Erfurter Doms gewahrte.

Von dort sollte Merck kommen; bis dorthin war ihm Goethe entgegen geritten.

Endlich zeigte sich der Wagen, daneben der reitende

Geleiter, und nach kurzer Zeit wurde der gefeierte Gast mit Freuden empfangen.

Merck erschien lang und hager von Gestalt. Sein Antlitz zeichnete sich durch die hervorspringende Nase und durch die grauen aufmerkenden Augen aus.

Anna Amalia reichte ihm herzlich die Hand.

„Es freut mich, Sie hier zu sehen, Herr Kriegsrath,“ sprach sie; „ich habe es lange gewünscht und immer an meine Rheinreise gedacht. Ja, ich werde es nie vergessen, wie gut es das Schicksal mit mir meinte, indem es mich einen Freund, wie Sie sind, finden ließ, einen Freund, der trotz allen wunderbaren und gewiß oft niederdrückenden Erlebnissen doch immer seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte treu bleibt und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herrn Wille ist.“

Merck erwiderte diesen Gruß in dankbarer, nicht minder herzlicher Weise. In seinem ganzen Benehmen zeigte sich eine besondere Feinheit der Umgangsformen, eine Leichtigkeit des Auftretens, dem auch eine ehrerbietige Zurückhaltung den Fürsten gegenüber nicht fehlte.

Er blieb sechs Wochen lang in Ettersburg und die Herzogin hatte das innigste Wohlgefallen an seinem sicheren Geschmack und seinen ungezwungenen Mittheilungen, wodurch er zu dem Wohlbefinden der ganzen Gesellschaft beitrug.

Nicht selten sah man die Männer, die sich ihm eifrig angeschlossen, unter den hohen Laubkronen des

Parks mit ihm umherwandeln, — in den weiten Gefilden und Waldungen des Etterberges. Oder man lagerte sich auf dem großen Rasenplaz des Parks, von welchem neun herrliche Alleen strahlenförmig auslaufen und wo sich noch heute ein lustiges Bretterhäuschen in den Zweigen einer Lindengruppe angelegt findet. Oder man weilte unter dem Eichenbaum, an welchen Jacobi's „Woldemar“ als ein verdammlich befundenes Buch angenagelt wurde, — damals ein „majestätischer Baum,“ von dem aber nur noch ein Stumpf mit den fast unleserlich gewordenen Namen der Weimariſchen Koryphäen übrig geblieben ist.

Bei einem solchen Spaziergange im Park schüttete Wieland sein Herz aus.

„Du hast meinem Merkur einen neuen Schwung gegeben,“ sprach er mit seiner aufrichtigen freundlichen Zutraulichkeit. „In Bezug auf die Politik habe ich meinem Freunde und Mitarbeiter Springer einen ernsthaften und simplen Styl empfohlen;*) für die literarische Kritik aber ist Keiner so geschaffen wie du. An Kennerſchaft übertriffst dich Keiner und die Kunst, zu wenden und zu drehen, ist eine von deinen sieben großen Künſten. Da du wie auf einer Insel mitten im Ocean lebst, so kannst du das Thun und Lassen der Menschenfinder desto unbefangener beurtheilen. Du bist mir ein wichtiger Beistand und Gehülfe und ich

*) Vergl. Wieland's Leben von J. G. Gruber, 3. Theil S. 49 u. 429.

werde dir nie ausdrücken können, wie herzlich ich dich liebe und ehre und wie glücklich ich dadurch bin, daß du Antheil an meinen Werken und Wesen nimmst."

Merck hörte dieses Lob seines alten Freundes nicht ohne Wohlgefallen.

Sie sprachen dann über Goethe.

"Goethe ist noch immer der Alte, obgleich es auf den ersten Anblick nicht so scheint," sagte Wieland. "Er hat noch dieselbe Laune, denselben Genius wie früher, aber er ist so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht zu kennen ist. Wir sind jetzt wieder näher an einander gerückt und ich habe mir selber geschworen, daß mich Nichts mehr an ihm irre machen noch von seiner Liebe scheiden soll."

"Goethe spielt allerdings hier ein großes Spiel," meinte Merck; "indessen lebt er doch auch bei Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist ein trefflicher Mensch und wird es in seiner Gesellschaft noch mehr werden."

"D, was den Herzog anbetrifft," erwiderte Wieland, "so giebt es keinen Mann, der so bieder, edel und fürstlich zugleich ist. Auch überzeuge ich mich mehr und mehr, daß Goethe ihn richtig geführt hat und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird. Und unsere Herzogin Mutter nimmt mit jedem Jahre an Eigenschaften zu, die eine Fürstin ihrer Umgebung lieb und werth machen können. Sie ist meine Pallas

und unser Palladium und ich begreife nicht, wie wir ohne sie leben könnten. Von dir hat sie so viel gesprochen und mit Liebe und Wohlgefallen Alles erzählt, was sie in deiner Gesellschaft genossen, was du gesagt und gethan hast, bis auf die kleinsten Züge, daß es nicht anders war, als ob du mitten unter uns wärest."

Fräulein von Goechhausen gesellte sich zu ihnen. Der Kriegsrath machte ihr ein Compliment über ihren Geist; er hatte ihre Briefe an die Frau Rath Goethe gelesen und rühmte die lebendige Darstellung, die geistvollen Einfälle, die sich in jeder Zeile kundgaben.

"D, an Darstellung und Bildern fehlt es mir nicht, aber ich kann sie leider nicht ausmalen, wie ich von ganzer Seele möchte," entgegnete Thuznelba mit komisch trauriger Miene. "Was nützt mir mein Genie, da ich nichts damit machen kann!"

Vor Merck's Abreise fand zu Ettersburg noch die Vorstellung der Iphigenie von Goethe statt. Der Herzog hatte mit großem Vergnügen die Rolle des Pylades gelernt. Knebel spielte den Thoas, Corona Schröter die Iphigenia. Goethe, als Orest in griechischem Costüm, glich einem Apollo.

Am 13. Juli reiste Merck ab. Er wollte auf dem Rückwege noch Heyne und Lichtenberg in Göttingen besuchen. Es war fast ein Tag der Trauer bei Hofe. Am schmerzlichsten vermißte Anna Amalia den geschiedenen Gast.

Goethe sagte über ihn:

„Merck's Gegenwart hat eine gute Wirkung auf mich gehabt; sie hat mir Nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und mich in allem Guten befestigt durch die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Art, sich die Dinge vorzustellen, hat mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Er ist der einzige Mensch, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich es thue und doch sieht er es wieder anders und von anderem Standpunkte als ich; das giebt eine schöne Gewißheit.“

Vierzehntes Kapitel.

Anna Amalia in Tiefurt.

Hier wohnt Stille des Herzens; goldene Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
Segnender Geister.

(Schrift am Eingange des Parks von Tiefurt.)

Anna Amalia war von einer schweren Krankheit genesen. Herder feierte dies glückliche Ereigniß in dem Gedichte: *An Olympia*.*)

„Willkommen aus dem schönen Thale
Beim häuslichen Altar!
Die Freundschaft beut in goldner Schale
Dir froh ihr Opfer dar;
Und singt: „Ihr freudig holdes Leben
Ist ihr, ist uns zurückgegeben.“
Der Treuen Kreis umschließet sie
Und was sie fühlt, ist Harmonie.

*) Herder's sämtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. 16 Thl. Stuttgart und Tübingen 1817.

Auf goldnen Flügeln schwingt der Morgen
 Vom Nebel sich empor;
 Verschleucht das Heer geträumter Sorgen
 Und weckt der Sängers Chor.
 Aurorens Anblick macht die Stunden
 Des trägen Winters zu Secunden. —
 Ihr Glück ist, sich in Andern freu'n —
 Du, du wirfst uns Aurora sein."

Die Herzogin weilte in ihrem geliebten Tiefurt, um sich völlig wiederherzustellen an Waldesduft und Nachtigallengesang, auf einsamen Waldspaziergängen und Pfaden über grüne Triften und Hügel und an den Ufern der murmelnden Elm oder in traulicher Unterhaltung mit ihren Paladinen oder in der Theilnahme an allerlei Theateraufführungen, womit wir sie schon so eifrig auf der Ettersburg beschäftigt sahen.

Wir haben vor etwa fünf Jahren Knebel mit seinem Jöglinge, dem Prinzen Constantin, in Tiefurt getroffen. Er hatte das Gut auf herrschaftlichem Fuße eingerichtet. Die Herzogin Amalia war ihm behülflich gewesen, es durch Anlagen zu verschönern und sie brachte schon damals wöchentlich einen Tag mit ihrem Gefolge dort zu, in heiterer Lebenslust, unter Festen, Vergnügungen und Besuchen in die ländliche Umgebung.

Nachdem Knebel im Jahre 1778 Tiefurt verlassen hatte, wohnte Amalia fast in jedem Sommer dort. Hier hielt sie sich in bürgerlicher Einfachheit, überglücklich in dem geistigen Verkehr mit ihrer reich begabten Tafelrunde. Hier versammelte sie die großen

Geister des vorigen Jahrhunderts, die Größen der goldenen Zeit von Weimar. Mit Sehnsucht erwartete sie in ihrem Wittwen-Palais zu Weimar die Ankunft des Frühlings, um sich wieder nach Tiefurt zu übersiedeln und die kleine Zahl ihrer Günstlinge aufzunehmen, die sie Alle huldvoll, mit kaum bemerkbarem Kopfnicken aber mit bezauberndem Lächeln empfing, deren Gemüther sie mit himmlischer Milde anzog und beherrschte.

Hier waltete sie als Beschützerin der Künste und Wissenschaften und sie selber war reich an Talenten. Sie übte die Portraitmalerei, die sie bei Defer erlernt hatte; sie war Meisterin in der Musik und componirte die Operntexte ihrer Hofdichter. Die Vormittage widmete sie der Kunst; des Abends verweilte sie im geselligen Kreise ihrer Dichter. Hier in Tiefurt namentlich wurde Musik und Literatur getrieben, gelesen, erzählt und kritisiert.

Wir sahen das anmuthige Schloßchen im Winter, als Wieland seinem Freunde Knebel einen Besuch abstattete, als die Gartenbeete überschneiet und die bescheidene Elm unter Eis gebettet war.

Jetzt im Sommer, von prachtvollen Baumgruppen umhüllt, sieht es ganz anders aus. Die vier Kastanienbäume, welche vor dem zweistöckigen Hauptgebäude stehen, prangen in reichem Laube; die Nebengebäude sind mit wilden Weinreben umschlungen; von den Fenstern überblickt man die lieblichsten Parthieen des Parks.

Der Park von Tiefurt!

Das ist ein kleiner aber malerischer Lustgarten mit Terrassen und Anlagen, so mannigfaltig und abwechselnd, daß er groß erscheint. Von allen Seiten führen offene Stege hinein; kein Gitter, keine Mauer schließt ihn ab; er steht jedem Freunde der Natur offen.

Da waltet Amalia, die edle Menschenbeglückerin, als Genius, als Friede winkende Fee. Da waltet harmonische Freude im Dunkel der Gebüsche, unter alten Bäumen und an murmelnden Quellen. Da koset der Sommer mit lieblichen duftigen Blüten; der frische Wind weht vom krystallreinen Himmel und streift die grüne, blumenbelebte Erde und die goldenen Früchte an den Zweigen. Da giebt es Rasenhügel, Altäre und Grotten, Eichengehölze, hohe Buchen, Gebüsche und Jasminsträucher, Rasenbänke und steinerne Tische; im stillen Thale singen die Grazien und in einer Steingrotte reicht der Götterknaube Amor der Nachtigall mit dem Pfeile das Futter und darüber hat Goethe, der Liebling der Götter, die artige Inschrift gesetzt:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen.
Kindlich reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
Schlürfend saugtest Du Gift in die unschuldige Kehle
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomene das Herz.

Das ist der Park von Tiefurt, der Ort heiliger Stille und Verschwiegenheit, Anna Amalia's ländliches Heiligthum.

Hier erblicken wir sie schon am frühen Morgen,

wenn der frische Wind die Nebel aus dem Thale der Ilm scheucht, geschäftig im Hofe, in den Wirthschaftsgebäuden oder im Garten umherwandelnd. In schlichtem Gewande und mit einfachem Strohhute auf der Fülle der Locken, eilt sie geschäftig, freudig umher, schauet nach ihren Hühnern und Tauben, die sie füttert, oder nach den frisch entsprungenen Knospen, die sie in ihrer weiteren Entwicklung beobachtet. Oder sie sitzt lesend auf einer Bank im Park, im Jasmingesträuch, oder auf dem Platze unter den düsteren Tannen, den sie ihrem Herder zum Gedächtniß geweiht hat. Thusnelde von Goechhausen, die in den Alleen umherwandelt, tritt zuweilen heran und theilt der Fürstin irgend einen Einfall ihres launigen Geistes mit oder eine Entdeckung, die sie auf ihren Excursionen über die Rasenplätze des Parks gemacht hat.

Im Laufe des Vormittags stellen sich die beliebten Gäste, die Mitglieder der Tafelrunde ein, alle oder die Mehrzahl: Wieland, Herder, Goethe, Einsiedel, Bode, Bertuch, Geheimrath Voigt, Knebel, Seckendorf, Wedel, Wigleben, Musäus, Frau von Kalb.

Der Regierungsrath von Einsiedel, schon als Page und Spielgenosse Karl August's am Weimariſchen Hofe erzogen, der lebenswürdige joviale Hofmann, den wir bereits auf der Maskerade, im Walde von Ilmenau und auf der Ettersburg kennen lernten, war auch hier jener bewegenden und regelnden Kraft vergleichbar, welche beim Mechanismus der Uhr von der sogenannten Unruhe ausgeht. Wegen seiner Sonder-

barkeiten ergötzlich, wegen seiner Herzengüte allgemein beliebt und mit dem Namen „der Freund“ geehrt, war er vor Allen bemüht, sein schönes poetisches und musikalisches Talent zur Erheiterung der Herzogin Amalia zu verwenden, die ihm dagegen seine Huldigungen mit dem reichsten Wohlwollen vergalt.

Einfiedel erscheint hier nicht so, wie wir ihn heut zu Tage im Tiefurter Empfangszimmer im Bilde dargestellt finden — nicht als müder Greis und veralteter Höflichling — sondern in der Fülle der Jugend, mit gebräuntem frischem Gesicht, fecken Augen und schelmischen Lippen, — so wie ihn ein Bildniß im Schlafgemach des Fräuleins von Goechhausen und ein anderes auf der Bibliothek zu Weimar schildern.

Amalia hat für die erste Begrüßung ihres Lieblinges nur eine leichte Bewegung ihres Hauptes; aber mit huldvollem Lächeln richtet sie das Wort an ihn, um seinen Rath wegen der nächsten Theatervorstellung in Anspruch zu nehmen und bald wandeln sie, vertraulich plaudernd, unter den schattigen Bäumen.

„Wo nur der gute Villoison heute bleibt?“ sagte die Herzogin; „er ist mir noch die Inschriften für die Büsten Wieland's und Herder's schuldig geblieben.“

„Villoison kommt gewiß,“ entgegnete Einfiedel; „er hat mir noch heute Morgen in Weimar gesagt, daß er Eurer Durchlaucht seine Aufwartung machen werde.“

„Dann wird er auch kommen,“ meinte die Fürstin, „denn er ist ein Mann von Wort; aber er ist wohl

genährt, behaglich und etwas schwerfällig und es geht bei ihm nicht Alles so schnell und unaufhaltsam von Statten, wie es mit dem Versmachen geht, wenn er einmal seine Feder angefaßt hat.“

„Die Inschrift unter Goethe's Büste ist ganz im Geschmack des Alterthums gelungen,“ sagte Einfiedel und citirte dann:

Augusto et Musis carus, tractavit amores
 Letiferos juvenis, fortia facta ducum,
 Atque pari ingenio commissa negotia, nostrae
 Maecenas aulae Virgiliusque simul.

„Wie bezeichnend und bündig ist es ausgedrückt,“ fuhr Einfiedel fort: „Von dem Fürsten und den Musen geliebt, hat er die tödtliche Liebe eines Jünglings und die großen Thaten der Heerführer behandelt. Mit gleichem Geiste betreibt er auch die Geschäfte des Staates und ist des Hofes Mäcenas und Virgil zu gleicher Zeit.“

„Villoison's Gelehrsamkeit ist ebenso außerordentlich wie die kindliche Güte seines Gemüthes,“ sagte die Herzogin. „Aber dort kommt er ja!“ fügte sie hinzu, indem sie auf den wohlbeleibten, nachlässig gekleideten Herrn deutete, der eiligen Schrittes die Allee herauf watschelte und sich schon aus der Ferne unablässig verbeugte.

Es war der erwartete Villoison, ein französischer Schöngest und gelehrter Philologe, den der Herzog und Knebel in Paris kennen gelernt hatten, und der sich ein Jahr lang in Weimar zum Besuch aufhielt.

„Nun, wie steht es mit der Inschrift?“ rief Amalia dem unermesslich höflichen Franzosen entgegen.

Dieser zog schweigend ein Papier aus seiner Brusttasche und überreichte es der Herzogin mit einer Verbeugung.

„Si charmant!“ rief Amalia; „darin erkenne ich meinen Herder. Sehr gut ausgedrückt: *Grandiloquos reddit vultu et sermone Prophetas Herderus* — durch Sprache und Geberden macht Herder die Propheten beredt. Wie würde man die Stelle *Atque alto fervidus ore ruit* am besten übersetzen?“

„Sein Mund fließt über . . .“ begann Einsiedel.

„Nein, lassen Sie mich!“ unterbrach ihn Amalia; „ich will sehen, ob mein Latein ausreicht.“

Nach kurzem Besinnen fuhr sie mit der Uebersetzung fort:

„Begeisterung fließt von seinem Munde. Nichts Sterbliches hört man und nicht sterblich ist sein Bild; siehst Du nicht, wie es leuchtet von göttlicher Liebe?“

„Vortrefflich!“ sprach Amalia.

„Es drückt doch nicht Alles aus, was ich sagen wollte,“ entgegnete Billoison; „aber wie hätte ich jenes Genie bezeichnen sollen, das den erhabenen Menschen begeistert und zu gleicher Zeit verzehrt?“

„Freilich wohl!“ sagte die Herzogin, „aber dennoch ist Ihre Inschrift vortrefflich und sie soll unter der Büste, die ich hier in Tiefurt aufstellen lasse, eingegraben werden. Das Latein ist edel, klassisch und dabei leicht verständlich, denn,“ fügte sie mit schalkischer

Miene hinzu, „ich habe es ja gleich übersetzen können. O, wenn es doch nur mit dem Griechischen erst ebenso gut ginge! Sie geben sich viel Mühe mit mir und es macht mir unendliche Freude. Wenn Knebel wieder zurückkommt, wird er Ihnen behülflich sein, mich in die Sprache der Götter einzuweihen.“

„Durchlaucht können ja schon sieben Anakreontische Oden lesen,“ entgegnete der Franzose. „Sie sind eine Fürstin voller Genie; Ihrem hellen Geiste kommt nur die Güte ihres Herzens gleich. Man erkennt in Ihnen auf den ersten Blick die Souverainetät, wengleich Sie mehr bemüht sind, Ihre Kenntnisse und Vorzüge zu verbergen als zur Schau zu tragen.“

„Der gute Billoison wird mich noch eitel machen!“ rief Amalia, indem sie sich von ihm kehrte und sich an Wieland wendete, der nachdenklich und langsam einher kam, mit einem Bambusstöckchen spielend. — „Guten Morgen, Herr Hofrath!“ fuhr sie fort. „Ich habe mich heute schon viel mit Ihnen beschäftigt; ich las einige Gesänge in Ihrem Oberon und bin abermals entzückt gewesen. Ja, ich begreife die Wirkung, welche dieses Gedicht in ganz Deutschland hervorgerufen hat. Offen will ich Ihnen bekennen, mein alter Freund, wie es mir wehe that, daß Sie in der letzten Zeit nichts hatten erscheinen lassen, bis dann plötzlich dieses Werk auf's Neue bekundete, daß Ihr Geist einer Schatzkammer gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.“

Des Hofrath's Antlitz leuchtete, wie eine Blume

am Morgen, die der Himmel mit seinem Thau gelabt und dann mit seinem Sonnenstrahle erwärmt.

„Haben Sie gelesen, was Villoison unter Ihre Büste geschrieben hat?“ fragte die Herzogin; „die sinnreichen Strophen, worin er Jupiter die Sprache Plato's und Plato Ihre Sprache reden läßt?“

„Monsieur Villoison,“ erwiderte Wieland mit einer freundlichen Verbeugung gegen den Franzosen; „Monsieur Villoison ist ein wahres Wunder von Philologie, Sprachkenntnissen, Belesenheit in griechischer, morgenländischer und italienischer Literatur. Dabei ist er so behaglich und aufgeräumt und ohne einen Zug in seinem Gesicht, woraus man nur ahnen könnte, daß er vierthalb Jahre in der Sanct Marcus-Bibliothek zu Venedig geschwitzt und gefroren hat, um alte Commentatoren Homer's abzuschreiben und Auszüge aus hebräischen, griechischen und arabischen Handschriften zu machen.“

Mit diesem aufrichtig gemeinten Compliment verabschiedete sich Wieland von der Gruppe und trippelte seinem Freunde Goethe nach, den er so eben mit seinem stattlichen und festen Schritt in eine Seitenallee einbiegen sah.

Dieser weilte gar oft in Tiefurt und in den Abendzirkeln wetteiferte er mit Einsiedel, um ergögliche Auftritte zu veranlassen. Bei Tage aber wandelte er gern in der Frische des Parks, einsam mit seinen Dichtungen beschäftigt und — wie er es nannte — mit guten Empfindungen.

Wieland holte ihn bald ein und Beide gingen eine Zeit lang in liebevollem Gespräche neben einander, bis Jener sein Lieblingsplätzchen am Wasser aufsuchte — das geheimnißvolle Plätzchen, wo noch heute die hohe Linde steht, aber leider von den Unbilben der Zeit zur Hälfte zerstört. Ein Tisch und einige steinerne Bänke stehen auf dem Plaze und werden von jenem hohen Baume und von überhangendem Gebüsch beschattet. Grüne Hügel und Obsthaine umgrenzen die Stätte und daneben fließt die Elm mit sanftem Geplätscher.

Hier hatte Wieland, der sich in Tiefurt als Glied des Hauses betrachtete, schon Idris und Zenide gedichtet; hier grübelte er jetzt über Horazens Briefen. Hier hatte Anna Amalia seine Büste aufstellen lassen und Goethe dichtete für das Postament die schöne Inschrift, welche mit den Worten beginnt:

Wenn zu den Reihen der Nymphen,
Die eine Mondnacht versammelt,
Sich die Grazien heimlich
Von dem Olymp gefellen,
Hier belauscht sie der Dichter
Und hört die schönen Gespräche,
Sieht dem heiligen Tanz
Ihrer Bewegungen zu.

Zur Mittagstafel, wo die Gastgeberin in einfacher Toilette erschien, versammelten sich die Getreuen in Amalien's Empfangszimmer, einem jener bescheidenen Gemächer ohne Spiegelwände und ohne Flitterwerk,

wie wir sie alle im Tiefurter Schlosse finden, ein Zimmer, dessen Schmuck aus einigen Vasen und Consolen, Landschaftsbildern und Möbelstickereien besteht, dessen Einfachheit und Gemüthlichkeit aber gerade geeignet ist, die edelen Tischgenossen zu geistreicher und freundlicher Unterhaltung anzuregen.

Neben dem Zimmer der Fürstin lag das Kabinet ihrer Freundin Luise von Goechhausen, dasselbe Gemach, dessen Thüren einst der Herzog und Goethe in übermüthiger Laune vermauern ließen, wodurch das arme Hoffräulein in die größte Bestürzung gerieth, als sie im Dunkeln vergebens nach dem Eingange zu ihrem Schlafgemach umhertastete.

Solche tollen Streiche, die ihr gespielt wurden, störten indessen nicht im mindesten ihre gute Laune oder ihr zutrauliches Wohlwollen. Sie, gleich einem schalkhaften kleinen Dämon, unterhielt und belebte die Gesellschaft durch immer neue Einfälle und Anregungen.

„O, wie freue ich mich auf morgen Abend!“ sprach sie; „eine solche Aufführung wie „die Fischerin“ von unserm Herrn Legationsrath, ein solch artiges Divertimento mit Musik und Beleuchtung haben wir noch nicht gehabt.“

„Ich habe das Stück, von Thorheit und Weisheit angetrieben, verfaßt,“ erwiderte Goethe in freundlichem Tone.

Die Herzogin lenkte das Gespräch nun auf ihre Lieblingsmuse, die Schauspielkunst, und es kamen in

der freudigen Erinnerung alle Schatten-, Schäfer- und Lustspiele, alle Possen und Charaden zur Sprache, die man seit Jahresfrist auf der kleinen Bühne in der Tiefurter Mooshütte aufgeführt hatte.

„Das Großartigste, was bisher auf unserm Waldtheater zur Aufführung gelangt ist, war doch das chinesische Schattenspiel „die Geburt der Minerva,“ welches unsere gnädigste Herzogin im vorigen Jahre zur Geburtstagsfeier des Herrn Geheimraths Goethe vorstellen ließ,“ begann Fräulein von Goechhausen wieder in ihrem redseligsten Tone. „Das hätten Sie sehen müssen, Monsieur Villoison! Selbst in Paris würde dieses geniale Stück mit Entzücken aufgenommen worden sein. Denken Sie sich: alle Charaktere wurden von lebendigen Personen dargestellt, die sich aber wie in einem chinesischen Schattenspiele als Silhouetten hinter einem weißen durchsichtigen Vorhange bewegten. Dazu die herrliche Musik von unserm Seckendorf. Im letzten Akte las Minerva im Buche des Schicksals und fand, daß der Tag der Aufführung, der 28. August, der glückliche Tag sei, an welchem vor drei und dreißig Jahren ein Mann geboren worden, den die Welt als einen der weisesten und besten verehrt. Dann erschien ein geflügelter Genius in den Wolken, der Goethe's Namenszug trug und in Transparentfeuer zeigten sich die Namen Iphigenia und Faust. Minerva überreichte dem Genius die goldene Leier Apolls und die Kränze der Musen; auch Momus brachte ihm die Peitsche als Zeichen seiner Gunst.“

„Ha, welche geistreiche Anspielungen,“ rief Vil-
loison begeistert, „welche ehrenvolle Anerkennung des
Genius!“

„Es war nicht mehr als billig,“ erwiderte Anna
Amalia, „als daß wir auch einmal ein Fest zum
Geburtstage unseres lieben Geheimrathes veranstalteten,
da er ja seinerseits unsern Geburtstag stets mit Festen
verherrlicht.“

„Man kann wohl sagen, daß dieser erste Versuch
in der skiagraphischen Schauspielkunst sehr gelungen
ausfiel,“ meinte Wieland. „Nur,“ fügte er mit seiner
gutmüthig ironischen Miene hinzu, „gab man den
Liebhabern und Kennern des Antiken dadurch ein
Aergerniß, daß Venus in fremdem Schmucke anstatt in
bloßem Gürtel erschien. Sollte die löbliche Demuth
unserer Schönen dies nicht gestatten, so würde es in
der Folge rathsam sein, lieber einen Gypsabguß von
der mediceischen Venus auf die Schaubühne zu brin-
gen. Auch wäre es vielleicht von größerem Effect ge-
wesen, wenn der Raub der Minerva nicht durch
eine bloße Nachahmung von Pappo sondern durch eine
lebendige Person dargestellt worden wäre, wozu es
ja an tauglichen Subjecten hiesigen Ortes nicht ge-
bricht.“

„Wir wollen uns die Sache überlegen, Herr Hof-
rath,“ erwiderte die Fürstin; „indessen hat mich das
Gespräch über unser kleines Waldtheater auf einen
anderen Gedankengang geführt. Wie Sie wissen, ha-
ben wir vor einem Jahre mit der Eröffnung des hie-

sigen Theaters zugleich die Herausgabe unsers hand-
schriftlichen Tiefurter Journals begonnen. Ich habe
den Jahrgang des Journals heute Vormittag im
Gartenhause, wo es aufbewahrt wird, durchblättert
und mich über den reichen Inhalt gefreuet. Man sieht
auch, daß das Incognito der Mitarbeiter seine köst-
lichen Vorzüge hat, denn unter diesem Mantel ist zu-
weilen etwas Mephistophelisches mit untergelaufen, das
dem Nächsten zur Erbauung dient. Ich fand ein herr-
liches Allerlei: humoristische Aufsätze, Gedichte, Räth-
sel, Charaden, Anekdoten, Uebersetzungen aus alten
und neuen Sprachen, allerhand Getändel, das sich in
unserm Park zugetragen, prosaische und poetische Bei-
träge der Mitglieder unserer Tafelrunde; kurzum: es
ist ein ansprechendes Denkmal des Geistes, der in un-
serm heiteren Kreise herrscht. Indessen darf ich nicht
verhehlen, daß uns in der letzten Zeit die Beiträge
spärlicher zugegangen sind und der Gärtner hat mir
auf mein Befragen den Bescheid gegeben, die verehrten
Mitglieder zahlten in der letzten Zeit ihr Abonnement
häufiger in baarem Gelde als in literarischen Bei-
trägen. Obwohl nun die Wahl darin, dem Avertis-
sissement zufolge, Jedem freigestellt ist, so kann es doch
nicht zweifelhaft sein, daß uns beschriebenes Papier in
dem vorliegenden Falle mehr werth ist als Goldstücke.“

Mit dieser beherzenswerthen Mahnung hob die
Herzogin die Tafel auf. Sie zog sich in ihre Ge-
mächer zurück, während die Gäste sich in dem annu-
thigen Park ergözten — lustwandelnd, in fröhlicher

und ernster Unterhaltung, die jungen in ungezwungenem Scherze oder in heiteren Spielen auf den Rasenplätzen, die älteren in herzlichem Geplauder oder in einsamer Lektüre unter dem Schatten hoher Bäume.

Beim Theetische versammelten sich die Gäste abermals, aber jetzt auf einem reizenden Gartenplatze. Die Unterhaltung war hier ebenso traulich und ungezwungen, fast lebendiger als bei der Mittagstafel und währte, bis die sinkende Sonne die Gäste zum Aufbruche mahnte.

„Morgen bei Zeiten in unserm neuen Odeum!“ hieß es beim Abschiede.

Am folgenden Tage fanden sich die Gäste zahlreich und zeitig genug ein. Auch die Bürger Weimar's strömten in Menge zusammen und drängten sich namentlich auf der Almbrücke, von wo man die Beleuchtung des Wassers am besten zu überschauen hoffte.

Die „Fischerin,“ Goethe's Singspiel, mit Musik von Corona Schröter, sollte zum ersten Male in freier Natur, bei poetisch angeordneter Beleuchtung des Parks dargestellt werden.

Am Abend wurde die Alm mit zahlreichen Fackeln und Lampen erhellt. Am Ufer wandelten Fackeln von Ort zu Ort; Feuer loderten nah und fern und warfen ihren Schein auf die dunklen Baumgruppen des Parks. Unter den hohen Erlen am Ufer standen Fischerhütten, deren Schlagschatten auf den beleuchteten rauschenden Fluß fielen. Netze, Bote und sonstiges Fischergeräth lagen dazwischen verstreut. Ein wunderbares Zu-

sammenwirken von Waldesfrische, Lichtglanz und Dunkel, rühriger Bewegung und behaglicher Ruhe!

Goethe hatte dem Stücke mehrere Volkslieder, von Herder übersetzt, eingefügt. Corona, welche das Dortchen spielte, eröffnete das Stück, indem sie das Lied vom Erbkönig sang. Neben dem brennenden Herde erwartet sie ungeduldig die zu lange ausbleibenden Männer, zürnt auf sie und beschließt, sich zu verstecken, um sie für ihre Gleichgültigkeit zu strafen. Die Fischer kehren endlich frohen Muthes heim. Der junge Niklas singt das Lied von der schönen Maid, die der Wassernix zum Tanze entführte. Da vermissen sie Dortchen, sehen ihr Hütchen im Gebüsch hängen und einen Eimer auf dem Brett stehen. Nun gerathen sie in Angst, das Mädchen könnte ertrunken sein. Alle rufen:

„Eilet nur geschwinde!

Lauft nach dem Reusen!

Wohl blieb sie hängen:

Und zündet Schleifen

Und brennet Fackeln

Und Feuer an!“

Alle Fischer verbreiten sich mit Fackeln und Lichtern längs der Ufer; zahlreiche Rähne erscheinen auf dem Flusse. In der Ferne lodern die Schleifen auf; auf der Landzunge im Vordergrunde flackern Feuer auf. Der ganze Schauplatz belebt sich, grell beleuchtet; Wald, Hütten und Menschen spiegeln sich im Wasser ab.

In diesem Momente des Stückes waltete die höchste

Wirkung und die Kenner bewunderten, wie geistvoll Goethe bei der Anordnung auch die Scenerie der Natur benutzt hatte.

Die Vorstellung lief aber nicht ohne einen kleinen Unfall ab. Die Brücke brach unter der Ueberlast der Zuschauer zusammen. Mehrere fielen in's Wasser und nahmen ein unfreiwilliges Bad. Doch kam Niemand zu Schaden; man lachte über die Verunglückten und betrachtete das Ereigniß als ein lustiges Zwischenpiel.

Das Stück endet damit, daß Dortchen, ihren Streich bereuend, zurückkehrt und die Verlobung zwischen ihr und Niklas geschlossen wird.

Such', liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen!
Ich hab' gesponnen genug weißes Flächchen,
Hab' genug gewirkt das feine Linnchen,
Hab' genug geschuert die weißen Tischchen,
Hab' genug gefeget die grünen Höffchen,
Hab' genug gehorcht der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger;
Hab' genug geharket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harfen.
O, du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirft nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenscheine!
O, du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirft nicht mehr flattern im wehenden Winde!
Besuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen.

O, du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirst noch schallen im wehenden Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenscheine!
Ihr meine Flechten von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldenen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kasten rosten!

So singt die Verlobte, während die schöne Wirkung der Beleuchtung unter mancherlei Abwechslungen fort-dauert, bis sich zu Ende das ganze Bild noch ein Mal in der höchsten lodernden Beleuchtung darstellt. Der Schlußgesang in komischem Volkston: „Wer soll die Braut sein? Cule soll die Braut sein. Was soll die Aussteuer sein?“ endete mit den Worten: „der Beifall soll die Aussteuer sein.“

Und stürmischen Beifall spendeten die Zuschauer. Ein anderer Festtag in Tiefurt, der alljährlich wiederkehrte, war das Erntefest.

Am frühen Morgen versammelte sich die kleine Schaar der Tiefurter Schnitter, Winzer und Fischer mit Weibern und Mädchen vor dem Schlosse. Den Wagen mit den Erfrischungen voraus, ging dann der festlich gekleidete Zug auf das nahe Feld, wo sich die Alten am Mahle, die Jugend mit Tanz erfreuten. Anna Amalia wohnte mit ihren Palladinen dem Jubel eine Zeit lang bei und begab sich dann wieder unter ihre dunklen Laubgänge, um das rauschende Gelage des bauerlichen Volkes nicht zu stören. Am Abend aber

wurde der Park dekorirt und beleuchtet; auch im Gartensaale entzündeten sich Lichter und während man sich hier bei den Klängen der Musik ergözte, erlustigten sich draußen noch die heimkehrenden Schnitter durch Tanz und Gesang.

Wenn so der Tag fröhlich beschlossen war, blieben wohl mehrere der Gäste in dem friedlichen Schlosse zurück. Karl August stellte sich ein, um ein Spielchen mit Wieland zu machen. Fräulein Goechhausen las vor oder man durchblätterte die neuesten Erscheinungen in der Literatur.

Zu den Heimkehrenden gehörte Goethe. Er fühlte sich wohl in seinem neuen Hause, das er sich in der Stadt gemiethet hatte und welches ihm Karl August bald darauf zum Eigenthum gab, weil das kleine Gartenhaus, von dem er sich so ungern trennen mochte, doch nicht mehr für seine Stellung und seine Berufsgeschäfte ausreichte.

„Sind Sie nun zufrieden mit Ihrer neuen Einrichtung?“ fragte ihn Anna Amalia beim Abschiede mit freundlicher Miene.

Sie hatte ihm einen Theil der Möbel geschenkt.

Zu Hause fand Goethe das kaiserliche Diplom, wodurch er in den Adelsstand erhoben wurde. Dies war für ihn ebenso wenig überraschend wie für seine Freunde. Es geschah, trotz seinem Sträuben, auf den Wunsch Anna Amaliens und auf Karl August's Ansuchen beim kaiserlichen Hofe. Ungeachtet des vorurtheilfreien Wesens, welches am Hofe von Weimar

waltete, machte sich auch hier der aristokratische Geist der Zeit geltend. Man glaubte, es den berühmten Genies, die sich bis zum freundlichen Umgange mit Fürsten erhoben hatten, schuldig zu sein, daß man sie zur Belohnung ihrer Verdienste adelte.

Fast gleichzeitig mit dieser Standeserhöhung erhielt Goethe nach dem Abtreten des Herrn von Kalb das Amt eines Kammerpräsidenten.

Der Kammerpräsident Herr von Goethe schickte das Adelsdiplom an Frau Charlotte von Stein mit den Zeilen:

„Hier schicke ich dir das Diplom, damit du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wieviel wohler wäre mir, wenn ich, von dem Streite der politischen Elemente abge sondert, mich den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, zuwenden könnte!“

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Erbprinz geboren. — Festlichkeiten und Fackelzüge. —
Goethe, ein ewiges Kind.

Anna Amalia hatte große Freude erlebt. Am 2. Februar 1783 war ihr ein Enkel, der Erbprinz, geboren worden.

Im ganzen Lande herrschte ebenso große Freude wie in der herzoglichen Familie. Als die lang erwünschte Nachricht bekannt wurde, strömten die Menschen in die Kirche, um Gott durch Lieder und Gebete zu danken. Die Bürger von Weimar brachten der Herzogin einen Fackelzug.

Anna Amalia hatte ihre Tafelrunde um sich versammelt; auch Karl August war anwesend. Jeder der Dichter hatte das Fest durch eine Musengabe verherrlicht. Wieland hatte ein Singspiel für den Hof, Herder eines für die Kirche gedichtet.

„Und unser Goethe?“ fragte die Herzogin.

Goethe entschuldigte sich:

„Ich habe ein Stück begonnen und hoffte, es zum

Ausgange Ihrer Durchlaucht, der Herzogin, fertig zu schreiben, aber es war mir nicht möglich; der Frau von Stein habe ich den Anfang vorgelesen.“

„Lesen Sie es uns auch vor, Herr Kammerpräsident!“

Goethe mußte nach dem Manuscript schicken; inzwischen las er das kleine Gedicht vor, welches er zur Feier des Geburtsfestes gedichtet hatte.

Es erhielt großen Beifall.

„Das lasse ich mir gefallen,“ sprach Anna Amalia; „das ist ein segensvoller, ein weit reichender Wunsch am Schlusse: daß man noch nach Hunderten von Jahren des Prinzen Glück und Güte rühmen solle.“

Nicht geringeren Beifall erhielt das Fragment, welches Goethe vortrug.

Es war „Elpenor.“

Man rühmte besonders das warme südliche Colorit daran. Die Herzogin erfreute sich namentlich über die Schilderung der festlichen Vorkehrungen, welche im ersten Aufzuge von Evadne und den Jungfrauen getroffen worden. Sie wünschte, daß die Tragödie bald fortgesetzt werde.

Goethe versprach es, ließ das Stück aber unvollendet liegen. Schiller, dem er später das Fragment mittheilte, erklärte es für ein Werk, wo man über den Gegenstand hinweg unmittelbar zu dem Gemüthe des Dichters geführt werde, für ein schätzbares Document des Goetheschen Geistes, das in Ehren gehalten werden müsse.

Bald kehrte das Gespräch wieder auf das freudige Ereigniß zurück.

„Es ist die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte,“ sprach Goethe. „Sie hat zwar nicht sichtbare, aber sehr fühlbare Wirkungen. Der kleine Prinz in seiner Wiege wirkt wie der Ballast im Schiffe: durch seine Schwere und Ruhe. Und wenn die Menschen auch, einzeln genommen, unverändert bleiben, so bin ich doch überzeugt, daß das Ganze eine andere Richtung nehmen wird.“

„Ja,“ sagte Karl August, mit freundlicher Miene die Worte seines Lieblings bethätigend, „ja, Sie haben Recht! Wenn jemals gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte ich doch bisher keinen sichereren Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun aber ist ein fester Hafen eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit deiner Hülfe, lieber Goethe, und mit Hülfe des guten Glückes will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: auch er war ein Maler. Wünschet mir Glück zu diesem Vorhaben, meine Freunde!“

Der Herzog lud seinen Kammerpräsidenten ein, ihn am nächsten Tage mit Herrn von Wedel und dem Oberstallmeister von Stein nach Jena zu begleiten. Sie wollten den Herzog Karl von Württemberg begrüßen, der mit Gemalin und Gefolge in Weimar eintreffen sollte.

Am Morgen fand die kleine Reise statt. Die hohen Gäste wurden mit herzlichem Willkommen ein-

geholt. Auch der Herzog August von Gotha kam zum Besuch.

Herder taufte den Erbprinzen Karl Friedrich.

Am 9. Februar war der Kirchgang der Herzogin. Die Stadt und der Weg zur Kirche waren festlich geschmückt. Mehrere Festzüge geleiteten die Fürstin. In der geschmückten Kirche hielt Herder eine vortreffliche Weiherede, wonach eine von Wolf componirte Cantate ausgeführt wurde. Nach der Tafel fand im Saale ein ländlicher Festzug statt, wobei die Huldigungsgaben gespendet wurden. Am Abend veranstalteten die herzoglichen Jäger einen Fackelzug zu Pferde, einen anderen die Jenaischen Studenten.

Es war ein prachtvoller Anblick, die stattlichen Waidmänner zu Rosse beim röthlichen Lichte der Fackeln aufziehen zu sehen.

Nicht minder großartig nahm sich der Studentenzug aus.

Der Zug kam hinter der Altenburg herunter und zog sich über die Regelbrücke, durch die Gerbergasse nach dem Karlsplatze. Hier wurden die Fackeln vertheilt und angezündet, dann ging es durch die innere Erfurter Straße abwärts, am Eichsfelde vorbei, durch die Windischengasse über den Markt.

Lauter Jubel erscholl, als der Strom von Licht herannahete und die jungen Männer in ihren abenteuerlichen Kleidungen erschienen — die Landsmannschaften mit blauen, silberbesetzten oder schwarz-roth-weißen, oder roth und schwarzen oder pommeranzen-

farbigen Mützen, oder mit Filzhüten mit buntfarbigem Federbusch. Einige trugen goldgestickte Uniformen, breite farbige Schürzen, weiße Lederhosen und hohe Kanonienstiefel mit riesigen Sporen. Fast alle hatten farbige Bänder über der Brust.

Auf dem ganzen Wege ließen sie Funken und Feuerstreifen zurück und wenn die Fackeln herabgebrannt waren, stießen sie dieselben auf den Boden, daß die Funken weit umherstoben.

Die Straßen waren von Neugierigen erfüllt und aus den Fenstern aller Häuser blickten die Zuschauer. Und die Flammen und Rauchsäulen ergossen ihr röthliches Licht auf die alten Giebelhäuser, auf die Fensterreihen der neueren Gebäude, auf das mächtige Portal der Kirche und spiegelten sich flimmernd und zuckend auf den Gesichtern der gaffenden Menge und der ausdrucksvollen Jünglingsköpfe. Besonders stattlich nahmen sich die Senioren aus, welche, von ihren Adjutanten begleitet, vorauf oder an der Seite des Zuges stolzirten — mit dicken Bärten, in der Hand blitzende Haudegen, deren Scheiden sie auf dem Pflaster rasseln ließen. In der Mitte des Zuges fuhr ein sechsspänniger Wagen, worin die Comitirten mit dem Chapeau d'Honneur saßen, welche den Glückwunsch persönlich überbringen sollten.

Unter dem Klange der Musik entfaltete sich der Zug majestätisch gegen das Residenzschloß und hielt vor demselben an. Lichterglanz flimmerte auch aus den Fenstern des Schlosses.

Auf dem Schloßhofs bildete sich ein Kreis, in welchen der General-Anführer, die Adjutanten, die Chapeaux d'Honneur und andere Chargirte nebst den Fahnenträgern und Musikanten traten. Nachdem ein Musikstück gespielt worden war, steckten der General-Anführer und der General-Beschließer ihre Hieber ein, nahmen die Stürmer ab und begaben sich nach dem Schlosse, wo ihnen der Herzog, umgeben von Goethe, Fritsch und Knebel, freundlich entgegentrat und ihre Gratulation entgegennahm. Als er sich an einem der Fenster zeigte, rief ein Senior mit mächtiger Stimme:

„Dem wackeren deutschen Fürsten, Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar und Eisenach ein donnerndes Lebehoch!“

Die Senioren schlugen mit ihren Schwertern zusammen und es erscholl ein weit hallendes Hurrah! und dreimaliges Vivat, auf welches die Adjutanten wieder mit dem Zusammenschlagen der Hieber antworteten.

Dann setzte sich der Fackelzug paarweise wieder in Bewegung, geführt von den Senioren und Chargirten. Unter Gesang, Paukenschall und Trompetenmusik ging es mit wehenden Fahnen wieder zurück durch die malerischen alten Straßen bis nach dem illuminirten Marktplatz. Hier bildeten die Fackelträger einen weiten Kreis, die Senioren stellten sich mit gezogenen Schwertern in die Mitte und die viele hunderte Stimmen stimmten das feierlich brausende Lied *Gaudeamus igitur* an. Der General-Anführer brachte darauf dem durch-

lauchtigen Rector Karl August und seinem Hause und zuletzt der akademischen Freiheit ein Vivat, in welches die Musenföhne einstimmten.

Dann plötzlich flogen die flammenden Fackeln wirbelnd durch die Luft und die Stümpfe fielen auf einen großen Scheiterhaufen zusammen und beleuchteten mit ihrem dunkelrothen Rauch die versammelte Menge. Nach dem Liede: „Vom hohen Olymp“ und einem abermaligen Vivat zerstreute sich die Schaar der Musenföhne und der zahlreichen Zuschauer.

Am folgenden Abend führte Karl August selber die berittenen Jäger mit ihren Meuten und mit Wagen voll Jagdgeräth und Trophäen bei Fackelschein und Musik durch die Stadt. Drei Tage darauf wurde ein öffentlicher Ritteraufzug in Maskenkleidern gehalten, wobei 139 Personen und 89 Pferde erschienen, — ein sinniges, überaus glänzendes Schauspiel.

Nach solchen Feierlichkeiten, welche den gewöhnlichen deutschen Hofprunk noch überboten, trat eine dauernde Stille in Weimar ein.

Aber jene Feste hatten Stoff genug zu nachhaltigen Erinnerungen und Erörterungen dargeboten.

Als Wieland seinen Freund Knebel besuchte, sprachen sie namentlich über die kirchliche Feier.

„Was Herder's Taufrede anbetrifft,“ sagte der Hofrath, „so kenne ich nichts Reineres, Erhabeneres, Herzerfassenderes, schöner Gedachtes und schöner Gesagtes, weder in deutscher noch in einer anderen Zunge. Er hat gesprochen wie ein Gott. Ich zweifle, ob je-

mals ein deutscher Fürst eine edlere und schönere Taufe ausgerichtet hat, als diese war. Auch in der Weihrede beim Kirchgange der Herzogin hat der Ober-Confistorialrath die ganze Erhabenheit seines Geistes ausgesprochen. Dabei war im Laufe des ganzen Vortrags an seiner edlen Gestalt keine Bewegung bemerkbar als die des Kopfes, den er abwechselnd nach den verschiedenen Seiten der Gemeinde wendete. Die Hände hielt er unbeweglich in den weiten Ärmeln des Priester-gewandes. Der Ausdruck des Gesichts und das Organ genügten der goldenen Rede. Er fesselte die Zuhörer bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten sich; jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung vernahm man in der bewegten Versammlung. Noch höre ich die Worte, die er für den Neugeborenen betete und habe sie mir tief in's Herz geschrieben: „Herr, da du ihn zum Fürsten gebildet hast, gib seinem Herzen auch Kraft und Gesinnung zu diesem Stande, daß Jeder dein Bild in ihm erkenne und liebe! Mache ihn von Jugend auf seinen künftigen Unterthanen so werth, daß ihn alle von Herzen zu ihrem Fürsten wählen würden, wenn er auch nicht dazu geboren wäre, und mache ihm von Kindheit auf seine Unterthanen und das Amt, wozu er bestimmt ist, so lieb, daß er fühle, er sei dazu als ein guter Genius der Menschheit von dir in die Welt gesandt worden! Mache ihm die Religion lieb, für die seine Väter thaten und litten, daß er die Wahrheit über Alles liebe,

auch wo sie ihn beschämt, daß er sie redlich suche, auch wo sie schwer zu finden ist und, wenn er sie errungen hat, treu und ganz erwerbe!“ — „O, lieber Knebel,“ fügte Wieland hinzu, „wenn diese frommen Wünsche in Erfüllung gehen, dann wird es unsern Enkeln wohl ergehen und wir können aus freudigem Herzen rufen: Willkommen, Herr Karl Friedrich von Gottes Gnaden!“

Ueber Goethe äußerte Wieland, was alle übrigen Freunde längst wahrgenommen hatten: daß er seit langer Zeit im anhaltenden Treiben der Welt ruhiger, stiller und zurückgezogener geworden sei, daß er sich seine Amtspflichten besonders angelegen sein lasse und nur noch gezwungen zur Unterhaltung des Hofes beitrage.

Ueber diese Thatsache drückte sich aber der Hofrath in verstimmtem Tone aus. Er fühlte sich leicht zurückgesetzt und vernachlässigt, sah dann aber auch bald wieder die Grundlosigkeit seines Unwillens ein.

„Um mich bekümmert sich kaum noch Jemand,“ sprach er. „Herder ist vielfach beschäftigt und noch dazu kränklich. Die anderen großen Kerle, die, wie die Cedern des Libanon, über mich emporgeschossen sind, nehmen lieber allerlei Vögel und Ungeziefer unter den Schatten ihrer Nester. Was für herrliche Stunden und Tage habe ich mit Goethe im ersten Jahre verlebt! und nun ist's, als ob er in den fatalen Verhältnissen alles Genie, alle Einbildungskraft verloren hätte. Er ist in politisches Eis gehüllt. Ich will nicht

leugnen, daß er noch immer gut und harmlos ist, aber er theilt sich nicht mehr mit.“

„Er ist innerlich noch ebenso regsam wie früher,“ meinte Knebel; „nur seine äußeren Formen sind erstarrt; er arbeitet an seiner Selbstüberwindung. Selbst der Herzog beschwerte sich neulich in scherzhaftem Tone, daß sein Herr Kammerpräsident so schweigsam und feierlich geworden sei. Mir scheint es, als hätte die Schweizerreise, die Goethe mit dem Herzoge und Wedel unternahm, den Abschluß der Abenteuerfahrten gemacht, als begänne damit eine neue Epoche in Goethe's und des Herzogs Leben. Goethe ist des unstäten Treibens müde und sehnt sich nach Ruhe. Neulich sprach er sich offen gegen mich aus. Er klagte, daß man in der Jugend so viel Verwirrenes, so wenig Zweckmäßiges unternahme. Ihm sei nun gerade zu Muth, wie Einem, der sich aus dem Wasser gerettet habe und sich in den wohlthätigen Sonnenstrahlen abtrockne. Aber, setzte er hinzu, er wolle nunmehr die Pyramide, deren Basis ihm gegeben sei, so hoch wie möglich in die Luft spitzen, und Gott werde ihm dazu helfen, in tiefer Stille sich selber beherrschen zu lernen, zu wachsen und zu gewinnen, was ihm die Welt nicht mit Feuer und Schwert nehmen könne. Im Grunde erkennt auch Karl August dieses Streben an. Er unterstützt ihn in seinen Studien, sammelt Handzeichnungen und Naturgegenstände für ihn, „denn“ — sagt er — „man darf einem solchen Vogel keinen gemeinen Hanf vorsetzen.“

Auch Wieland stimmte schon jetzt sein Klage lied um.
 „Freilich, freilich!“ sprach er; „er hat anfangs Viele skandalisirt, aber jetzt widmet er sich ganz den Geschäften und zeigt eine ziemliche Weltflugheit und eine bewundernswerthe Sophrosyne. Ja, man muß eingestehen, daß eine außerordentliche Uneigenmüßigkeit dazu gehört, sich so vielen kleinlichen Geschäften, die seiner künstlerischen Neigung völlig fremd sind, mit solcher Aufopferung und Bereitwilligkeit zu unterziehen. Bei alledem hat er sich eine wunderbare Kindlichkeit bewahrt, denn er behält Freude und Lust an allen sinnlichen Erscheinungen im Natur- und Menschenleben, und Herder hat wohl Recht, wenn er meint, er bliebe ewig ein großes Kind. Rührend ist auch seine Kinderliebe. Der Umgang mit Kindern, gesteht er selber, mache ihn froh und jung. Den kleinen Fritz von Stein hat er nun schon Jahre lang bei sich. Herder's Sohn verkehrt Tage lang bei ihm. So oft er in mein Haus tritt, nimmt er jedes Kind beim Kopfe. Dann hebt er sie der Reihe nach auf seinen Arm und giebt ihnen komische Namen. Als ich gestern an seinem Garten vorüber ging, sah ich ihn trotz der Kälte mit dem kleinen Fritz im Garten Ball spielen.“

Wieland hatte wohl Recht. An Goethe selber bekundete sich, was er seinem Werther in den Mund legte: „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde.“ Am theuersten aber liebte und hegte er den jungen Fritz von Stein, den dritten Sohn seiner Geliebten, den ihm die Liebe zu seiner Mutter doppelt

werth machte. Er nahm ihn in sein Haus, unterrichtete und bildete ihn mit rührender Sorgfalt und theilte seine Spiele.

„Er nimmt sich über meine Erwartung gut aus,“ äußerte er sich über den Knaben. „Man wird in einigen Jahren über ihn erstaunen. Er hat Gelegenheit, sich zu unterrichten und den glücklichsten Humor zum Lernen und Erfahren.“

Als späterhin Körner, Schiller's Freund, den zum Jüngling erwachsenen Jögling Goethe's in Dresden sah, schrieb er dem Freunde: „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte; aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architectur. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk betrachtet.“ — Schiller antwortete darauf: „Goethe hat Friedrich von Stein eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen. Freilich würden solche Menschen die Welt nur erhalten können, aber sie nicht weiter bauen.“

Sechszehntes Kapitel.

Jugendauffrischungen. — Ein brennbares Bretterhäuschen und ein unvergängliches Nachlied.

Wieland hatte Goethe bei Winterwetter mit dem Kinde im Garten Ball spielen sehen. Der Garten war die Stätte, wo er gern an den Spielen des Knaben theilnahm, wo er ihn aber auch zu gleicher Zeit zu nützlicher und belehrender Thätigkeit anlernte.

Der Winter wich dem Frühlinge und bald folgte der Sommer. Die Bäume, die Goethe selber um sein Gartenhaus gepflanzt hatte, wurden belaubt, die Beete, die er besäet, füllten sich mit farbigen und duftigen Blüten.

Da räumte er dem eilfjährigen Knaben einen kleinen Theil von seinem Garten ein und ließ ihn die Beete mit Bohnen bepflanzen und freute sich mit ihm, als die aufgegangenen Pflänzchen sich an den Stangen emporrankten und in rothweiße Schmetterlingsblumen ausschlugen.

„Wir waren in Frixens Gärtchen,“ schrieb er na

Frau von Stein. „Seine Bohnen interessirten mich mehr als meine Bäume. Du weißt, wie sehr ich dich auch in ihm liebe und wie sehr ich mich freue, dies Pfand von dir zu haben. Ich will ihm Alles sein, was ich kann.“

Das Bild der geliebten Frau umschwebte ihn hier in dem heimischen Wyl gar traulich und er hatte ihr eine besondere Stätte zum Gedächtniß geweiht.

Auf einem Hügel dicht hinter dem Gartenhause erhob sich ein Felsstück. Der Dichter hatte eine Kastanie daneben gepflanzt und den Platz zu einer geheiligten Lieblingsstelle erwählt. Damals fand er Geschmack daran, Inschriften, den griechischen Epigrammen ähnlich, in Stein hauen zu lassen. „Die Steine sollten zu reden anfangen.“ So ließ er auch in jenen erwählten Felsen die Inschrift graben, zum Gedächtniß seiner Liebe. Der Fels spricht:

„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten.

Heiter sprach er zu mir, werde mir Zeuge, du Stein!

Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen:

Jedem Felsen der Flur, die mich den Glücklichen, nährt,

Jedem Baum des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge,

Ruf ich weihend und froh: Werde mir Denkmal des Glücks!

Dir allein verleih ich die Stimme, wie unter der Menge

Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“

Noch heute steht der erwählte Fels hinter dem Gartenhause, neben der riesig emporgeschossenen doppelstämmigen Kastanie und umgeben von jüngerem Baumnachwuchs, — davor ein Steintisch und zwei Bänkehen. —

Während der Knabe sich mit seinem Bohnenbeete beschäftigte, wandelte der Dichter nach jenem lichten Punkte. Der Thau tropfte vom Gestein über die Inschrift herab.

„Es sind Thränen des Himmels,“ sprach er bei sich, „aber es soll, hoffe ich, nichts Schlimmes zu bedeuten haben.“

Ein Geschäft berief ihn nach Ilmenau. Er schickte den Knaben zur Mutter und stieg in den Wagen, um das Bergstädtchen, das er seit langen Jahren nicht gesehen, wieder einmal zu besuchen.

Der Weg auf der Landstraße kam ihm in der Erinnerung kaum so bekannt vor wie die wilden Jagd- und Waldpfade, mit denen er vor acht Jahren als Waidgenosse des Herzogs zu Fuß und zu Pferde vertraut geworden war.

Die Stätten jener Lust und Ungebundenheit erschienen ihm jetzt in anderem Lichte, denn unsere Seele, unsre Denkungsart und Stimmung spiegeln die Gegenstände der Außenwelt. Ihm weckte die Erinnerung an alle Scenen jener alten Zeit keine heitere Stimmung.

Es drängte ihn, als er im Wohnhause des Forstmeisters abgestiegen war, sich der Fran von Stein durch ein Briefchen mitzutheilen.

„Die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich mag keinen Berg besteigen; die unangenehmen Erinnerungen haben Alles befleckt. Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke

auszulöschen und gebadet wiederzukommen! Deine Liebe von allen will ich allein behalten.“

Seine Natur unterschied sich wesentlich von derjenigen Menschen, die in der Erinnerung an ihre Jugendthorheiten eine Erquickung finden.

Nachdem er sich beim Forstmeister Fritsche durch einen Imbiß gestärkt hatte, fuhr er weiter, die wohlbekannte Straße nach Stügerbach hinauf.

Vor dem Dorfe Cammerberg verließ er den Wagen und stieg die rechts von der Straße gelegene Höhe, den Hangeberg hinauf.

Eine reizende Aussicht öffnete sich über das Manebacher Thal. Oben auf der Höhe fand er eine Waldhütte. Es war die einsame Stätte auf dem Schwalbenstein, wo er, klar und ruhig, vor zwei Jahren den vierten Akt seiner „Iphigenie“ geschrieben und das Ganze vollendet hatte. Er las mit herzlichem Behagen die Inschrift, die er eigenhändig an die Wand geschrieben hatte: „Schwalbenstein bei Ilmenau. Serenodie, *quieta mente*, schrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Akt meiner „Iphigenia“ an einem Tage.“

Hier hatte er auch den ersten Plan zur Iphigenie gefaßt.

Das Jagdhaus ist seitdem vom Sturme zerstört und nicht wieder aufgebaut worden.

Goethe stieg hinunter nach dem freundlichen Dörfchen Cammerberg. Es liegt an der Straße von Ilmenau, welche, dem Laufe der Ilm folgend, die

Nordseite der Höhengruppe begrenzt. Jenseits des schmalen Flußthales zieht sich eine gleichlaufende Straße entlang, an welcher das Dorf Manebach liegt.

Es war die ihm bekannte Gegend — jeder Schritt weckte alte Erinnerungen auf: dort die morastige Stelle, wo die Hirsche zu baden pflegten; hier unter schönen Waldbäumen eine Höhle, worin sich das Eis auch im Sommer hielt; überall waldige Pfade zwischen Weiß- und Rothtannen, straffen und schlanken Bäumen, die mit ihren dunklen Nadelkronen der Berglandschaft einen feierlich ernstern Charakter verleihen.

Und noch das alte Volk.

Hin und wieder begegnete ihm ein Bauersmann, der an seine Arbeit ging, der Erde das Nothdürftige abzufordern, den Samen dem leichten Sande anzuvertrauen und seinen Kohl vor den Verwüstungen des frechen Wildes zu schützen; oder ein ärmlicher Bergknappe oder ein gedrückter Köhler. Auf den Höhen sah er die Wildheuer auf den zerstreuten Stückchen Wiesenland ihr Heu einern. An anderen Stellen waren die Leute beschäftigt, die Rinde der hohen Waldbäume einzuschneiden, um das Harz für Pech und Terpentiner zu gewinnen. Jener Mann war emsig thätig, Pech zu kochen, während seine Kinder mit kümmerlichem Fleiße Rußbütteln verfertigten. Dort eine Kluft, aus welcher Braunkohlen zu Tage gefördert wurden; hier eine Hütte, worin man Eisen in Fluß brachte.

„Wenn nur die Leute wenigstens für sich schwitz-

ten!“ sprach Goethe bei sich; „aber oben verzehrt man an einem Tage mehr, als sie unten beibringen können — es geht wie bei den Blattläusen, die, wenn sie sich voll gesogen haben, von den Ameisen ausgesogen werden. Es ist eine Verdamniß, daß wir des Landes Mark verzehren. Und doch ist diese Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, gewiß vor Gott die höchste. Bei ihr findet man alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, Treue, Harmlosigkeit und dabei dulden, dulden, dulden!“

Wieder fühlte er die Sorge, die ihm nicht fremd war: wie diesen dürftigen Bergbewohnern geholfen, wie ihnen eine neue Nahrungsquelle eröffnet, wie ihre Bewegung und Nahrung vermehrt werden könnte.

Er blieb zuweilen stehen, holte einen Hammer hervor und prüfte das Gestein. Oft schon hatte er es geprüft und kannte seine Schichten und Lagen: oben Braunstein und Rotheisenstein, gemengt mit Schwere- und Kalkspath, darunter als Kern Hornsteinporphyr; an einer andern Stelle Zechstein und Gyps und, als er tiefer einschlug, Anlagerungen von Thon- und Sandstein; zwischen Schiefer und Sandstein vereinzelte Steinkohlenflöze. Lauter Todtliegendes.

Und dennoch hatte man unter dieser Decke vor alten Zeiten silberreiche Sanderde gefunden, aus welcher Silbermünzen geprägt worden waren. Die Werke waren seit Hunderten von Jahren durch Teichdurchbrüche und Grubenwasser erlegen; sollten sie sich nicht aber wieder eröffnen lassen, konnte man nicht auf's

Neue zu den verborgenen Reichthümern hinabsteigen und die versteckten Gaben der Natur an das Tageslicht fördern, konnte der Bergbau von Ilmenau nicht wieder zu seinem Flor gebracht werden?

Dieser Gedanke beschäftigte Goethen, während er nach seinem Wagen hinabstieg, er hatte sich schon seit Jahren damit herumgetragen; mit dem Vorsatze, zu diesem Behufe das Bergwerkswesen genau kennen zu lernen, hatte er einst jene bizarre Harzreise im Winter unternommen. Drei Jahre später gelang es ihm, den Plan mit Hülfe eines bergbaukundigen Mannes wirklich in's Werk zu setzen.

Der Weg führte nun südwestwärts durch das reizende Thal. Goethe hieß den Kutscher langsam fahren; gern überließ er sich den Erinnerungen an eine Vergangenheit, mit welcher er nun, seinem Wesen und Wirken nach, abgeschlossen hatte. Aus dem Gehölz erscholl zuweilen der dumpfe Schlag der Art des Holzfällers. Aus dem Dickicht der Fichten wirbelte der Rauch der Kohlenweiler. Hin und wieder begegneten ihm Arbeiter aus den Glashütten, die ihn ehrfurchtsvoll freundlich grüßten.

Links von der Fahrstraße biegt der Weg in ein reizendes Nebenthal. Dort liegt das Dorf Stüzerbach, weit hingestreckt mit seinen Hütten.

Und dort das Gundelach'sche Haus, zweistöckig, mit seinem schiefergedeckten Doppeldach und den bleigefassten Fensterscheiben; davor der anspruchslose Gemüse-

garten — die wohl bekannte Stätte, wo Goethe so oft in traulichem Wohnzimmer gehaust hatte.

Er trat ein. Auf dem sauberen, mit Hirschgeweihen verzierten Flur empfing ihn der Wirth mit herzlichem Gruße. Frau Gundelach brachte dem willkommenen Gaste Labung aus Küche und Keller.

Er ging hinauf nach dem Zimmerchen im ersten Stockwerke, wo er früher so oft übernachtet hatte. Es war noch unverändert. Dort stand noch der alte eiserne Ofen, der dem ermüdeten Jäger seine behagliche Wärme gespendet hatte; hier das große bequeme Bett; zwischen den Fenstern das Tischchen und der kleine Spiegel darüber. Durch die alterthümlichen Scheiben fiel ein gedämpftes Licht, flackernd im Schatten, den die Linden neben dem Gartengehäge durch das Fenster warfen.

Gundelach erzählte, daß der Herzog noch häufig mit dem Oberforstmeister von Wedel und seinem Kammerdiener Hecker bei ihm einspräche, wenn er eine Parforce- oder Auerhahnjagd hielt. Weshalb der Herr Kammerpräsident nicht mehr mit käme, fragte er. Goethe entgegnete, daß ihn seine vielfache amtliche Thätigkeit jetzt von solchen Zerstreungen abhielte. Die Einladung zu längerem Verweilen lehnte er ab, da er noch Geschäfte halber in Manebach verweilen müsse.

Nach freundlichem Abschiede von den anständigen Wirthsleuten bestieg er wieder den Wagen zur Rückfahrt.

Auf der Landstraße vor dem Dorfe stieg er aus und gebot dem Kutsher, nach Manebach voraus zu fahren und ihn dort zu erwarten; er würde erst spät, vielleicht erst am nächsten Morgen dort eintreffen.

Er ging zu Fuß auf vertrauten Waldpfaden durch Fichten- und Buchwald, an der Brand- und Leichrandhöhe vorüber, nach der Höhe, welche die benachbarten Berge um mehrere hundert Fuß überragt, nach dem Kichelhahn.

Auf der Höhe des Berges stand ein hölzernes Jagdhäuschen.

In diesem Einsiedlerhäuschen pflegte Goethe gern zu verweilen; manchmal hielt er sich dort mit seinem Diener mehrere Tage auf. Es war hier so still und traulich; er spielte hier mit seinen Gedanken, wie die Götter mit goldenen Scheiben spielen. Hier war er der Sorge des Tages ledig; hier fühlte er sich freigeborn und, wie die Propheten, erwärmt vom Hauche der Lämmer und gedeckt von den Fittigen der Vögel. Hier, auf dem höchsten Berge des Reviers, „bettete er sich, — wie er an Frau von Stein schrieb — um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen.“

Das Einsiedlerhäuschen war ein gleichseitig vieredriges, zweistöckiges Brettergebäude in Gestalt eines Thürmchens, mit Holzschindeln gedeckt; eine dicht anstoßende niedrige Hütte ohne Fenster, mit einem weit

herunterreichenden schrägen Dach, enthielt die Thür, welche nur durch eine Holzkramme verschlossen wurde.

Goethe trat ein und stieg die steile Treppe nach dem oberen Stockwerke hinauf, in welchem sich nach jeder der vier Himmelsgegenden ein Fenster öffnete, daß sich mit einem äußeren hölzernen Laden verschließen ließ.

Das Häuschen befand sich stets in einem wohllichen Zustande, da es ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs war.

Goethe öffnete die Fenster. Die milde stille Luft des Spätsommerabends wehte ihm entgegen. Er hatte eine ungehemmte Aussicht auf den weiten Wald und in die umliegenden Höhen, denn damals war die Kuppe des Kichelhahns noch nicht mit Wald bestanden und das Bretterhäuschen ragte frei über die Hafer- und Kohlfelder empor, die zur Wildhegung bebauet wurden.

Dort drüben die hohe Schlaufe und Antonienhöhe; weithin ostwärts, jenseits der Waldstraße, der hohe Lindenberg; westwärts die Dachskuppe; südlich in weitester Ferne die Hohetanne; zwischen diesen Höhen die unergründlichen Fluten von sanft bewegten Laubkronen.

Goethe stand an einem der Fensterchen, in tiefes Nachsinnen versunken. Er überdachte die letzten acht Jahre seines Lebens.

Nicht ohne Unmuth, schon bald nach seiner Ankunft in Weimar, hatte er sich in dem bunten Trei-

ben der Welt, unter Verdruß, Hoffnung, Liebe, Abenteuern, Haß, Albernheiten, Thorheit, Flachem und Tiefem, unter Festen, Tänzchen, Schellen, Seide und Flittern nicht ganz wohl gefühlt.

Das Verhältniß zum Herzoge hatte ihn gefesselt gehalten.

Er hatte gefühlt, daß Karl August gut und brav war und sich täglich vervollkommnete und vorschritt. Er selber konnte sich ohne Annäherung eingestehen, daß er anregend zu allem Guten auf ihn gewirkt, ja, daß er ihm über manche Krisis hinweggeholfen habe. Es bestand ein zartes Verhältniß zwischen ihnen. Beide hatten gegenseitig so große Achtung vor einander, Jeder wußte des Anderen Charakter und Eigenthümlichkeit so gewissenhaft zu würdigen, daß sie sich stets vertraulich aber doch immer mit einer gewissen zarten Schonung gegen einander aussprachen. Sie verstanden einander in Lieb und Freundschaft, in Lust und Trauer und der Herzog war wohl im Stande, zu schätzen, welche Arbeiten und Sorgen Goethe ihm tragen half und welche reiche Folgen der Umgang mit ihm auf seine eigene menschliche Entwicklung gehabt hatte.

Dennoch hatte Goethe erkannt, „daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wengleich er auch eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann.“ So drückte er sich selber einmal über seinen Fürsten aus. Ein fortgesetzter vertraulicher Umgang erschien ihm un-

möglich; es zeigten sich beim Herzoge zu viele Ausbrüche der Naturwildheit, nebenbei zu viele noble Passionen, mit Goethe's eigenen Worten ausgedrückt: zu viele Knoten im Strange seines Wesens. Der Dichter zog sich daher auch so bald wie möglich von den Hoffesten zurück, bei welchen er bis dahin immer den Kreisel gedreht hatte; er machte auch kein Hehl daraus, daß er keine Reise mehr mit dem Herzoge machen wollte. Als einen Hauptübelstand erkannte er es, daß ein Prinz selten in den Fall kommt, die Dinge im Alltagsgange und von unten auf zu sehen. Mit Mißbehagen hatte er des Herzogs Vorliebe für das Soldatenspiel wahrgenommen und dieses Gefühl erreichte seinen Höhepunkt, als Karl August in preußischen Militärdienst trat und als Generalmajor das in Mieserleben garnisonirte vormalig Rohrsche Kürassier-Regiment übernahm. Knebel, der diesen Schritt ebenfalls tadelte, meinte, der Herzog verlöre dadurch das Interesse für seine eigenen Leute und setze das Centrum seines Daseins außerhalb seines Landes. Goethe klagte, durch solches äußere Verhältniß würde im eigenen Lande Alles inconsistent und folgenlos; kein Mensch könnte sich in solchem Zustande behaglich fühlen und es gehörte schon Kraft dazu, sich aufrecht, munter und thätig zu erhalten. „Der Herzog — so schrieb er einem Freunde — hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel. Er weiß

recht wohl, was er will; wenn er nur etwas Besseres wollte! Sein Unglück ist, daß es ihm zu Hause nicht wohl wird.“

Aber dieses Verhältniß zum Herzoge war es nicht allein, was ihn drückte. Auch seine Beziehung zur Frau von Stein gestaltete sich allmählig immer unbehaglicher.

Dieses Verhältniß blieb immerhin leidenschaftlich, unbefriedigt und ruhelos und konnte ihn nicht für die Entbehrung eines wahren Hausstandes entschädigen. Bei aller Sorge und Mühe, die er für Charlotten selber und für die Erziehung eines ihrer Söhne übernommen, wurde ihm kein Lohn durch Ruhe und Behaglichkeit. Im Gegentheil erschwerte die persönliche Getrenntheit diese aufopfernden Dienste und obenein verlangte die Rücksicht gegen die öffentliche Welt ein Geheimhalten der gegenseitigen liebevollen Beziehungen.

Bei solchen düsteren Betrachtungen erwachte das Bedürfniß, das sich schon öfter fühlbar gemacht hatte: um seiner eigenen Selbsterhaltung willen auch einmal an sich selber zu denken, sich auf eine Zeit von allen Verhältnissen in Weimar loszusagen und sich in der Ferne von allen physisch-moralischen Nebeln zu heilen; die alte Sehnsucht, die er schon vor Jahren in einem Gedichte ausgesprochen: erlöst zu werden von dem Treiben, dessen er müde geworden und wieder süßen Frieden in seiner Brust zu empfinden.

Der sanfte Hauch des Abends erweckte wieder das

Verlangen in ihm, das er nur immer auf kurze Frist beschwichtigt hatte: das Verlangen nach einem Lande, wo ein weniger feuchter Sommer, ein milderer Winter herrscht.

Er dachte dabei zurück an jene Zeit, wo er auf der Höhe der Alpen, von hohen Gebirgskuppen umgeben, sich niedergelassen hatte, vor sich den Fußpfad nach Italien, durch enge malerische Schluchten hinab nach dem Thale von Bellinzona. Die Erinnerung an jene Scene, die sich ihm unauslöschlich eingepägt hatte, erwachte jetzt in ganzer Lebendigkeit in seinem Gedächtniß. Damals drang sein Freund Passavent in ihn, die herrliche Wanderung in die Lombardei und Italien zu unternehmen. Er aber bekämpfte das lockende Verlangen. Ein goldenes Herzchen, das ihm die geliebte Lili in schöner Stunde geschenkt hatte, hing an einem Bändchen an seinem Halse. Dieses Bändchen war der Faden, der den Vogel nicht in fremde Länder und Thäler fliehen ließ sondern ihn zurückzog in das liebgewordene Gefängniß, in die bekannten, liebwürthen Verhältnisse. Schnell, um in seinem Entschlusse nicht irre zu werden, stand er auf und kehrte zurück, woher er gekommen war.

Jetzt aber drängte ihn die einheimische Existenz, ja, seine Liebe selber zu einer Fluchtreise.

Die stille Sehnsucht nach dem Lande der Kunst wuchs in dieser Stunde; zum festen Entschlusse reifte sie aber erst zwei Jahre später. —

Goethe blickte jetzt beruhigter in die von Wald und Hügel erfüllte, vom einbrechenden Dunkel des Abends sanft umhüllte Ferne. Sein Haupt und Geist fühlte sich in Waldesduft gebadet; es war ihm, als verkläre sich sein Gemüth, als ob Wald und Berg sich vor ihm verjüngten und ihn schmeichelnd in jenen holden Traum seines Lebens einwiegen wollten.

Allmählig wurde es stiller und stiller; die unendliche Wipfelsfülle lag in vollkommener, bezaubernder Abendruhe vor seinem Blicke ausgebreitet, rein und ruhig, „wie eine große, schöne Seele.“

Er nahm den Griffel und schrieb links von einem der Fenster an die innere Wand des Waldhäuschens das seelenvolle Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Sollten die leisen Worte der Ruhe: „Warte nur, balde ruhest du auch!“ auf den Todesschlaf oder auf jene beabsichtigte Befreiung von ungestümem Drange und unbequemen Bedrängnissen hindeuten? — Wer weiß es?

Dieses Lied, in welchem der süße melodische Klang

einer südlichen Sprache weht, innig und wohl lautend wie das Italienische, hat einen Wiederhall in allen gefühlvollen Herzen gefunden und die Kunde durch die Weltliteratur gemacht.

Das Bretterhäuschen auf dem Rickelhahn, dieses idyllische Heimplätzchen eines erhabenen Menschen, wurde, obgleich öde und vernachlässigt, doch unter die geweihten Stätten aufgenommen, welche an unsere klassische Literatur-Epoche erinnern, unter die Pilgrimsörter, welche die Verehrer jener Blütezeit zu besuchen pflegten. Unzählige Namen waren an den Bretterwänden eingezeichnet; die Namen derjenigen, welche sich scheuten, eine solche Stätte durch Geismier zu entweihen, blieben verschwiegen.

Das Einsiedlerhäuschen verband noch überdies die Erinnerung an Goethe's Mannesjugend mit der an sein Greisenalter. Als achtundvierzigjähriger Greis war er, bei seinem letzten Besuche in Ilmenau, noch ein Mal hinaufgestiegen und hatte mit weinenden Augen jene Bleistiftzüge renovirt.

So stand das Häuschen lange Jahre, während ein mächtiger Baumwuchs, der auf die früheren Wildfelder gepflanzt worden war, empor schoß und es überragte.

Aber im Jahre 1870, als die Kriegsfurie tobte, wurde das Goethehäuschen ein Raub der Flammen, — die Stätte wo Goethe, „ein Kind des Friedens,“ wie er sich selber nannte, in stiller Einsamkeit Wirkungen

schuf, die über Welt und Nachwelt dauern. Beeren-
suchende Bauern, die in dem Bretterhause übernachtet,
hatten glühende Kohlen auf der Herdstätte zurückge-
lassen. Der Luftzug entzündete am Morgen des
11. August das Feuer zur Flamme, welche das Holz-
werk zerstörte.

Ende des ersten Bandes.



Druck von Emil Dreyer in Berlin.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort.	1
Erstes Kapitel. Weimar vor hundert Jahren. — Der Schloßbrand.	5
Zweites Kapitel. Anna Amalia. — Die Prinzen-Erzieher.	16
Drittes Kapitel. Karl August's Regierungs-Antritt und Vermählung. — Goethe's Ankunft in Weimar. — Ein Augustisch Zeitalter erblühet.	30
Viertes Kapitel. Knebel in Tiefurt. — Wieland. — Der Pagenhofmeister mit dem Regenschirm. — Schlittschuh- läufer. — Eine verirrte Seele.	41
Fünftes Kapitel. Ein Hofball. — Hofsleute und Welten- stürmer.	70
Sechstes Kapitel. Kraft: Genies. — Ein kaltes Grab. — Werther-Erinnerungen.	88
Siebentes Kapitel. Des Herzogs Borkenhäuschen und Goethe's Gartenhaus.	107
Achtes Kapitel. Anna Amaliens Wittwen-Palais. — Wie der Park von Weimar entstand. — Herder, nach Weimar berufen. — Corona Schroeter.	120
Neuntes Kapitel. Im lustigen Waldrevier, in Kneipen und Felsenhöhlen.	133

	Seite
Zehntes Kapitel. Kyffhäuser und Brocken. — Der Realist und der Menschenfeind.	147
Elfstes Kapitel. In Herder's Wohnung. — Goethe's Aemter und Würden. — Eine Feuersbrunst in Apolda. — Goethe's Pensionair. — Die Reise-Apothek des Samariters.	167
Zwölftes Kapitel. Anna Amalia besucht das Haus „zu den drei Feiern“ in Frankfurt am Main.	190
Dreizehntes Kapitel. Ein Fest im Stern. — Das Liebhaber-Theater zu Ettersburg. — Merck zum Besuch.	203
Vierzehntes Kapitel. Anna Amalia in Tiefurt.	223
Fünfzehntes Kapitel. Ein Erbprinz geboren. — Festlichkeiten und Fackelzüge. — Goethe, ein ewiges Kind.	244
Sechzehntes Kapitel. Jugendauffrischungen. — Ein brennbares Brett.	256

Anna Amalia von Weimar
 und
 ihre poetische Tafelrunde.

VOLUME 2

Anna Amalia von Weimar

und

ihre poetische Tafelrunde.

Romantisches Zeitbild

von

Robert Springer.

—
Zweiter Band.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Nebeln, die ihn in der Heimat quälten, heilen. Das Uebel war gewachsen, die leidenschaftliche Sehnsucht, die labende Luft Italiens, die er als eine Naturnothwendigkeit erkannte, wenigstens als eine ausnahmsweise Daseinsfreude zu kosten, war zu einer Krankheit, zu einem geistigen Heimweh geworden. Er durfte zuletzt kein lateinisches Buch, keine Zeichnung einer italienischen Gegend mehr ansehen, ohne diese Krankheit zu empfinden, ohne vor Sehnsucht zu vergehen. Die Sorgen, die herabdrückenden Bande seines Beamtenstandes hatten die Oberhand gewonnen, der Unmuth schilderte ihm seinen Zustand von der lästigsten Seite. In dieser Stimmung hatte er sich entschlossen, seine bisherige Lebensweise zu ändern, dem Stocken und Schleichen ein Ende zu machen, sich durch die Flucht zu retten, um die Elasticität seines Geistes zu beleben, neuen Stoff zu wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung zu sammeln und mit neuer Liebe zu den Freunden und dem Vaterlande zurückzukehren.

Er war Anfangs September 1786 heimlich von seinem Kurorte Karlsbad abgereist. Den jungen Fritz von Stein hatte er in seinem Hause zurückgelassen, auch nicht die Frau von Stein, nicht einmal den Herzog in sein Vertrauen gezogen; Niemand außer seinem treuen Diener Philipp Seidel wußte von seinem Reiseziel.*)

*) Siehe: die Briefe Goethe's an Philipp Seidel, veröffentlicht in dem Journal: „Im neuen Reich.“ 1871. S. 277 ff.

Allein, incognito, nur mit Dachsränzen und kleinem Koffer versehen, war er in einer Postchaise aufgebrochen.

Vom Brenner, der Spitze des Grenzgebirges, schaute er noch ein Mal auf die neblige Heimat seiner Lieben zurück, voll freudiger Hoffnung auf die sonnigen Gefilde des Südens. Dann eilte er hastig über Verona, Vicenz, Padua nach Venedig, der Feenstadt, die, aus dem Meere aufgestiegen wie Minerva aus Jupiter's Haupte, ihn im Bilde seit seiner Jugend umschwebt hatte. Hier rastete er eine Zeit, mit Entzücken die Kanäle, Lagunen, Bauwerke und das bewegte Volkstreiben betrachtend.

Ferrara, Cento, Bologna, Florenz sah er nur flüchtig; die Begierde zog ihn nach Rom und Nichts konnte ihn aufhalten.

Anfangs November traf er in Rom ein und nannte den Tag, da er es zuerst betrat, seinen zweiten Geburtstag.

Von hier aus theilte er den Freunden mit, daß er sich nun ganz vertiefe in das Anschauen der Dinge, die er von Jugend auf mit dem Auge des Geistes gewaltsam vergebens herbeigezogen habe; daß er ruhig, für sein ganzes Leben beruhigt sei, seinen Geist an den Bildern des Alterthums stärke und nähre und sich der gesegneten Folgen für alle Zukunft freue.

Er blieb vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um in die Seele aufzunehmen, was später wachsen und sich mehren konnte. Das Alles wollte

er zurückbringen und dazu neue Vaterlandsliebe und Freude am Leben. Daneben fand er noch Zeit, der Iphigenie eine metrische Form zu geben, die Hexenscene zum Faust zu schreiben, den Egmont zu überarbeiten, Kunstkritik zu treiben und sich im Zeichnen zu üben.

Er war glücklich, in Weimar aber war es still geworden und man murrte sogar und schalt auf den Abwesenden, daß er seine Staatsgeschäfte und amtlichen Pflichten versäume.

Anna Amalia und der Herzog jedoch hatten dem Deserteur in der edelsten Gesinnung verziehen, obgleich sie den Entfernten schmerzlich vermiften. In seiner Abwesenheit bewohnte Knebel sein Gartenhaus. Goethe ermahnte ihn von Rom aus, sich der Einrichtung wie als Eigenthum zu bedienen. Er vermuthete schwerlich, daß er auch Schiller zu seinen Hausgästen hätte. Dieser wohnte der Feier von Goethe's Geburtstage bei, wozu Knebel ihn nebst der Familie Voigt und Herder's Söhnen eingeladen hatte. Schiller fand in der Sache eine wunderbare Fügung des Schicksals und trank die Gesundheit des gefeierten Meisters in Rheinwein.

Auch in Tiefurt war es jetzt noch stiller geworden. Herzogin Amalie vermifft nicht nur die abwesenden Freunde; sie trauerte auch noch immer über den Bruder, den ihr der Tod geraubt hatte. Maximilian Leopold, Prinz von Braunschweig, der aufopferungsvolle Menschenfreund, der Tröster und Helfer der Elenden

und Kranken, hatte in der Ausübung seiner Menschenliebe seinen Tod gefunden, als er den durch eine Ueberschwemmung bedrängten Bürgern von Frankfurt an der Oder auf einem Kahn zu Hülfe eilen wollte.*)

Herder hatte den Helden besungen:

„Laßt uns helfen den Armen! Auch wir sind Menschen!“ so sprach
Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn. [er,
Und da sprachen die Götter: „dem menschenfreundlichen Helden
Ziemt ein höheres Loos! Komm zum Olymp hinauf,
Tyndaride!“ Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
Sekt ein glänzender Stern, oder ein rettender Geist.

Es war beinahe Jahresfrist darüber verlaufen, aber noch immer suchte Anna Amalia zuweilen das düstere Zimmerchen auf, in welchem sie ihren Schmerz auszuweinen pflegte.

Wenn sich aber die Freunde in ihrem Empfangszimmer eingefunden hatten, erschien sie mit gefasster Miene unter ihnen, um sich und sie durch Freundschaft und Wohlwollen zu erheitern.

Das Empfangszimmer Anna Amaliens ist noch dasselbe wie vor fünf Jahren, da wir die Blütezeit Tiefurts kennen lernten, nur mäßig groß, aber reich mit Kupferstichen und Genrebildern geschmückt, — da-

*) So erzählt der Mund des Volkes, die Sage und viele Schriften in Prosa und Versen, von der deutschen Real-Encyclopädie bis zu Becker's Noth- und Hülfsbüchlein. Kefler, in Raumers historischem Taschenbuch von 1844, widerspricht dieser Tradition.

runter auch eine Darstellung aus Ossian von Angelika Kaufmann. Das Bildniß Einsiedel's, welches sich jetzt dort vorfindet, rührt aus späterer Zeit her. Es stellt nicht mehr den jungen Kammerherrn mit seinem gebräunten frischen Gesicht und seinen Augen voll übermüthiger Dichterlaune dar, sondern den gutmüthigen aber schon ermüdeten greisen Weltmann.

Wir finden hier, wie gewöhnlich, Amaliens Getreue versammelt: Wieland, Knebel, Fräulein von Goechhausen; ausnahmsweise hatte sich auch Karl August eingefunden.

Man setzte sich zum L'hombre. Das Spiel sollte schon seit längerer Zeit ersehen, was man an geistigen Genüssen eingebüßt hatte; es sollte wenigstens ein wenig Leidenschaft hervorbringen. Außer dem L'hombre wurde auch wohl Tarock zum Zeitvertreib gewählt. Wieland spielte sehr gern, weil er mit Glück spielte. Er liebte die Goldfünche und konnte sie brauchen. Knebel dagegen eiferte gegen die eingerissene Spiellust.

„Ich kann nicht begreifen,“ sagte er zur Goechhausen, „daß ein Mann wie Wieland dem Spiele so ergeben sein mag. Meinerseits bin ich gar nicht damit zufrieden, daß das Spiel bei uns jetzt zum vorherrschenden gesellschaftlichen Zeitvertreib geworden ist. Daß unser Moralisches nicht dadurch gewinnen kann, erscheint mir sehr klar; aber auch davon abgesehen, so erweckt es immer ein falsches Interesse für eine Sache, die es durchaus nicht werth ist.“

Nach einigen Stunden Spiels waren die Gäste

tief in die Bêten gekommen. Wieland sah fast niedergeschlagen aus.

„Ich muß die Herren ein wenig entschädigen,“ sprach die Herzogin und befahl, Austern und Champagner zu bringen.

„Was bleibt uns Armen anders übrig, als zu spielen?“ fuhr sie fort, „wir würden sonst Alle schlafen.“

„Durchlaucht bleiben immer munter,“ entgegnete Wieland; „ohne Sie würde Weimar bald wieder ein langweiliger und unbedeutender Ort werden, wie irgend einer in deutschen oder welschen Landen.“

Er hatte diese Worte halblaut an seine Gönnerin gerichtet; die Uebrigen hatten sie nicht gehört und Karl August nahm keinen Anstand, seiner Mutter in seiner unbefangenen Weise beizupflichten.

„Die öffentliche Gesellschaft ist jetzt in unsern Mauern so geschmacklos wie möglich,“ sagte er; „unsere Gesellschaft ist die langweiligste vom ganzen Erdboden.“

„Sie wissen doch,“ hob die Herzogin an, „daß Schiller uns morgen besuchen will? Ich habe ihn durch Einsiedel mit der Frau von Kalb zusammen einladen lassen; das Verhältniß Beider machte diese kleine Aufmerksamkeit nothwendig. Die Kalb ist übrigens eine Frau von Geist. Sie hat sich viel wissenschaftlich beschäftigt, zwar in unregelmäßiger und hastiger Weise, aber durch ihren sicheren Takt ist sie wirklich gefördert worden; trotzdem daß sie, frühe elternlos, von Kind-

heit auf unter Fremden, fast ohne Heimat gelebt, hat sie sich die freie Selbstbestimmung und Charakterbildung gewahrt.“

„Sie forscht stets nach dem inneren Zusammenhange der Dinge,“ setzte Wieland hinzu. „Damit verbindet sie eine seltene Menschenkenntniß und wird befähigt, solche persönliche Beziehungen, welche unersprießlich sind, zu meiden. Ihren Freunden gewährt sie außerordentlich viel, aber sie greift über unsere Zeit hinaus und nur die besten Menschen sind im Stande, den Reichthum ihrer Seele zu würdigen. So urtheilte auch Goethe über sie.“

Das Gespräch lenkte sich nun auf Goethe und seinen Aufenthalt in Italien.

Die Herzogin Mutter äußerte sich erfreut über sein Glück.

„Er ist sehr wohl,“ sprach sie, „und findet sich da wie einheimisch. Er fühlt, die Reise sei für ihn eine Wiedergeburt. Sein ganzes Wesen füllt sich mit Wärme und Licht. Er geht fast mit keinem anderen Menschen um als mit dem jungen Tischbein, mit Angelika Kaufmann, Rath Reisenstein und Moriz. Wenige Menschen giebt es und wird es geben, welche Rom auf eine solche Weise sehen und studiren wie er. Er ist fleißig nach allen Richtungen und wir werden ihn wie neu geboren wiedersehen.“

„Und dabei gedenkt er mit herzlichem Antheil seiner Weimarischen Freunde,“ fügte Wieland hinzu. „Herder zeigte mir einen Brief, worin er sich mit

warmer Bewunderung über die „Ideen“ ausspricht. Das Buch, schreibt er, sei wahr und erquicklich und werde den Menschen erst mit der Zeit wohlthun.“

„Das Wohlwollen ist ein vorherrschender Zug in Goethe's Charakter,“ hob Karl August in nachdrücklichem Tone an und sein Auge strahlte, als er dem Busenfreunde Lob spendete. „Den Frik von Stein hat er nun schon Jahre lang in seinem Hause gehütet und erzogen und nun, da er in der Ferne ist, hangt ihm am meisten um den Knaben. Seine größte Sorge, schrieb er mir neulich, sei der Frik, denn er trete in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfange und sein übriges Leben könnte leicht verdorben werden. Er bittet mich dringend, auf den Knaben zu achten.“

„Seine Briefe, die mir mitgetheilt wurden, erregen meine Bewunderung,“ sprach Fräulein von Goehausen. „Sie werden jeden Tag herrlicher, je nachdem das Große, was ihm zuströmte, sich allmählig bei ihm setzt und klärt. Dabei nimmt man wahr, wie sein Genuß täglich steigt. Auch seinen Naturstudien liegt er sogar noch ob. Er sucht nach einem übereinstimmenden Gesetz im Bau der Pflanzen und Thiere; er will durchaus die Urpflanze entdecken. Die Beständigkeit der Natur, schrieb er neulich, tröstet gar schön über die Unbeständigkeit der Menschen.“

„Er hat Recht,“ bestätigte der Herzog, der gerade diese Neigung seines Freundes am entschiedensten theilte. „Die Naturwissenschaft ist so menschlich und wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich auch nur

ein wenig mit ihr beschäftigt; sie beweiset und lehrt, daß selbst das Größte, Geheimnißvollste und Zauberhafteste auf eine einfache, öffentliche und natürliche Weise nahe, bestimmt und deutlich geschieht. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er mich immer auf dem ruhigen und bestimmten Wege erhalte und leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.“

„Am meisten erfreue ich mich über den Eindruck, den die antike Plastik auf unsern Goethe macht,“ sagte die Herzogin Mutter. „Ueber die Rosselenker auf dem Monte Cavallo berichtet er, es reiche weder Auge noch Geist aus, die Gewaltigkeit dieser göttlichen Gestalten auf den ersten Anblick zu fassen. Das Haupt der Juno Ludovisi vergleicht er mit einem Gesange Homer's.“

„Ja, er ist dort an seinem Plaze und wird uns Vieles heimbringen,“ sprach Karl August. „Ich habe mir ein Petschaft mit seinem Bildniß stechen lassen. Goethens Bildniß kann man mit Ehren als Siegel führen. Wer solches Petschaft mit der Hochachtung gebraucht, welche es verdient, der wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken.“ —

Am nächsten Tage sollte sich Schiller in Tiefurt einfinden. Er war, wie die Herzogin erwähnt hatte, aus Rücksicht, aus Galanterie, mit Charlotte von Kalb zusammen eingeladen worden.

Welches war das Verhältniß, das eine solche Rücksicht seitens der leutseligen Herzogin Amalia erforderte? Frau von Kalb, geborne Marschalk von Ostheim,

stammte aus einer reichen Familie im Kanton Rhön und Werra. Früh verwaist, hatte sie die Jahre ihrer Kindheit unter fremder Pflege, fast heimatlos, abwechselnd in Nordheim und Meiningen verlebt und war in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre mit dem Major Heinrich von Kalb, einem Bruder des ehemaligen Conseilpräsidenten in Weimar, vermählt worden. Der Major hatte in französischen Diensten den Befreiungskrieg in Amerika mitgemacht, war dann in ein Regiment des Herzogs von Zweibrücken eingetreten, kehrte aber später wieder nach Frankreich zurück. Er war ein edelmüthiger, guter Mann, aber das Verhältniß der beiden Gatten war ohne geistige Bande und man war von beiden Seiten auf eine Trennung bedacht.

Schiller war bei seinem Aufenthalt in Mannheim mit Frau von Kalb näher bekannt geworden, nachdem er sie in Bauerbach, damals in tiefer Trauer um ihre gestorbene Schwester, gesehen hatte. Auf sie machte der junge Dichter, in der Blüte des Lebens stehend, voll Muth, Sinnigkeit und geistiger Schätze, den tiefsten Eindruck. Nicht minder tief war die Wirkung, welche die geistreiche, ernste Frau auf Schiller ausübte. Er fühlte sich durch ihren gesellschaftlichen feinen Tact in seiner Haltung gefördert, durch ihre geistige Freiheit und Gefühlswärme gehoben und neu belebt. Charlotte erkannte die unvergängliche Größe seines Geistes und empfand das Bedürfniß sich ihm anzuschließen. Von ihr ging der Gedanke aus, den Dichter mit dem

Weimarischen Kreise in Verbindung zu bringen. Schiller war damals mit seinem Don Karlos beschäftigt, mit jener hohen Tragödie, in welcher vier gleich große Charaktere ihm ein unendlich fruchtbares Feld für die dramatische Darstellung eröffneten. Er hatte den ersten Act vollendet und einige Züge der Königin Elisabeth waren Charlottens Charakter entlehnt. Frau von Kalb vermittelte es, daß der Dichter diesen ersten Act dem Herzoge Karl August vorlas, als Letzterer am Hofe zu Darmstadt verweilte. Der Herzog ernannte Schiller bald darauf zum Weimarischen Rath, um ihm, wie er sich ausdrückte, ein Zeichen seiner Achtung zu geben.

Das Verhältniß Schiller's zu Charlotten war inzwischen immer inniger geworden. Die Frau war geistreich und leidenschaftlich; Schiller, der damals zwischen mehreren Liebschaften schwankte, besaß ein zu leicht entflammtes Herz, um ungerührt zu bleiben; er fühlte, daß er ihr Alles war und er hatte bei ihr Begeisterung und Frieden zugleich gefunden; sie trug das Schicksal seines Geistes an ihrem freundschaftlichen Herzen; er war ihr werth, weil sie mußte, zu welcher Höhe sich sein kämpfendes Talent entwickeln würde. Die Gedichte „Resignation“ und „der Kampf“ drücken die feurigen, leidenschaftlichen Gefühle jener Zeit und jenes Verhältnisses aus; sie sprechen vom wollustreichen Gist, von der Seligkeit des ersten Kusses, aber auch von dem Ehebündniß, das, an sich unheilvoll, der Erhörnung jener Liebe entgegenstand,

von übereilten Schwüren, von der Tyrannenfette der Pflicht, von einem Mißbrauch, den die Gesetze heiligen. Schiller rieth der Freundin sogar zu einer Trennung der Ehe.

„Sie stehen in der Jugend, in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes,“ sprach er. „Sie bedürfen nur der Trennung von dem ertödtenden Verhältnisse, um Ihre Seele wieder frei zu entfalten.“

Als Schiller die Briefe von Körner erhalten hatte und von Mannheim abreisen wollte, suchte Charlotte die Trennung zu hintertreiben. Sie gestand ihm, daß ohne ihn ihr Leben verödet sein würde, daß bisher nur das Freundschaftsbündniß mit ihm ihr Ruhe und Selbstbestimmung gewährt hätte; ja, sie machte ihm den Vorwurf, daß er ihr Herz und seinen eigenen Frieden der Sucht nach Ruhm opfere.

Er stand am Scheidewege. Hier hielt ihn die Freundschaft gefesselt, die ihm beseligend erschien; dort winkte die Freundschaft, die ihm die nächste Zukunft sicherte und ihn auf den sonnigen Pfad des Ruhmes hinwies.

Schiller entschloß sich zur Abreise.

Nach seinem Dresdener Aufenthalte aber, nachdem ihm die geschenkte Unabhängigkeit lästig geworden war, nahm er seinen früheren Plan, nach Weimar zu gehen, wieder auf. Nicht nur, weil er sich dort von seinem nun fertigen Karlos große Erfolge versprach und weil ihm dort Lorbeeren zu winken schienen,

sondern auch weil Charlotte von Kalb jetzt dort weilte, sie, die, von einem Augenleiden befallen, eine traurige Zeit in Einsamkeit verlebt hatte, deren Seele an ihm hing, deren Herz ihm entgegen klopfte.

Er eilte zu ihr nach Weimar. Sie hatte ihn in banger Ungeduld erwartet. Die Freude des Wiedersehens wirkte lähmend, erschöpfend auf die Erkrankte, doch erholte sie sich in seinem Umgange.

Sie war bereits in Weimar bekannt; die Herzoginnen hatten sie gern aufgenommen, Frau von Stein hatte ihr herzliches Vertrauen geschenkt, die Geister vom Musenhofe waren ihr mit Freundschaft und Achtung entgegengekommen. Sie konnte mithin den Dichter in die neue unbekante Welt einführen, — an den Hof der Dichter.

Bei Schiller's Ankunft in Tiefurt war die Gesellschaft ein wenig zahlreicher als neulich. Graf Solms, ein preussischer Officier, und ein Künstlerpaar von der herzoglichen Kapelle in Gotha waren zugegen.

Wieland hatte es übernommen, den Dichter bei seiner hohen Gönnerin einzuführen.

Von Wieland war Schiller wohlwollend aufgenommen worden und dieser wiederum erzeugte dem anmuthigen Verfasser des Agathon die achtungsvollste Verehrung; er erkannte in ihm den Dichter der Grazien, dessen Seele sich weniger in seinen Gesichtszügen als in seinem warmen, ausdrucksvollen Gespräch kundgab; von ihm hoffte er ganz besonders ein Verständniß seines Karlos und eine Empfehlung beim Herzoge.

Schiller war nicht ganz unbefangen, als er den Weg nach Tiefurt antrat. Er war nicht der Mann, der sich vor den Machthabern der Erde gebückt hätte. Aber bisher hatte er mit Büchern gekämpft, in der Höhle der Musen gerungen, den Druck einer harten Lebensschule gefühlt; jetzt galt es, Anerkennung zu finden, sich eine Stellung zu schaffen, Ruhm zu ernten, sich eine bleibende Stätte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Sich zu diesem Besuche um die Gunst eines Fürsten zu bewerben, konnte nicht Anstoß erregen. Den Fürsten hatte die Meinung der Gebildeten damals die hohe Aufgabe zuertheilt, die Cultur der Menschheit zu fördern. Um sie mußten sich die Denker und Dichter schaaren. Wie Tasso nach Rom zog, so ging Goethe nach Weimar, um sich einen Kreis freier Thätigkeit zu sichern; so erschien jetzt Schiller, wie sein Marquis Posa, am Hofe eines Fürsten, um sich die Mittel für seine Pläne zu verschaffen.

In Tiefurt betrachtete man ihn aufmerksam und mit Interesse.

Er war von hoher Gestalt, starcknochig, hager. Wennschon er ein wenig gebückt ging, so zeigte sich doch nichts Uedles in der Haltung. Sein Gesicht war regelmäßig gebildet, aber ein wenig eingefallen und von welcher Farbe; die Nase stark gebogen, edel geformt; die Stirn hoch gewölbt, von röthlichem Haar umwallt; um die zarten, vollen Lippen schwebten die Züge wohlwollender Güte, deren sanfter Ausdruck durch das hervorragende Kinn nicht vermindert wurde;

die blauen, kränklich geränderten Augen blickten lebhaft, seelenvoll, milde und schwermüthig.

Neben ihm erschien Charlotte von Kalb auf den ersten Anblick fast unansehnlich. Sie war nur klein und zierlich gebaut, ihre Haltung aber war anmuthvoll und sobald sie ihr sinnendes Antlitz emporrichtete, fühlte man den Zauber ihrer großen dunklen Augen, die, ob schon leidend, einen eigenartigen Reiz ausübten. Eine schöne Zierde ihres Hauptes war eine überaus reiche Fülle von hellbraunem Haar, welche, oben mit einem blaßgelben Bande zusammen gehalten, sich anmüthig über Hals und Schultern ergoß.

Anna Amalia empfing die Gäste freundlich, herzlich und huldvoll. Sie ließ sie ihren kleinen Park mit allen seinen buschigen Plätzen beschauen und Fräulein von Goechhausen schenkte Schiller eine Rose. Dem zwanglosen Abendtisch folgte ein Concert, worin sich das Schicksche Ehepaar auf Violine und Violoncell als Meister bewährte.

Die Herzogin unterhielt sich viel mit Schiller. In seinem Benehmen lag etwas Eckiges, das aber eben so fern von Blödigkeit wie von Ungechliffenheit war. Er hatte schon auf der Karlschule mit fürstlichen Personen verkehren gelernt; überdies besaß er jene Hoheit des Genies, jene würdevolle Wohlständigkeit des wahrhaft gebildeten Mannes, die sich durch keine Neußerlichkeit imponiren läßt und sich überall an ihrem Platze fühlt. Aus seinen Worten ergoß sich der Reich-

thum seines Geistes, der Edelmuth seines Charakters, eine heitere, würdige Stimmung des Gemüths.

Man merkte der Herzogin an, daß sie ihn anziehend und geistvoll fand. Aber ihr entging eine Taktlosigkeit Schiller's nicht, von welcher dieser in seiner Unbefangenheit selber keine Ahnung hatte: im Laufe des Gesprächs wendete er sich öfter, ja sogar auf direkte Fragen von ihrer Seite, an Frau von Kalb anstatt an seine durchlauchte Wirthin. Es war, als suche er Charlottens Augen, um das gewohnte Vertrauen, die gewohnte Freimüthigkeit zu empfinden.

Auf der Heimfahrt machte Charlotte ihrem Freunde Vorwürfe über seinen Verstoß.

Schiller stutzte und sah den Fehler ein. Die Herzogin Mutter hatte ihn nicht gerade eingenommen; weder ihre Physiognomie noch ihr Geist wollten ihm gefallen; ihre Höflichkeit war ihm kalt erschienen und er äußerte jetzt selber die Befürchtung, daß er ihr durch seine Ungeschicklichkeit mißfallen haben könnte.

Wieland tröstete ihn:

„Sie haben die Herzogin erobert.“

Wenngleich dies nicht in dem Grade der Fall war, wie der gute Wieland meinte, so ließ die Herzogin ihm doch auch nicht jenen Verstoß zu schwer entgelten. Die Kalb erhielt einmal eine Einladung ohne ihn; bald darauf aber wurde das befreundete Paar wieder förmlich eingeladen und Schiller mit Wohlwollen behandelt. Die spätere Zeit lehrte ihm, daß

die wackere Frau darauf bedacht war, ihn in ihrem Kreise zu erhalten.

Nach der Rückkehr von Tiefurt verweilte Schiller noch in Charlottens Wohnung. Sie überlegten, ob er in Weimar bleiben könne und solle.

„Mein Urtheil über die mir bekannten hervorragenden Personen ist nicht gerade günstig,“ sprach er; „und doch wird man an keinem anderen Orte so ausgezeichnete Menschen beisammen finden. Der Ton der Geselligkeit müßte vor allen Dingen geändert werden und dazu wünschte ich mir meinen Freund Körner mit seiner Familie her.“

Zweites Kapitel.

Goethe's Rückkehr aus Italien. — Christiane Vulpius. — Der neue Pausias und Ogon-Goethe.

In der Vollmondnacht des 18. Juni 1788 traf Goethe, aus Italien heimkehrend, wieder in Weimar ein.

Der Entschluß zur Rückkehr war seinerseits freiwillig aber dennoch mit Widerstreben gefaßt worden. Äußere Verhältnisse wirkten mitbestimmend, darunter die Rücksicht auf die Freunde und namentlich auf Frau von Stein.

Dieser Entschluß war mit einer schmerzlich leidenschaftlichen Stimmung, mit einer Art Verzweiflung verbunden. Es war ihm zu Muthe, als würde er mitten aus einer neuen Laufbahn gerissen. Das Gefühl, die Hauptstadt der Welt ohne Hoffnung auf die Rückkehr zu verlassen und so vielen Schätzen den Rücken zu wenden, erinnerte ihn an die elegischen Worte Ovid's:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
 Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
 Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
 Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.

Mit dem Empfange, der ihm im Vaterlande wurde,
 und mit den Eindrücken, die er dort vorfand, war er
 keineswegs zufrieden und somit steigerte sich seine un-
 behagliche Stimmung.

Nach dem heiteren Himmel Italiens erschien ihm
 Deutschland gestaltlos und düster. Die Freunde zeig-
 ten sich nicht empfänglich, das, was er mitbrachte, zu
 genießen. Seine Klagen über das Verlorene beleidig-
 te sie, während er sich abgestoßen fühlte durch ihre
 alte Gewohnheiten und Triebe, die zu seinen neuen
 Gedanken und Anschauungen nicht mehr passen wollten.

Denn er selber war sehr verändert und so erschien
 er auch den Freunden.

Das Bewußtsein, unverstanden zu bleiben, ließ ihn
 kalt erscheinen. Er war ein völlig erneuter, zum
 Selbstbewußtsein gelangter Mensch geworden. Das
 Unbehagen des Geschäftsmannes hatte er von sich ab-
 geworfen; er war zu frischer Klarheit und höherer
 Kunsteinsicht gediehen. Auch das unbefriedigte Schmach-
 ten und Sehnen hatte er in den sinnlichen Genüssen
 der römischen Lebensweise verloren und war kräftig,
 gesund und sinnlich geworden.

Schiller, der ihn jetzt erst persönlich kennen lernte,
 fand ihn, im Vergleich mit sich selber, weit an Lebens-
 erfahrungen und Selbstentwicklung voraus; doch schien

es ihm, als habe er aus dem höchsten Genuß der
 Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, als könnte
 er sich auch gegen seine nächsten Freunde nicht herzlich
 ergießen.

Die unverhohlenen und härtesten Vorwürfe über
 seine Veränderung erfuhr Goethe gerade von der Frau,
 die ihn vorzugsweise zur Rückkehr bestimmt und auf
 deren Verständniß und Mitgefühl er am meisten ge-
 rechnet hatte.

Die Schilderungen, welche Goethe von dem schö-
 nen natur- und kunstreichen Lande gab, die leiden-
 schaftlichen Erinnerungen, in welchen er ihr das Land
 und die Menschen auf das treffendste vergegenwärtigte,
 machten dagegen auf Anna Amalia den lebhaftesten
 Eindruck und sie beschloß, daß ihr Vorhaben, Italien
 mit eigenen Augen zu sehen, noch in diesem Jahre
 zur Ausführung kommen sollte. Goethe lehnte das
 dringende Anerbieten, mit ihr noch ein Mal nach Ita-
 lien zu reisen, aus denselben Gründen ab, die ihn zur
 Rückkehr bewogen hatten.

Goethe war mit dem Entschlusse heimgekehrt, sein
 Leben fortan gänzlich der Kunst und Wissenschaft, dem
 poetischen Sinnen und Schaffen zu widmen, sich nicht
 länger mit amtlichen und öffentlichen Geschäften ab-
 zumühen. Er bat den Herzog offen und freimüthig,
 ihn nur das thun zu lassen, was Niemand als er
 könne und das Uebrige Andern aufzutragen. Sein
 fürstlicher Freund Karl August würdigte dieses Ver-

langen und nahm keinen Anstand, ihn von den meisten Aemtern zu entbinden.

Da er in seinem peinlichen Zustande sich schadlos zu halten suchen mußte, so kam es ihm doppelt gelegen, daß er nicht wieder in seine Aemter einzutreten brauchte. Die Natur sollte ihm jetzt ersetzen, was ihm durch seine Entfernung von Rom am Kunstelement verloren gegangen war. Er hatte ein Band zwischen Natur und Kunst wahrgenommen und forschte nach dem Gesetze, wonach die Natur ihre Gebilde der Kunst als Muster vorstellt.

Goethe wendete sich wieder der Naturforschung zu, die er schon früher, in Verbindung mit Amtsgeschäften getrieben und wozu er auch in den letzten zwei Jahren ununterbrochen gedacht und gesammelt hatte.

Wie Rousseau, ja wie jeder große Künstler oder Dichter sich der Beobachtung der Natur widmen mußte, so auch Goethe.

Eine Reihe seiner wissenschaftlichen Schriften, wie die Metamorphose der Pflanzen, die optischen Beiträge, die Farbenlehre, die Morphologie und andre, zeigen, wie heimisch er sich in der Natur fühlte.

Aber es trieb ihn auch, seine Beobachtungen in dichterischer Form zu behandeln, in poetischen Episoden niederzulegen, als Schmuck oder als Zweck des Kunstwerkes zu verwenden. Mit einer wahren Naturempfindung, mit einem Seherblick in die äußere Welt,

magisch eingelebt in die Natur, entlehnte er der Natur ihre Bildersprache, um menschliche Empfindungen und Leidenschaften zu schildern. So suchte er schon als Kind den Eindruck der Körperwelt mit den Empfindungen der Seele und dem Glauben an Gott in Einklang zu bringen. Im Werther schildert er die Harmonie der physischen Welt mit der Seele, den Jüngling, der im dampfenden Thale, am fallenden Bache ruhend, die tausend mannigfaltigen Gräschen mit Aufmerksamkeit betrachtet und sich in der überfließenden Fülle wie vergöttert fühlt und sich mit Fittigen des Kranichs zu dem Ufer des ungemessenen Meeres hinsehnt. So schildert er die Eindrücke der Natur auf Mignon's Jugendzeit und in vielen anderen Dichtungen veranschaulicht er die Eindrücke, welche die verschiedenartigen Naturscenen auf das Gemüth ausüben, das verrinnende Leben und zugleich den sich ewig erneuernden Stoffwechsel.

„Natur!“ ruft er aus — „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte.“

In jener Zeit, von welcher wir sprechen, war er beschäftigt, seine fruchtbaren Ideen über die Metamor-

phose der Pflanzen in Verse zu bringen. Es war im August des Jahres 1788.

Eines Tages ging er „im Walde so für sich hin und Nichts zu suchen, das war sein Sinn,“ — wie er in dem zarten und reizenden Liedchen schildert.

Der Wald war der Park bei Weimar, den er selber angelegt hatte. Wohl mochte er doch Etwas suchen, denn bei allen solchen Spaziergängen suchte er seine Anschauungen über die Reiche der Natur zu erweitern. Damals hatte sich der Gedanke von einer einheitlichen Bildung, von einer Uebereinstimmung der Pflanzentheile seines Geistes bemächtigt.

Da trat ein junges Mädchen schüchtern an ihn heran und überreichte ihm eine Bittschrift.

Sie erschien ihm schön und verführerisch wie eine Venus, so wie die Uferbewohner des Cydnus jene Weibsgestalt, die ihnen, mit dem Räuchergefäß in der Hand, erschien, für die Venus ansahen.

Das junge Mädchen, welches ihm entgegentrat, war klein und zierlich, mit reizenden vollen Hüften, mit rundem vollem Gesicht, lachenden Augen, schwelenden, verführerischen Lippen, rosigem blühenden Wangen, das Köpfchen von üppigem, goldblondem Lockenhaar umwallt.

Diese blühende Gestalt voll Lebenslust und Sinnlichkeit erinnerte ihn an die warmen üppigen Weibsgestalten, die er in seinem vielgeliebten Italien kennen gelernt hatte. Das Herz ging ihm auf bei ihrem Anblick.

„Was wollen Sie, mein Kind?“ fragte er mit ernster Miene und freundlichen Blicken.

„Ach, Excellenz,“ stammelte sie mit ängstlicher Stimme, aber schaute ihm dreist und vertrauensvoll in die Augen, wie einem Freunde oder Vater oder Geliebten.

„Was wünschen Sie denn?“ wiederholte er und nahm die Bittschrift entgegen und warf einen Blick hinein.

In der Bittschrift wurde Goethe gebeten, einem gewissen Vulpus eine Stellung zu verschaffen.

„Vulpus?“ las Goethe und wiederholte den Namen mehrmals, als bestänne er sich auf die Person.

Er mochte den Mann nicht kennen, aber dennoch war dieser eine in ihrer Art berühmte Person: der Verfasser des Rinaldo Rinaldini, des bekannten Räuberromans, der zu seiner Zeit nicht nur Ladendiener und Köchinnen, sondern auch Gymnasiasten, Studenten und vielleicht auch manche Romanleserin aus den feineren Ständen entzückt hat. Er hat außerdem die „romantische Bibliothek“ und viele historische Unterhaltungsschriften verfaßt.

Goethe erfuhr auf sein Befragen, daß der junge Mann der Bruder des schönen Kindes und Schriftsteller sei, in Jena lebe und sich durch literarische Thätigkeit, namentlich durch Uebersetzungen aus dem Italienischen und Französischen ernähre.

„Wie heißen Sie?“ fragte Goethe das holde Kind.

„Christiane Vulpius.“

„Und wer ist Ihr Vater?“

Sie stammelte eine ungenügende Auskunft. Der Vater schien sich nicht liebevoll und vorsorglich seiner Familie gewidmet zu haben und hatte die Kinder frühzeitig zu eigenem selbständigem Erwerb angetrieben.

„Bei wem leben Sie denn, Fräulein Christiane Vulpius?“ fragte Goethe.

Sie wohnte mit einer alten Tante und einer Stiefschwester und alle drei lebten von Handarbeiten; Christiane trug durch Anfertigung künstlicher Blumen zum Unterhalte bei.

Da gedachte Goethe an Glycere von Sicyon, welche sich als ein armes Mädchen als Kranzwindein ernährt hatte und es schien ihm gar nicht übel, wenn er hier die Rolle jenes Pausias übernehme, der sich in seine Mitbürgerin verliebte und sich so gern zu ihren Füßen setzte, wenn sie mit erfinderischem Geiste den Kranz wand.

Wenn sie ihm am Abend den schönsten Kranz brächte, wechselnd in bunten, gefälligen Farben, und dazu den Kuß, hold wie Frühlingsgruß!

Er versprach, dem Bruder wo möglich zu helfen, und beschied das junge Mädchen in sein Haus. Auch sie versprach.

Beide hielten Wort.

Vulpius erwies sich ihm beim Theater nützlich

durch Bearbeitung von Operntexten und Uebersetzung fremder Stücke; in späteren Jahren wurde er bei der Bibliothek im sogenannten grünen Schlosse zu Weimar angestellt und bald darauf Oberbibliothekar.

Christiane besuchte den Freund und Beschützer.

Bald kam sie recht oft und wurde ihm eine anmuthige Gehülfin und Gesellschaft bei seiner Arbeit, bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen.

Aus der tausendfältigen Mischung des Blumen- gewühls erklärte er ihr das geheime Gesetz der ähnlichen Gestaltung. An der Erscheinung, die er Prolepsis nannte, zeigte er ihr, wie Blüten und Blätter, Blätter und Knospen einen und denselben Ursprung haben.

Und dann kam er zum höchsten Ausdruck der Metamorphose.

„Siehe,“ sprach er, „wie sich das farbige Blatt zusammenzieht, wie die zarten zwiefachen Formen sich paarweise einen, wie die Keime schwellen und sich im Mutterchoße zu Früchten heranbilden!“

So entwickelte er, zuerst unter den Forschern, die verschiedenen Organe der Pflanze aus einem Grundtypus in einer aufwärts steigenden Stufenreihe. Christiane zeigte für Alles, was er ihr lehrte, ein lebhaftes Verständniß, und er wich auch zuweilen von dem Gegenstande ab, der ihn beschäftigte, und behandelte Dinge, welche ihr nahe lagen. Sie besaß einen lebhaften Geist, einen behenden Mutterwitz und große Anstelligkeit. Ihr liebendes Herz rührte ihn und vor

Allem fühlte er sich durch ihre lustige Unterhaltung und heitere Natürlichkeit gefesselt, die ihm auch zu poetischen Schöpfungen Muth und Stimmung verliehen.

Zur innigsten Vertraulichkeit führte Beide die Göttin Gelegenheit, die den thätigen Mann nicht wie einen Unerfahrenen überfiel sondern sich ihm spielend und hold ergab, in der Gestalt seines bräunlichen Mädchens, das ihm Kuß und Umarmung gelehrig zurückgab. Nach des Tages Arbeit beschäftigte ihn Amor und schürete die Lampe, der Schalk und Sophist, der sich anfänglich herrisch zum Meister des Hauses machte, die Geräthe verschob und verstellte, dann aber dem Dichter Wort hielt, was er versprochen. Neuen Stoff fand dieser jetzt zu Gefängen in Blicken, Händedruck und Küssen, in der Fülle des Lockenköpfchens, das an seinem Busen ruhet, in dem Anblick der Schlummernenden, deren edle Formen ihn fester gebannt hielten als Ariadne's den fliehenden Theseus und die er am Herzen verwahrte wie ein kostbares Perlchen.

Seine unverhüllte Sinnlichkeit und ernste Leidenschaft verband sich mit seiner thätigen Natur, förderte seine poetischen Empfindungen und Gedanken und nährte die Flamme seines Genius.

Er verhehlte nicht, das er leidenschaftlich an „seinem Mädchen,“ an „seiner Kleinen“ hing, daß er fest an sie geknüpft sei, in deren Armen er der Sterne und der Mitternacht vergaß, von deren treuen Lippen er

den Balsam lang bewahrter Liebe kostete; er verhehlte es nicht und berief sich dabei auf die Götter, die da wüßten, daß er auch fromm und treu sei.

Und ihr erklärte er, als Gros neben ihnen stand, in jeglichem Händchen die Sanduhr haltend, um die schnell verrinnende Zeit doppelt zu messen:

„Bedenke wohl, wie aus dem ersten Keim unserer Bekanntschaft eine holde freundliche Gewohnheit entsproß, wie endlich die Liebe Blüten und Früchte zeugte und gleichzeitig unsere Ansicht der Dinge, unsere Gesinnungen sich harmonisch verbanden!“

Das war der höchste Ausdruck der Entwicklung, die er ihr erklärte. Hymen schwebte herbei. Die fallende Blüte deutete dem Gärtner die lieblichste Frucht. Christiane erfreute ihn um Weihnachten 1789 mit der Geburt eines Knaben, der den Namen August erhielt und bei welchem der Herzog zu Gevatter stand.

Goethe nahm nun die Geliebte ganz in sein Haus auf; auch der Stieffchwester und der Tante gab er eine Wohnung im Nebenhaus. Das Verhältniß mit Christianen sah er als eine Ehe an. Sie wurde seine Gefährtin, schenkte ihm Vaterfreuden und eine treue, hingebende Neigung, verlieh ihm Frieden und sorgte mit musterhaftem Fleiße für seinen bisher vernachlässigten Hausstand. Diese Verbindung zu einer wirklichen Ehe erklären zu lassen, hinderte ihn nicht sowohl seine Abneigung gegen kirchliche Formen als vielmehr die Rücksicht auf seine Stellung in der Gesellschaft,

vielleicht vorzugsweise Christiane selber, welche den Heirathsantrag ablehnte und in Demuth und Bescheidenheit erklärte, sie wolle keine Veranlassung zu öffentlichem Aergerniß geben, sich vielmehr mit jeder Existenz neben ihrem Beschützer begnügen.

Der Herzog nahm kein Aergerniß an dieser Natur- oder Gewissensehe; Herder, oberster Geistlicher des Landes und strenger Sittenrichter, wollte sie, der Umstände wegen, entschuldigen; Goethe's Mutter, eine protestantisch fromme Frau, belobte die Wahl des Sohnes und mißbilligte die Verbindung nicht. Er selber erklärte: seine Verbindung mit der Kleinen ginge die Welt durchaus nichts an, denn sie brächte Niemanden Gefahr.

In den höheren Kreisen Weimar's erregte das Verhältniß großen Anstoß. Wenn man Goethe's Beziehung zu Frau von Stein ungetadelt gelassen hatte, so zeigte man sich jetzt desto mehr entrüstet, vorgeblich, weil die Geliebte an Rang so tief unter Goethe stand. Frau von Stein namentlich fühlte sich schwer verletzt. Sie vergaß, daß sie ihm eine langjährige Hingebung und zärtliche Neigung und die Erziehung ihres Sohnes zu danken hatte. Sie fühlte das Ideal ihrer Freundschaft zerschlagen, ihren Zukunftsraum vernichtet, eine Seelen-Ehe zu Gunsten einer unsittlichen Verbindung zerrissen.

Sie war unglücklich und fühlte Schmerz, aber in diesem Schmerz fand sich die leidenschaftliche Frau geneigt, den Mann, der vierzehn Jahre lang ihr Freund

gewesen, ja, die ganze Männerwelt zu verdammen. Ihre Freundschaft erlag ihrer Eigenliebe und diese, verletzt, stieß jede dankbare Erinnerung zurück. Den schlimmsten Haß wendete sie gegen Christiane, über die sie bösen Leumund und böswillige Klatscherei verbreitete und welche von ihr stets nur als „Mamsell“ oder „gemeine Person“ bezeichnet wurde.

Goethe wußte seinerseits, was er dieser Frau verdankte, an die er sich einst, ein Fremdling in den Verhältnissen des Hofes, angelehnt hatte, um sich von ihr führen zu lassen, welche ihm Beichtigerin, Trösterin und Leiterin gewesen, die ihm zu einer Muse geworden war, ihn zu großen poetischen Leistungen ermunterte und vor manchen Abirrungen bewahrt hatte.

Er versuchte deswegen, was bei solchen Gelegenheiten doch fast immer vergeblich ist: er versuchte, sie zu versöhnen und milder zu stimmen. Als er die Erfolglosigkeit dieses Bestrebens erfuhr, erinnerte auch er sich mancher Unbill, die ihm seitens der ehemals geliebten Frau widerfahren war.

Von der Welt hatten Beide nicht zu leiden gehabt. Man hatte die liebe Sünde der älteren Frau und die Leidenschaft des viel jüngeren Mannes als ein sittliches Verhältniß angesehen, denn man sah von beiden Seiten den äußeren Anstand beobachtet und auch der Ehegatte hatte sich dabei beruhigt. Auch Schiller berichtete seinem Freunde Körner, daß, der öffentlichen Meinung nach, der Umgang Beider ganz rein und

untadelhaft sei. Goethe's offenkundige Leidenschaft fand sogar vielfache Theilnahme.

Desto mehr aber mußte er von Charlotten selber verschmerzen.

Jetzt wirft er es ihr offen und ohne Rückhalt vor, daß ihre Kälte und Ungerechtigkeit ihn oft verletzt, daß sie sein Vertrauen mit vorsätzlicher Laune von sich gestoßen, ihn mehr und mehr isolirt, einen Druck auf seine Seele ausgeübt, einen Nebelvorhang über seine Stimmung geworfen, ihm die wenigen geselligen Regungen gegen die Menschen noch verschlossen habe. Er erinnert sich, daß sie ihn mit Eifersucht gequält und oft aus bloßem Mißverständnis ihn bis zum Tode betäubt und nicht einmal gefühlt hatte, wie tief sie sein inneres Wesen verwundete. Sich selber mochte er auch die Ueberzeugung nicht verschweigen, daß die leidenschaftlichen Zustände, die sie in ihm unterhalten, ihn früher von ernstlichen Bewerbungen und beglückenden Verbindungen zurückgehalten hatten.

Und trotz alledem hatte er noch in der letzten Zeit, noch nach seiner Verbindung mit Christiane, ihr wie allen anderen Freunden die herzlichste Theilnahme gewidmet.

„Ich sah,“ wirft er ihr vor, „Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblicke wiederholen lassen, ich hätte nur

wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen.“

Es kam zum Bruch. Das Band, welches Beide früher beglückt hatte, konnte nicht wieder angeknüpft werden. Er wollte freundlich mit ihr abrechnen, aber nicht mit ihr rechten, denn er erklärte, daß er bei jeder Rechnung ihr Schuldner bleibe. Sie aber sah ihn von sich und seiner eigenen Würde abgefallen und stieß ihn mit schmolender Kälte zurück.

In dem ganzen Wesen der Frau von Stein ging eine Umwandlung vor. Die Herzenswunde war tief. Durch Goethe's Abschied, schrieb sie an Charlotte von Schiller, sei sie für alle noch bevorstehende Schmerzen gestählt worden. Der Schmerz war aber wie ein Krankheitsstoff in ihr Blut übergegangen.

„Der arme Goethe hat auch zwei Naturen,“ sprach sie.

Ihr eifersüchtiger Groll hinderte sie lange Jahre, Goethe wieder mit ruhiger Seele zu würdigen.

Sechs Jahre nach dem Bruch schrieb sie eine Tragödie oder vielmehr ein Pasquill „Dido,“ worin sie sich von ihrem Groll zu befreien suchte, indem sie Goethe als den lustbegierigen, heuchlerischen Dichter Dgon, sich selber als die von ihm betrogene Elissa schildert. Dgon-Goethe erscheint als ein selbstsüchtiger, sinnlicher und gemeiner Mensch, der lügnerisch und verlegend gegen die Frauen verfährt und im frechsten

Uebermuthe alle Außendinge nach dem gemeinsten Materialismus abschätzt.

Glühende Eifersucht, böser Wille und die bitterste Ungerechtigkeit sprechen aus dieser Dichtung und beweisen, daß die Hofdame Charlotte von Stein Goethe's Abfall nicht mit gleicher Engelmilde ertragen konnte wie einst die Landpfarrerstöcher Friedrike Brion.

Drittes Kapitel.

Anna Amalia in Italien. — Herder. — Angelika Kaufmann. —
Goethe in Venedig.

Wir treten in ein Maler-Atelier, welches sich in der Via Borgognina in Rom befindet.

Das Atelier ist geräumig, hell und höchst sauber. Nichts bekundet die geniale Unordnung, welche manche Künstler absichtlich zur Schau stellen. An den Wänden hangen theils fertige Originale, theils Copien von solchen Gemälden, welche die Künstlerin früher verkauft oder verschenkt hat: poetische Portraits und klassische Compositionen, wie: Sappho und Sophonisbe; Sappho, von Amor begeistert; Venus und Adonis; Gestalten griechischer Göttinnen; ein interessantes Charakterbild, ein Mädchen darstellend, welches seine Haarzöpfe flucht; einfache Allegorien wie Glaube und Hoffnung; Scenen und Gestalten aus neueren Dichtern, wie die Anna nach Spencer's Zauberfönig; romantische Compositionen, wie Rinaldo und Armide und der Tod Heloisens.

An einer besonderen Wand hangen die Copien von Gemälden, welche die Künstlerin in England gemalt hatte, zum Entzücken der dortigen Kunstfreunde: die Mutter der Gracchen; Messalina; General Stanwick's Tochter und das viel berühmte Bild: Edgar und Elfride.

Angelika Zucchi — allgemein bekannt unter ihrem Mädchennamen Angelika Kaufmann — saß vor der Staffelei, an einem großen allegorischen Gemälde beschäftigt, welches sie gemeinschaftlich mit ihrem Gatten malte. Es stellte die Unschuld und die Versuchung in den Gestalten der Muse Urania und der Nymphe Kalypso dar.

Zu jener Zeit war die Künstlerin bereits dem fünfzigsten Lebensjahre nahe gerückt und glich nur noch entfernt dem Bildniß, welches sich der Fensterwand gegenüber zeigte und worin sie sich in der Jugend halb als Bachantin, halb als Muse dargestellt hatte: das braune Haar nicht mehr mit Weinlaub bekränzt sondern in reicher Fülle aufgetürmt, und in zwei mit Grau untermischten Locken über die Schultern herabwallend; nicht mehr das Gewand von Flor und die goldgewirkten Gürtel und Armbänder, sondern ein einfaches Hauskleid, wie es der Matrone geziemt; nicht mehr die Jugendfrische, nicht mehr die bräunliche Farbe der Gesundheit, nicht mehr der Zug von Schalkheit und Grazie um die jugendlichen Lippen — nichts mehr von all der Pracht und dem Kolorit der Jugend, aber noch immer der Ausdruck von Sanftmuth und Zärtlichkeit.

Ja, dieser Ausdruck war auf dem Antlitz verblieben so wie die ganze Erscheinung ihre Lieblichkeit bewahrt hatte: es war noch immer dieselbe Angelika Kaufmann, welche Goethe einen Engel von Verstand und Betragen nannte, welche Nicolovius als seine schönste Bekanntschaft in Rom rühmte und von welcher Max von Knebel an seine Schwester schrieb: „Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein solch liebes und gutes Weib gesehen. Sie ist mir die Erscheinung eines Engels, der mir Wasser auf meine glühende Zunge gießt.“

Ein besonderer Zug von Freude schwebt heute über ihrer Stirn, die Augen funkeln nicht in dem gewöhnlichen ruhig heiterem Glanze; an dem Zucken der schön gewölbten Augenbrauen läßt sich eine außerordentliche innere Bewegung wahrnehmen, welche die Aufmerksamkeit zuweilen von der Arbeit ablenkt.

Als die Thüre des Ateliers sich öffnete und ein ältlicher Mann, in einen bequemen Hausrock gekleidet, eintrat, legte Angelika den Pinsel bei Seite und eilte ihm mit freudiger Miene entgegen.

„Caro amico,“ rief sie, „ich habe dir eine frohe Botschaft zu melden.“

„Oh davvero?“ entgegnete der Italiener, indem er sie gespannt anblickte.

„Herr von Einsiedel aus Weimar war hier, während du ausgegangen warst. O, kannst du es glauben, daß Anna Amalia, die Herzogin Mutter, in Rom angelangt ist?“

„Ih, che miracolo!“

„In Begleitung von Fräulein von Goechhausen und Herrn Bergrath von Einsiedel.“

„Herr von Einsiedel? chi è?“

„Herr Bergrath von Einsiedel ist der joviale Kammerherr der Herzogin Amalia; er hat ja viele Stücke für das Liebhabertheater in Ettersburg und Tiefurt gedichtet, von dem uns Goethe so drollige Sachen erzählte und ist selber oft in komischen und in Charakterrollen aufgetreten.“

„Und Fräulein von Goechhausen? chi è?“

„Fräulein von Goechhausen,“ belehrte ihn Angelika, „ist dem kleinen Hofe ebenso unentbehrlich wie der lebenswürdige Kammerherr, ebenso treu, ebenso schöngestig, voll Grazie und Wit, so heiter und dabei gutmüthig und komisch. Von der Herzogin wird sie Thuznelda genannt und Wieland nennt sie zuweilen die Gnomide.“

„Ha, ha!“ lachte Zucchi, „ich möchte sie kennen lernen.“

„Und noch mehr!“ fuhr Angelika fort; „auch der Consistorialrath Herder, Goethe's großer, berühmter Freund ist ebenfalls hier.“

„Ottimamente!“ sagte Zucchi, indem er sich an die Arbeit begab. „Die hohen Herrschaften werden dich einladen, uns auch wohl die Ehre ihres Besuchs schenken. Ich werde noch heute schreiben, daß man unsre Villa in Castel Gandolfo in Stand setze.“

Es verhielt sich, wie Angelika sagte.

Anna Amalia hatte ihren Wunsch, das schöne Ita-

lien zu sehen, endlich im Jahre 1788 in Erfüllung gebracht.

Auch Herdern war die Einladung vom Domherr Friedrich von Dalberg zutheil geworden, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen. Tief gebeugt von dem Tode eines Kindes, hatte er die Einladung angenommen, wodurch einer seiner Lieblingswünsche in Erfüllung gehen sollte, und war zwei Monate nach Goethe's Rückkehr abgereist.

Er nahm die Tour über Verona, Mantua, Ferrara, Ravenna, Rimini, Ancona.

Am letzteren Orte blickte er von der Höhe des Hafens in das blaugrüne adriatische Meer. Der weiten Ferne vom Hause und der zurückgelassenen Geliebten gedenkend, kam er sich selber vor wie der alte gewanderte Ulysses und er pflückte ein Sträußchen für seine treue Penelope und die kleinen und großen Kinder.

„Mißverhältnisse mit einer Person, welche der Gesellschaft des Domherrn zugehörte, bewogen Herder, sich in Rom von den bisherigen Reisegefährten zu trennen und ein eigenes Quartier zu nehmen. Sobald die Herzogin Mutter dies erfuhr, nahm sie ihn freundlich in ihre Gesellschaft auf.“

„Ich hege das innigste Wohlwollen für unsern Herder,“ sprach sie. „Wir wollen suchen, ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und er wird uns die hiesigen Sehenswürdigkeiten durch seine Gegenwart und seine Kenntnisse um so genußvoller und lehrreicher machen.“

Herder speiste fortan bei der Herzogin und begleitete sie zu den Merkwürdigkeiten der alten Weltstadt.

Auch Heinrich Meyer wurde in den Kreis der Herzogin gezogen, — der belehrende Schweizer Künstler, den schon Goethe in Rom kennen gelernt und zum Führer gewählt hatte, der zurückgezogene, fleißige und bescheidene Mann, der auf dem von Winkelmann eröffneten Pfade fortschritt.

„Er ist ein vortrefflicher Mensch,“ sagte Herder von ihm; „Einer der sich unter Tausenden durch Sinn und tiefen Verstand auszeichnet, eine rechte Seele vom Menschen.“

„Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Geduld,“ sagte Goethe. „Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm und dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Seine Unterredung giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte und seine Entfernung wird mir unerseßlich bleiben.“

Diesen Verlust wendete Goethe von sich ab. Er bewog den vortrefflichen Mann, einige Jahre später nach Weimar zu übersiedeln und die Stelle eines Professors an der Zeichenschule zu übernehmen. Hier wurde er die Seele der Weimariſchen Kunstfreunde und nahm an allen Bestrebungen Goethe's für die bildende Kunst den lebhaftesten Antheil. Nach fünfzigjährigem Zusammenleben mit ihm sprach sich Goethe noch mit gleicher Wärme und Anerkennung über ihn

aus. Bis in das hohe Greifenalter lebten sie mit einander und starben fast gleichzeitig, ähnlich jenen kleinen tropischen Vögeln, die paarweise neben einander bleiben und von denen einer den anderen immer nur um wenige Stunden überlebt.

Rom übte einen mächtigen Eindruck auf den Kreis der Herzogin aus.

„Thuznelda ist im dritten Himmel verzücht,“ sagte die Herzogin mit freundlichem Spott über Fräulein von Goechhausen.

Aber auch sie selber schwelgte im Anschauen der Kunstschätze.

Auf Herder machte Rom einen großartigen aber gewissermaßen beunruhigenden Eindruck.

„Rom ist so groß und reich,“ sprach er; „eine Welt von dritthalb tausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; Alles liegt so weit aus einander und hat Ideen neben und vor sich, daß man sich mit jedem Tage unwissender vorkommt. Es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und Müßiggang gewöhnt; man fühlt sich in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebt.“

Eines Tages fuhren sie, nachdem sie Angelika Kaufmann besucht hatten, nach dem Pantheon.

Die Herzogin wurde nicht müde, die liebenswürdige Erscheinung der Künstlerin zu rühmen. Herder pflichtete ihr bei.

„Sie ist eine gar zarte jungfräuliche Seele,“ sagte

er; „wie eine Madonna oder wie ein Läubchen. Sie lebt in einer malerischen Ideenwelt, in welcher das Vögelchen alle Früchte und Blumen nur mit dem Schnäbelchen berührt. Sie ist eine Dichterin mit dem Pinsel und hat eine sehr zarte Empfindung. Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dieses feltene jungfräuliche Kunstwesen lieber — eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit und Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens.“

Sie sahen das Pantheon, den Tempel, den Agrippa allen Göttern gewidmet hatte, der noch immer mit seinem Gewölbe, dem Säulengange und den Säulen dasteht, wenngleich sein Schmuck aus Marmor, Porphyr und Bronze dahin ist.

„Welch eine harmonische Verschmelzung der vollkommensten Verhältnisse!“ rief Einsiedel; „die köstlichste feinste Verarbeitung, die zweitausendjährige Dauer: das sind die Vorzüge dieser Säulen. Das Auge ermüdet nicht, sich mit ihnen aufwärts in die Wolken zu schwingen, sich wieder mit ihnen hernieder zu lassen.“

„Durch dieses Thor,“ sprach Amalia, „drängten die Wogen der Völker, strömten alle Gattungen des Aberglaubens aller Welttheile. Je weiter ich in den Tempel dringe, desto mehr ahnet meine Seele alle Götter und doch sind keine Götter mehr da — das Pantheon ist leer.“

Von hier fuhren sie nach dem Capitol.

Von der Höhe aus überblickten sie die ganze Stadt

und einen Theil der mit Grabmälern übersäeten Campagna.

„Dieser Ort beherrschte den Weltkreis,“ sprach Amalia.

„Hier stand der Tempel des Jupiter,“ fügte Einsiedel hinzu. „Hier hielt der Senat seine Sitzungen. Von hier aus begannen die römischen Adler ihren Flug durch die Welt; hierher kehrten sie, mit Siegeslorbeeren beladen, zurück. Von hier erschollen die Worte, welche das Schicksal der Völker bestimmten. Scipio, Pompejus und Caesar haben hier gesprochen. Hier wurden die Statuen der großen Männer aufgestellt.“

„Aber wo sind diese Statuen jetzt?“ fragte Thunelda. „Wo sind die Tempel, wo der Senat? Nur der Name Capitol ist geblieben, der unsterbliche Name, an den sich die Erinnerung an das Blut und die Thränen der Völker knüpft.“

Am Fuße des Capitols liegt das Forum, der Rednerplatz der Alten, jetzt eine wüste, mit vereinzelt Bäumen bepflanzte Stätte, mit den Ueberresten des Eintrachtstempels und dem Triumphbogen des Septimius Severus.

„Dies ist also der einstmalige Mittelpunkt von Rom,“ sprach die Herzogin; „dies der Schauplatz so vieler Revolutionen, durch welche die Welt umgestürzt wurde!“

„Die Mauer, an welche Sie sich lehnen, Durchlaucht, trug einst die Gesetztafeln,“ bemerkte der Kammer-

herr. „Hier, wo wir stehen, empfangen Catilina's Mitschuldige den Tod. Diese abgebrochene Säule stammt aus dem Tempel Jupiter's, des Donnerers. Alle diese Trümmer von Kapitälern und Pfeilern, welche wir überblicken, haben fast ihre Namen verloren, bis auf jene sechs Tempelsäulen, jenen Triumphbogen, jene Ueberreste des Antonius-Tempel, jene Bruchstücke des Nero-Hauses. Der Schauplatz, wo Cicero redete, ist eine Weidestätte für blöckende Rühe geworden.“

Sie traten in das Grabmal der Cäcilia Metella. Todtenstille herrschte, nur unterbrochen durch das Summen der Bienen. Im Schatten des Todes wuchsen liebliche Blumen. Ueber ihnen wölbte sich der blaue, mit Silberwölkchen durchstreifte Himmel.

Anna Amalia setzte sich auf den Rasen.

„Cäcilia Metella?“ sprach die Herzogin, in Nachdenken versunken, „wer war sie? vielleicht ein schönes gefühlvolles Mädchen.“

„Jedenfalls ein unglückliches Mädchen,“ entgegnete Einsiedel. „Es ist mir, als sähe ich den trostlosen Vater, der die Steine zu diesem Grabmal auf einander häuft.“

Anna Amalia stand auf.

„Es wird mir schwer, dieses Grabmal zu verlassen,“ sprach sie; „der Ort ist recht geeignet, die Seele in die köstlichsten Träumereien zu versenken.“

Am Nachmittage fuhr die Herzogin mit ihrem Gefolge nach Tivoli.

Im munteren Trabe ging es über den schwarzen Boden der römischen Straße, mit halb verdorrten Sträuchern, mit wilden Rosen geziert; vorüber an einem bläulichen See, auf welchem kleine abgeschwemmte Inseln schwammen, an dem Denkmale der Plautia, an Denkmälern des Sieges und des Todes vorüber, bis sie den Anio mit seinen Wasserfällen, den Tempel der Vesta, die Wohnung des Propertius und des Horaz erreichten.

Langsam, von hohen Ulmen beschattet, geht der Arno seinen Gang, die Stadt zu benetzen; dann bricht er sich plötzlich mit rasender Wuth durch die gespaltenen Felsen und stürzt sich donnernd, mit dumpfem Gebrüll in die Tiefe.

Sie traten in die Grotte des Neptun und blickten durch die ungeheuren Schwibbogen auf die mit einander kämpfenden, auf und nieder tauchenden Wellen, auf die Regenbogen und die mit Moos bekränzten Felsenspitzen.

„Hier stimmte Horaz seine Leier,“ sprach Einsiedel; „hier an diesem jähen Abgrunde, angeichts dieser dornigen Felsengehänge, bei dem Widerhall des Donners, unter dem Wehen und Brausen der Gewässer, die zwischen wilden Kräutern und farbigen Blumen hindurchtanzen.“

Sie gingen den reizenden Weg nach den Cascatellen, über Rasenteppiche, unter dem Schatten von Maulbeer-, Feigen- und Ahornbäumen.

Bald standen sie vor den Tempeln der Vesta und der Sybille.

„O, diese schöne Säulen!“ rief Anna Amalia; „sehst, wie der Epheu sich hinaufwindet, um mit dem corinthischen Akanth zu wetteifern!“

Am sanft geneigten, mit Saatsfeldern prangenden Hügel lag die Stadt; gegenüber die Wasserfälle. Ein stürmischer Fluß, der in fünf Armen den smaragdnen Boden durchtheilt, windet sich durch üppige Kornfelder und Obstgärten und beugt mit seinen Fluten die zitternden Bäumchen am Ufer. Ein ewiger Regenbogen wölbt sich über die emporspringenden Wassergärten.

Anna Amalia setzte sich unter einen Olivenbaum.

„Lasset uns von hier aus die schönen Gewässer betrachten und ihrem Murmeln lauschen!“ sprach sie.

„O, wie schön! wie kühl! welch ein Festtag!“ rief Thuznelda begeistert. „Weilte nicht auch Zenobia hier? und Lesbia?“

„Hier träumte Properz neben der schönen Cynthia,“ sagte Einsiedel; „diese reizenden Wasserfälle hat Horaz besungen.“

Sie weilten lange, überwunden vom Zauber der Scene. Als die Herzogin sich zum Fortgehen anschickte, sprach sie:

„Diese schönen Gewässer mit ihrem Murmeln und ihrer Kühle haben meine Sinne mit Frieden durchdrungen; in der Heimat, im Schoße meiner Familie werde ich mich noch nach ihnen sehnen.“

Auf der Rückfahrt besichtigten sie mehrere der

Sarkophage in der Campagna. Herder gerieth in eine wehmüthige Stimmung.

„Bei Anblick dieser alten Steine übernimmt mich das Andenken an unsere gemeinschaftlichen Freunde,“ sprach er, mit Thränen in den Augen. „Da stehen die Gegenstände der griechischen Epigramme abgebildet; in aller Ruhe reichen sie sich getreulich die Hände; die Kinder zwischen ihnen. Fast überall steht neben den ruhenden häuslichen Gruppen der Schlaf mit der gesenkten Fackel.“

Um Neujahr reiste die Herzogin Amalia nach Neapel und nahm Herder mit sich.

Es war ein harter Winter, aber die Luft dennoch balsamisch und erquickend.

„Welch ein Aufenthalt muß es hier in der schönen Jahreszeit sein!“ rief Herder. „Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünscht nur, mit den Seinen hier zu athmen. Hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern: daß Gott, wenn er sich eine gute Stunde machen will, sich an das himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsieht. Jetzt fange ich an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte. Hier ist es nicht möglich, daß ein Wölkchen auf unsere Stirn komme oder lange darauf weilen sollte; man giebt es der Luft und den Winden zurück.“

„Neapel sehen und dann sterben, sagt der Neapolitaner,“ bemerkte die Goeckhausen; „ich sage: Neapel sehen und dann leben.“

Vor ihnen lag die herrlichste Scene: die Stadt und das Meer, welches den Feuerchein des Besuw zurückwirft; das weit hinausragende Schloß; die Paläste längs dem Strande; die in glühenden Dampf gehüllten Hügel; das in Farben und Funken schillernde Meer, auf dessen spiegelglatter Fläche die Barken hin und her schwimmen; im Hintergrunde der runde Hügel mit dem Festungswerke; das Kloster auf dem Berge; das Gefilde des Anio; fernhin die Insel Caprera; vom Meere aus bis zu den Höhen der Bergkette das zauberische, behagliche, träge Neapel mit Hügeln und Palästen; seitab der Apennin und das Gefilde Campaniens; der Besuw mit seinen drei Gipfeln und der Golf mit Castella Mare, Sorrento und Capo di Massa, — Welch eine Fülle von Gemälden und Zauberwerken! Welch eine bewundernswürdige Vereinigung der frischesten und lebendigsten Farben, welche die Natur zu ihrem Schmucke anbietet! Das funkelnde Licht der Sonnenstrahlen, der Schmelz der Blumen, die Feuer säule des Vulkans, das helle Blau des Himmels, das dunklere Blau der Wogen, die wechselnden Schatten und Lichter, das süße Athmen der Natur!

„Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde sind ein Zauberanblick, in dem man wie versunken ist,“ sagte Herder, als sie Pompeji an einem reizenden Tage sahen und staunend von Haus zu Haus, von Tempel zu Tempel, aus einer Straße in die andre wandelten.

„Wie klein sind diese Häuser! wie unbequem ist die Eintheilung der Zimmer!“ bemerkte Fräulein von

Goeckhausen; „jedes Zimmer liegt vereinzelt und steht mit keinem anderen in Zusammenhang.“

„Aber welche Reinlichkeit und Zierlichkeit im Innern!“ entgegnete die Herzogin; „die Hallen, das Mosaikpflaster, die Cisternen und Baderäume! und überall geschmackvolle Wandgemälde!“

„Hier ist das berühmte Haus des Diomedes,“ sprach Einsiedel; „lasset uns unter diesen Hallen, wo die Philosophen zu sitzen pflegten, ein wenig ausruhen!“

Ein anderes Mal fuhren sie von Pausilippo aus, von dem verfallenen, unter Dornen ruhenden Grabe Virgils, nach Pozzuoli, Bajä und Cumä, um die Ruinen zu sehen und die Plätze, welche an Virgils Dichtungen erinnern. Die Herzogin fuhr mit den Damen in einem Wagen; Herder und Herr von Einsiedel in einem anderen allein. Beide Männer fühlten sich stets zu einander hingezogen, durch übereinstimmende Ansichten mit einander verbunden, öfter noch durch ganz entgegengesetzte Meinungen zu interessanten und lehrreichen Gesprächen angeregt.

„Sie sind ein gutmüthiger Mensch,“ sagte Herder zu ihm, „aber Ihr Scharfsinn verleitet Sie, auf eine höchst ungerechte Weise über die Welt, die Politik, die Literatur und die Gelehrsamkeit abzusprechen. Ihre Kenntnisse in den Naturwissenschaften, namentlich in der Chemie, sollten Sie zu gemeinnützigen Unternehmungen verwenden. Weshalb schreiben Sie nicht? weswegen lassen Sie nichts drucken?“

„Das fehlte noch,“ entgegnete der originelle Mann,

„daß ich mich von elenden Recensenten schief beurtheilen lassen müßte!“

Sie sahen die schönen Landhäuser und Zauberinseln, den See Agnano, den Avernus, den Acheron, den Styr, die elysäischen und phlegräischen Felder, die Gegenden, aus denen die Dichter schöpften, um Himmel und Hölle zu schildern.

Herder befand sich gesunder als jemals und fühlte, daß ihm das Klima wohl bekomme; die Herzogin und ihr Gefolge waren einstimmig darüber, daß sie ihn niemals zuvor so heiter und glücklich gesehen hätten. Bei der Rückfahrt aber erschien er außerordentlich wehmüthig und schwermüthig, so daß Einsiedel ihn in besorgtem Tone nach seinem Befinden fragte.

„Es wird mir so sanft traurig,“ erwiderte er; „lange könnte ich es hier nicht aushalten; meine einsame Seele wiegt sich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde.“

Bei der Rückkehr nach Neapel sahen sie den Vesuv von Rauchwolken umhüllt. Die Gestade glänzten im letzten Scheine der hinter das Gebirge versinkenden Sonne. Als der Mond sich über der Insel im Osten erhob, fiel sein Licht, mit der Abendröthe und der Glut des Vulkans gemischt, auf die kräuselnden Wellen. Hell und Dunkel wechselten wie Leben und Tod.

Je näher sie dem Ufer kamen, desto heller wurde der Schein, der den Krater umgab und sie hörten den dumpfen Donner aus dem feurigen Abgrunde heraufschallen und sahen die Feuer säule und das Heer von

Funken, welche die Luft erfüllten, und sahen das glühende Lavameer, das den schwarzen Abhang hinabfloß.

Nachdem sie in den folgenden Tagen noch die zerstreuten Inseln des neapolitanischen Busens besucht, die Hallen des misenischen Amphitheaters und die Ueberreste der Tempel besichtigt hatten, kehrten sie wieder in das alte Rom zurück.

Angelika Kaufmann schloß sich recht innig an den Kreis der Herzogin an. Sie verehrte in ihr die Freundin und Beschützerin Goethe's; sie selber hatte ihr Vieles zu danken, denn von jenem Hofe in Weimar ging der Geschmack aus, welcher die von ihr eingeschlagene ideale Kunstrichtung in Schutz nahm — jene Richtung, welche das edle Profil, die schöne Rundung, die melodische graziöse Bewegung der Antike zum Gesetz erhob. Auch waren ihr die Menschen, welche mit Anna Amalia gekommen waren, längst bekannt und ihrem Herzen theuer.

„O, wenn ich doch bei euch sterben könnte,“ sprach sie in ihrer stillen wehmüthigen Weise zu Herder; „da ich nicht bei euch leben kann!“

Die Herzogin lenkte das Gespräch auf Goethe, der nicht genug Rühmens über Angelika wisse.

„Nicht wahr, er war recht fleißig und anständig?“ fragte sie.

„O, es war zum Erstaunen,“ antwortete Angelika mit strahlenden Augen. „Und dabei blieb er nicht bei der bildenden Kunst allein, sondern beschäftigte

sich auch mit gleichem Fleiße, mit gleicher Hingebung bei seinen poetischen Arbeiten. Damals lag ihm Egmont besonders am Herzen.“

„Er hat mir erzählt, daß Sie eine Abschrift von dem Stücke besaßen und es förmlich studirt hatten. Er rühmte Ihr zartes Verständniß, Ihre geistvolle Auffassung des Stücks; auch hätte er sie stets zu Rathe gezogen, wenn er Kürzungen oder Aenderungen beabsichtigte.“

„Das that er wohl zuweilen,“ entgegnete die Künstlerin mit bescheidener Miene. „Ich konnte dann immer nur loben, was er so schön ausgedacht hatte. So fragte er mich einst um meine Meinung über Egmonts Traum, in welchem ihm Klärchen erscheint und ich gestand ihm, daß damit Egmont's Liebe am stärksten ausgedrückt werde, indem das liebenswürdige Geschöpf nicht nur zu ihm herauf sondern über ihn erhoben würde und der Held, der im Leben gleichsam wachend träumte, die Geliebte seines Herzens noch zuletzt in holdem Traume vor sich erblickte.“

Fräulein von Goechhausen besuchte die Künstlerin oft in ihrem Atelier und diese theilte ihr dann mit herzlicher Offenheit manche charakterische Züge aus ihrem viel bewegten Leben mit.

Von ihrer Kindheit erzählte sie, von ihrem kleinen Geburtsorte am Rostniger See, von ihrem Wohnhause, dessen Wände sie als sechsjähriges Wunderkind mit allegorischen Gemälden geziert hatte; von ihren Wanderungen nach den Villen der Nachbarschaft, wo sie

Portraits malte und dafür gehätschelt und mit Zuckerwerk belohnt wurde.

Dann nach einer Pause gedachte sie ihres Aufenthaltes in Mailand und ihr sanftes Auge flammte, als sie den herauschenden Eindruck schilderte, den die Schöpfungen der großen Meister der lombardischen Schule auf sie ausübten. Sie kam an den Hof des Gouverneurs und malte das Portrait des Herzogs von Carrara; dadurch erhielt sie zuerst den Ruf für die Salons.

Mit reizender Beredsamkeit schilderte sie dann die Stunden, wo sie in der väterlichen Heimat, zu Schwarzenberg am Bodensee, neben dem Vater in der einsamen alterthümlichen Kirche gefessen und die Figuren der heiligen Apostel gemalt hatte.

„Der Vater malte die pausbäckigen Knaben und die rosig gekleideten Engel, ich dagegen die ernstesten Priester und härtigen Propheten. Eines Tages trat der Graf von Montfort in die Kirche, bewunderte mein Talent und ruhte nicht eher, bis wir ihm nach seinem Schlosse folgten. Da gab es viel Zerstreuung und weltliches Treiben und ich mußte alle die schönen Herren, die dort verkehrten, in historischen Costümen, bald als Ritter, bald als Prälaten, bald als Minnesänger malen. Ich drang aber in den Vater, mit mir nach Italien zu reisen und der liebevolle Mann erhörte meinen Wunsch und wies fortan alle Verlockungen zurück, die meiner Ausbildung hinderlich gewesen wären. Wir gingen nach Florenz, nach Rom.“

Angelika athmete hoch auf.

„Hier,“ fuhr sie fort, „trat ein Wendepunkt für mein Leben ein; ich begegnete den edelsten Künstlern des Jahrhunderts; Raphael Mengs wurde mein Lehrer und Johann Joachim Winckelmann.“

Sie hielt inne und blickte mit Begeisterung und Liebe nach dem Portrait, das ihr gegenüber hing.

„Das ist Winckelmann?“ fragte Fräulein von Goechhausen, indem sie das Meisterwerk bewundernd betrachtete.

„Dies ist das Portrait des edlen Mannes,“ entgegnete Angelika, „und man rühmt es als das ähnlichste und beste. Dies ist der Sohn des armen Dorfschulmeisters im nordischen Lande der Altmark, den die Götter Griechenlands, die Musen und Grazien zu ihrem Gesandten, zum Missionair der Kunst auswählten. Sie wiesen ihn, den armen bleichen Conrector, nach Italien, dem Lande der Verheißung, die niedergeworfene Kunst aus ihren Verirrungen zu retten und wieder dem Lichte zuzuführen. Er kam nach Rom und wurde der begeisterte, von unermüdlichem Drange erfüllte Lehrer einer Welt voll freier Schönheit und Heiterkeit, der das reine Ideal predigte, die Kunst als ein Lebendiges betrachtete und auf ihre schönste Blüte im Zeitalter des Perikles hinwies. Ich lernte ihn hier in Rom kennen, wo er als Bibliothekar des Cardinals Albani lebte. Leider genoß ich seines belebenden Unterrichts nicht lange. Man überredete mich zu einer Kunstreise nach England. Dort fand ich Ruhm

und Gold. Der Hof und der Adel streuten mir Weihrauch in Fülle und huldigten meinem Talent. Ach, ich merkte nicht, daß ich nebenbei auch in die Schlingen frivoler Verführungskünste fiel, daß der Neid mir ein Bein stellte!“

Angelika hielt seufzend inne und eine Wolke düsteren Seelenschmerzes zog über ihre reine Stirn; dann fuhr sie nach kurzer Pause fort:

„Man rächte sich in einer empörenden planvollen Weise. Ein vorgeblicher schwedischer Graf Horn, ein schöner Mann, der in den vornehmen Zirkeln Londons erschien, bewarb sich um meine Hand. Vergebens warnte mich mein guter Vater, dem allerlei üble Nachrichten über den Bewerber zu Ohren gekommen waren. Ich liebte den Mann; ich hielt alle jene Gerüchte, welche ihn als einen gemeinen und verdächtigen Menschen bezeichneten, für Ränke der Mißgunst; ich achtete der flehentlichen Bitten und Ermahnungen meines Vaters nicht und willigte in eine heimliche Heirath. Aber bald nach der Trauung zeigte sich jener Mensch in seiner wahren Gestalt: als ein gemeiner Betrüger, dem es nur darauf angekommen war, mit meiner Person auch mein Vermögen in seine Gewalt zu bekommen und der durch den Racheplan meiner Feinde zu diesem Bubenstück erwählt worden war.“

„Aber wer waren Ihre Feinde, die solchen Akt einer nichtswürdigen Rache vollziehen konnten?“ fragte die Goechhausen.

„Das Gerücht hat viele Namen zu diesem Kom-

plott, zu dieser niedrigen Mystifikation genannt," entgegnete Angelika, „indessen sind die Quellen trübe geblieben. Man hat namentlich den berühmten Maler Reynolds, der mich mit seinem Lobe und seiner Bewunderung zu bethören suchte, beschuldigt, er hätte aus Rache, weil ich ihm das Zepter abgerungen und auch seine Bewerbung um meine Hand zurückgewiesen, jenen teuflischen Plan in Scene gesetzt. Auch dies ist nicht erwiesen und ich hielt es für meine Pflicht, ihm eine öffentliche Ehrenerklärung zu geben. Es gab damals viele Männer, auch unter den Lords, die um mich, eigentlich um meinen Ruhm und noch mehr um mein Vermögen freiten; manchem von diesen möchte es zuzutrauen sein, daß er seine verschmähte Bewerbung nicht mit friedlichem Gemüthe verschmerzte. Nach den englischen Gesetzen gelang es mir, von jenem Menschen wieder geschieden zu werden, da er schon wegen eines gemeinen Verbrechens bestraft und zu dem Bubenstück, das er an mir ausübte, gedungen worden war, aber die Trennung konnte nur durch Aufopferung des größten Theiles meines Vermögens bewirkt werden. Viel empfindlicher freilich war das Erwachen aus meinem Liebestraume; ich mußte den bittersten Kelch des Lebens trinken; mein Leben war geknickt und ich fühlte mich innerlich gebrochen.“

„Arme Frau!“ sprach Thusnelda im Tone der aufrichtigsten Theilnahme; „welch ein widriges Ereigniß, Welch eine finstre Episode voll Kummer, Tumult und Trübsal! So mußte es also der Bosheit und

Gemeinheit gelingen, auch Ihre edle, harmlose Seele niederzubeugen, das Heiligthum ihres schönen Herzens zu verheeren und die Quelle Ihrer reinen Empfindungen zu trüben! Ja, Angelika, Sie haben die wirklichen tiefen Schmerzen eines Weibes gelitten.“

„Als mein alter Vater zu kränkeln anfang,“ fuhr Angelika fort, „verließ ich mit ihm England nach fünfzehnjährigem Aufenthalt. In Venedig gab ich den Bitten des Sterbenden nach und reichte dem Historienmaler Antonio Zucchi die Hand am Altare. Nach dem Tode des Vaters besuchte ich mit meinem Gemal Neapel. Ich wurde dort mit der größten Aufmerksamkeit empfangen und vom Hofe und den höchsten Kreisen mit schmeichelhaften Aufträgen beehrt. Man wollte mich an den Hof fesseln und übertrug mir den Unterricht der beiden Prinzessinnen. Aber der Zwang und die Etikette fiel mir lästig; ich sehnte mich nach Freiheit, vor Allem nach Ruhe. Wir übersiedelten hierher, nach Rom. Die Kunst ist meine Lebensluft geworden und ich suche mir den gebrochenen Lebensmuth wiederzugeben, indem ich mein Haus gastlich den Künstlern und der wissenschaftlichen Welt öffne und auf die Existenz der kunststrebenden Jünger wohlthätig einzuwirken suche.“

Angelika hatte den Abriß ihres bewegten Lebens beendet, als der Kammerherr von Einsiedel eintrat, um Fräulein von Goechhausen abzuholen.

Er bewunderte das Gemälde, an welchem Angelika noch schuf.

„Aber ich weiß auch,“ hob er an, „daß die Harmonieen nicht bloß an Ihre Pallette gefesselt sind. Sie besitzen eine süße, wohl lautende Stimme und haben sich in der Musik ausgebildet. Ich möchte Sie wohl ein Mal singen oder Ihre Hand die Tasten des Klaviers berühren hören.“

„Unser Herr Kammerherr ist selber sehr musikalisch,“ warf Thuznelda spöttisch ein; „er spielt leidenschaftlich die Baßgeige.“

„Meine Beschäftigung mit der Musik fällt in eine frühere Zeit,“ erwiderte die Künstlerin bescheiden. „Auf dem alten Schlosse zu Montfort machte ich die Tonkunst zur Schwestermuse der Malerei und füllte meine einsamen Stunden damit aus. Dort sehen Sie noch ein Bild, welches an jene erinnert. Ich habe mich darauf selber zwischen den Musen der Musik und der Malerei dargestellt. Man fand meine Stimme und die Verkettung meiner Melodieen so artig, daß ein junger Musiker, der mich liebte, darauf drang, ich sollte für's ganze Leben zur Musik übergehen. Ich blieb bei der Staffelei und der junge Mann verließ mich. Ich habe nie wieder von ihm gehört, aber sehen Sie dorthin! Der Orpheus, der die Eurudice dem Orkus entführt, trägt die Züge jenes Freundes; in diesem Gemälde habe ich mir sein Andenken und die süße Erinnerung an jene Zeit bewahrt.“

Im Kreise der Herzogin Mutter theilte Fräulein von Goechhausen die wichtigsten Züge mit, welche ihr Angelika aus ihrem Leben erzählt hatte. Anna Ama-

lia lauschte mit herzlicher Theilnahme. Auch Herder wurde tief gerührt.

„Angelika's Eindruck wird mir für mein ganzes Leben wohlthun,“ sprach er. „Sie weiß nichts von Eitelkeit und Falschheit und ist bei aller ihrer Demuth und Unschuld vielleicht die gebildetste Frau. In allen ihren Compositionen charakterisirt sie die Menschen nach der ihr inwohnenden moralischen Grazie. Selbst der Wilde wird milde unter ihrer Hand, ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde. Ihr Pinsel ist nicht fähig, eine freche Geberde zu schildern. Ein Engel gab ihr ihren Namen und die Muse der Humanität wurde ihre Schwester.“

Herder dachte auf seine Rückkehr. Er gestand ein, Italien sei ihm die größte Bildungsschule gewesen; er hätte hier die heitersten und gesundesten Tage seines Lebens genossen; jeder gebildete oder sich selbst bildende Mann, der mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sei, würde hier eine hohe Schule finden, um seine Urtheile nach einem großen Maßstabe zu berichtigen. Es waren ihm auch hier in Italien seitens der Deutschen wie der vornehmen Römer vielfache Ehrenbezeugungen zu theil geworden; der gelehrte und lebenswürdige Erzbischof von Tarent und der General Salis hatten ihn eingeladen, längere Zeit in Neapel und Sicilien zu verweilen; die Akademie der Volzker zu Velletrie hatte ihn zum Mitgliede aufgenommen.

Dennoch sehnte er sich nach der Heimat; er fürchtete für seine Gesundheit und mochte auch, wie er sagte,

selbst nicht unter guten Menschen als Anhängsel gelten.

„Deutschland und sein Volk,“ sprach er, „schätze und liebe ich jetzt noch mehr, seit ich Italien kenne und den Geist und die Wirthschaft seiner Nation gesehen habe.“

Er traf am Anfange des August 1789 wieder in Weimar ein.

Die Herzogin machte sich mit ihrem Gefolge erst im Frühjahr des folgenden Jahres auf die Rückreise. Goethe hatte den Auftrag, ihr bis Venedig entgegen zu reisen.

Dort weilte er anfangs allein und betrachtete die Wunder und Merkwürdigkeiten der Wasserstadt von neuem. Er widmete besondere Aufmerksamkeit den Mosaiken und griechischen Bildern der neueren Kunst. Als die verehrte Fürstin eintraf, hatte er die Freude, seine römischen Freunde Bury und Heinrich Meyer in ihrem Gefolge zu sehen und ergözte sich in ihrer Begleitung an den unschätzbaren Kunstschätzen der berühmten venetianischen Malerschule. Dann kehrte er mit der Herzogin über Mantua und Mailand nach der Heimat zurück.

Viertes Kapitel.

Ein Tauffest und ein Kriegszug. — Amaliens Fetisch. — Das Trauerzimmer in Tiefurt und ein Grabmal, wo sich die Nachtigallen versammeln. — Goethe's Rückkehr aus der Campagne. — Das Weimarische Theater. — Eine Theaterprobe unter Goethe's Leitung. — Christiane Neumann, die blühende Grazie.

Nach Amaliens Rückkehr aus Italien hatte ihr Dichterkreis sich zum zweiten Male neu gestaltet. Die Zusammenkünfte fanden nicht mehr in Tiefurt sondern im Palais zu Weimar statt. Dort sah Anna Amalia ihre Freunde am ersten Freitag jeden Monats. Die muthwillige Laune und das Komödienspiel von ehemals waren verschwunden. Man beschränkte sich auf geistvolle Vorlesungen über die verschiedensten Stoffe aus den Gebieten der Wissenschaft und Kunst: über Lichterscheinungen, Lebensdauer, antike Gefäße und andre anziehende und unterhaltende Materien. Goethe, Herder, Wieland waren die gewöhnlichen Gäste; Schiller, der bald seinen Aufenthalt in Weimar nahm, erschien selten. Durch Wieland wurde der Satyriker

Falk eingeführt. Der Kreis der Frauen erweiterte sich durch die geistvolle Amalia von Imhof und Frau von Kalb.

Man war seit den Tagen von Tiefurt und Ettersburg älter, gefesteter und ernster geworden.

Aber nicht die Länge allein, auch der Ernst der Zeit selber machte sein Recht geltend.

Zwar hatte Anna Amalia die Freude, einen zweiten Enkel zu begrüßen: dem Herzoge wurde im Anfange des Mai 1792 wieder ein Prinz geboren und erhielt in der Taufe den Namen Karl Bernhard, wobei das ganze preussische Regiment, welches Karl August befehligte, in der Person des Oberstwachtmeysters von Weyrauch Bathenstelle verlor. Es war den hohen Herrschaften aber nicht vergönnt, sich dieses glücklichen Ereignisses in Ruhe und Behagen zu erfreuen, denn die Weltbegebenheiten gestalteten sich drohend und verhängnißvoll.

Die französische Revolution verbreitete ihre erschütternde Wirkung bereits über Frankreichs Grenzen hinaus. Die Nachricht, daß die königliche Familie auf der Flucht zu Varennes gefangen und in den Tempel nach Paris gebracht worden sei, verursachte Entsetzen und Bestürzung. Anna Amalia vernahm mit Schmerz, daß ihr Erstgeborener, der Regent ihres geliebten Weimarischen Landes, in den Krieg ziehen sollte. Sein Regiment hatte Befehl bekommen, sich marschfertig zu halten. Die preussische Armee sollte unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig längs des

linken Moselufers über Longwy, Verdun und Chalons nach Paris marschiren und das absolute Königthum mit Waffengewalt wieder herstellen.

Es war ein trübseiger Freitag, an welchem diese Dinge in dem Dichterkreise der Herzogin Mutter zur Sprache kamen.

„Es herrscht dort drüben völlige Anarchie,“ sagte Anna Amalia; „die Weisen streiten und die Narren entscheiden. Die Zeit muß lehren, ob etwas Gutes herauskommen wird.“

„Der Faden der Geschichte bleibt immer der, daß die Menschheit beeinträchtigt wird,“ sprach Herder.

Schiller saß nachdenkend; nach einer Pause sprach er wie vor sich hin, aber mit flammendem Auge:

„Die Revolution in Frankreich bietet den Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung anbietet, um über die furchtbaren Künste der Tyrannei zu siegen.“

„Aber der Krieg!“ entgegnete Herder seufzend. „Was muß die uns umschwebende Allliebe, der Geist, der alle Erschaffenen in einer Kette der Harmonie verknüpfen möchte, über die bittere Feindseligkeit empfinden, womit ganze Völkerschaften sich wechselseitig verfolgen und morden! Wenn Geister von anderen Planeten, vom Jupiter oder vom Monde herabschwebten oder hörten, daß es auf der Erde Geschöpfe gäbe, die sich mit unbeschreiblicher Wuth zerrissen, mordeten, bekriegten, wie würden sich diese verwundern! Was

würden wir von einer Klasse von Thieren sagen, die immer heerdenweise gegen ihr eigenes Geschlecht zu Kampf und Mord auszögen? Geist des Christenthums, werde lebendig unter uns!"

Wieland faßte die Sache von seinem versöhnlichen Standpunkte auf.

„Wir müssen es machen, wie Shaftesbury uns lehrt,“ sprach er; „wir müssen alle schwermüthige, traurige, finstere Betrachtungen, alle dunkle, cimmerische, stygische Empfindungen, Alles, was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsre ärgsten Feinde bestreiten. Thuet also, so werdet ihr leben! Unsre Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt sein, wenn sie mit Muth thätig sein soll; wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl sein soll; wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehen, wenn wir ihm gewogen sein sollen; wir müssen uns Gott als gut vorstellen, um ihn zu lieben. Kleinmuth, Verachtung unserer selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit und Zweifel sind Gift für unsere Seele.“

Karl August trat ein, um Abschied zu nehmen.

Er sah kräftig und entschlossen aus. Der Schwedenkopf, der damals noch ungewöhnlich war, obgleich er ihn schon über zehn Jahre lang trug, kleidete ihn zu der preussischen Generalsuniform vorzüglich gut.

Die Besorgnisse der Mutter suchte er durch kurze heitere Worte zu beschwichtigen.

„Der ganze Feldzug ist nichts weiter als ein angenehmer militairischer Spaziergang,“ meinte er.

Diese Ansicht hatten auch die Emigranten, welche die Armee verstärkten.

Anna Amalia sah stumm und traurig vor sich nieder. Sie dachte an die Gefahren, denen ihr Sohn sich aussetzte, an die Beschwerden eines Feldzuges, an die Unruhen und Schrecken des Krieges, an die schönen Gegenden des Rheins, wo sie früher so glücklich gewesen und die nun der Verwüstung ausgesetzt wurden, an die Personen, die ihr dort lieb geworden waren.

Ein schmerzlicher Ausdruck zeigte sich in ihrem Antlitz.

„Ihr werdet auf euerm Marsche Frankfurt, Darmstadt berühren,“ sprach sie; „unsern Freund Merck findest du leider nicht mehr.“

Es war eine schmerzsvolle Saite ihres Herzens, die sie bei dieser Erinnerung berührt hatte.

Der Kriegsrath Merck in Darmstadt, ihr Liebling und Freund, der ihr in den kunstreichen Rheinstädten als Führer gedient hatte, dem sie so vielfache geistige Anregungen und Genüsse verdankte, hatte sich vor kurzem erschossen. Seine Zerstreutheit, auch wohl manche Nachlässigkeit im Amte hatten ihm bedenkliche Verlegenheiten bereitet; verfehlte industrielle Unternehmungen zerrütteten seine Vermögensverhältnisse; dazu gesellte sich häusliche Trübsal, die durch den Tod von vier blühenden Kindern ihren Gipfel erreichte; die Thatkraft des sonst so rührigen Mannes wurde gelähmt; Schwermuth verdüsterte seinen Geist; ein schmerzhaftes

Leberleiden trieb ihn vollends zur Verzweiflung und er machte seinem qualvollen Leben durch eine Kugel ein Ende.

„Ich vermisse ihn sehr,“ fuhr Amalia unter Thränen fort; „ich vermisse ihn sehr. Bei seinem Besuche hatte ich mich so daran gewöhnt, ihn um mich zu haben, daß er mir nachher überall fehlte; ihr wißt es, daß keine Woche verging, ohne daß ich seiner mehrmals gedachte, daß ich nach seiner Abreise eine Zeit lang still und traurig blieb; jeder kleine Winkel in Ettersburg war mir eine Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die ich mit ihm durchlebt hatte und sein Bild, das dort in meinem Zimmer hängt, war für mich ein Fetisch, eine Art von häuslicher Gottheit und ich blicke jetzt darauf mit Schmerz und Trauer. Wenn dir die Zeit bleibt, mein Sohn, so suche zu erfahren, was uns noch zum Gedächtniß des vortrefflichen Mannes theuer bleiben möchte!“

Karl August versprach es.

„Wir müssen uns in die Fügungen des Schicksals ergeben,“ sprach er mit heiterer Resignation. „Der Mensch muß die spanischen Stiefel tragen, welche ihm die Götter anziehen und muß damit sogar tanzen und springen, wenn dem Schicksal eine Laune durch den Sinn fährt.“

Karl August zog in den Krieg. Goethe, den er in der Nähe zu haben wünschte, reiste ihm zwei Monate später nach.

Amaliens Trauer wurde bald vermehrt.

In dem Schlosse Tiefurt finden wir noch heute ein düster dekorirtes Gemach. Einige Landschaftsbilder sind an die Wände geklebt. Eine Statue, die den Finger auf den Mund legt, deutet auf Schweigen, auf die Stimmung des Menschen, wenn er sich in sich versenkt und die Nichtigkeit der irdischen Welt an sich vorübergehen läßt.

Hier suchte die Herzogin Mutter sich selber wiederzufinden, wenn ihr Herz durch einen schweren Schlag des Geschicks bedrückt war.

Hier treffen wir sie bald nach der Abreise ihres Sohnes Karl August.

Das Geschick hatte ihrem Hause eine tiefe Wunde geschlagen.

Ihr zweiter Sohn, Prinz Constantin, Oberst-Lieutenant in sächsischen Diensten, war im Lager des Herzogs von Braunschweig bei Birnmasen der Ruhr erlegen.

Anna Amalia ließ ihm im Park von Tiefurt neben dem Denkmal des Prinzen Leopold von Braunschweig ein kleines Monument von Klauer errichten, mit einer poetischen Inschrift von Knebel. Als Letzterer nach zwanzig Jahren, da auch Amalia schon heimgegangen war, den Park besuchte, freute er sich, daß die Nachtigallen sich um diese geweihte Stätte versammelten und gedachte wehmuthsvoll der Zeit, da er hier als Erzieher des Prinzen geweiht hatte.

Karl August wußte, wie schmerzlich tief seine Mutter durch den Tod des geliebten Sohnes getroffen worden war.

„Bitte die Gore's," schrieb er aus Pirmasen an Goethe, — „bitte die Gore's von meiner wegen, alles Mögliche beizutragen, um meine arme Mutter zu trösten und zu stärken!"

Die Familie Gore weilte nach der Rückkunft der Herzogin aus Italien beständig in Weimar und gehörte bis zu Amaliens Tode ihrem geselligen und kunstliebenden Kreise an. Eine kleine Lebensbeschreibung des Vaters, des Barons Charles Gore, giebt Goethe in „Philipp Hackert." Er stammte aus Yorkshire, war der Erbe eines reichen Handelshauses und hatte sich eine Zeit lang der Schiffsbaukunst gewidmet. Bevor er sich in Weimar niederließ, bereiste er mit seinen Töchtern die Schweiz, das mittelländische Meer und Italien, besuchte auch Gibraltar und die Insel Minorca. In Albano und Rom verlebte er mehrere Jahre in vertrautem Umgange mit dem berühmten Landschaftsmaler Hackert, unter dessen Leitung er in Aquarell und Gouache malte. Seine Bücher und seine Zeichnungen, eine vorzügliche Sammlung Ansichten von Lissabon, Gibraltar, Minorca, Italien, Sicilien und den italienischen Küsten, vermachte er in schönen Bänden der Weimariſchen Bibliothek. Er war ein Mann von angenehmer Gestalt und Gesichtsbildung, einfach, freundlich und gefällig, heiter, mittheilend und bedeutend in der Unterhaltung, großmüthig, fördernd und mildthätig gegen Arme und Leidende. Vermöge seines gebildeten Geistes, seines milden Characters und seiner Kunstkenntniß blieb er dem herzoglichen Hofe

nahe verbunden und ein vieljähriger kunstsinziger Freund der Herzogin Amalia.

Seine jüngste Tochter Hanna hatte er in Italien dem Lord Comper vermählt. Seine beiden anderen Töchter Elisa und Emilie brachte er mit nach Weimar. Elisa, die ältere, war der Herzogin Mutter wegen ihres Kunsttalents besonders lieb.

Karl August fühlte, welchen wohlthätigen Einfluß diese kunstsinzige, reich begabte Familie auf seine Mutter und seine Gemalin ausübte. Von der jüngeren, lieblichen Emilie versprach er sich — wie er an Anabel schrieb, eine besonders segensreiche freundschaftliche Einwirkung auf die ernst gestimmte, fast abgeschlossen lebende Herzogin Luise.

Eine Marmorbüste von Charles Gore, von Weißer gefertigt, wird zum Andenken auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt. Ebenso finden wir in Tiefurt, im dritten Zimmer, eine Büste von ihm und seiner Tochter Elisabeth. —

Die Campagne in Frankreich währte nicht lange. Goethe kehrte wieder zurück, nachdem er die furchtbare aber nutzlose Kanonade von Valmy mitgemacht und prophezeit hatte, daß von nun an eine neue Epoche der Weltgeschichte begänne. Nach der Uebergabe von Mainz erhielt er vollends Urlaub, nach Hause zurückzukehren, wo er in seinem neu ausgebauten Hause, seiner glücklichen „kleinen Insel," sich des Besitzes seiner geliebten Christiane, seines goldgelockten Knaben und seines treuen Hausfreundes Meyer erfreute, seine

Naturstudien wieder aufnahm und die Leitung des Theaters fortsetzte, die er im vorigen Jahre nach Bellomo's Abgange übernommen hatte.

Das Hoftheater hob sich unter seiner Direction, wengleich nicht alle Versuche, welche er anstellte, glücklich einschlugen und das Publikum, nach dessen Gunst er nicht fragte, auch seine Bemühungen am wenigsten zu würdigen verstand. Stücke jeder Art, Iffland'sche Schauspiele, auch italienische und französische Opern mit untergelegtem Text von Vulpius oder Einfiedel wurden sorgfältig behandelt. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete man dem recitirenden Schauspieler. Ein großer Gewinn war die Aufnahme von Shakespeare's König Johann, worin Cristiane Neumann, Goethe's und Corona Schröter's Schülerin, in der Rolle des Arthur wundervolle Wirkung that. In dieser legt genannten Schauspielerin, der später verhehlchten Becker, blühte eine der schönsten Zierden des Weimarer Theaters auf. Die übrigen Mitglieder waren meistens neu engagirt, zum großen Theile Anfänger, mit Ausnahme der wenigen, welche von der Bellomoschen Truppe geblieben waren. Aber auch mit diesen älteren Schauspielern hatte Goethe Mühe, sie von dem herkömmlichen bombastischen Ton und gespreizten Wesen zu befreien. Er ließ es jedoch nicht an Liebe und Mühe fehlen. Er wohnte fast allen Proben bei, gewann die älteren Schauspieler durch rücksichtsvolle Behandlung und die jüngeren durch strenge Lehre. Er strebte in Allem nach einer idealen Auffassung und Darstellung.

Allmählig lernten seine Schüler seine Grundsätze verstehen. Die Weimarische Bühne gewann, namentlich in der Tragödie, ein Zusammenspiel, einen poetischen Hauch, eine Kraft und Schönheit in der Gesamtheit der Darstellung, worin sie alle anderen Bühnen übertraf und einen Ruhm in ganz Deutschland erhielt. Die durchweg klassischen Leistungen gehörten jedoch einer späteren Zeit an: der Zeit des engeren Zusammenlebens von Goethe und Schiller.

Es war eines Vormittags als sich die Schauspieler zu einer Hauptprobe im Theater versammelten: die ehemaligen Mitglieder der Bellomoschen Gesellschaft: Dameratius, das Demmersche Ehepaar, die Geschwister Malcolmi und der Vater, Frau Neumann mit ihrer Tochter; die neu hinzugetretenen: Becker, Benda, das Amorsche und das Fischersche Ehepaar, Eimer, Krüger, Genast und Fräulein Rudorf.

Alle mußten heran, denn es galt einer Hauptprobe des „König Johann“ von Shakespeare nach Eichenburg's Uebersetzung, ein Werk, welches bis dahin noch nicht auf der deutschen Bühne erschienen war.

Es war das erste bedeutende Werk, welches Goethe seit Antritt seiner Direction selber in Scene gesetzt hatte. Er hatte gerade dieses Meisterwerk gewählt, weil er sich einen großen Erfolg davon versprach, und seine Bemühungen waren nicht vergeblich.

Mit großem Eifer waren die Proben betrieben worden. Jetzt kam es noch auf die Hauptprobe an.

Eine besondere Aufmerksamkeit wendete er auf die

Rolle des Arthur, welche von Christiane Neumann gespielt wurde. Er unterwies das junge Mädchen und suchte dann die Uebrigen mit ihrem wundervollen Spiel in Harmonie zu bringen; sie war für ihn der Kammerton, nach welchem der Musiker die übrigen Saiten seines Instruments stimmt.

Christiane Neumann, eine Tochter des bei der Belomosen Gesellschaft engagirten Schauspielers, war schon als kleines Kind ein Liebling des Weimarischen Publikums. Im Alter von neun Jahren trat sie als Julie im „Räuschchen“ zum ersten Male und mit solchem Erfolge auf, daß Anna Amalia sich bereit erklärte, für die fernere Erziehung des lebenswürdigen Kindes zu sorgen. Sie widmete dem Mädchen eine mütterliche Sorgfalt; die talentvolle Corona Schröter übernahm ihre fernere Ausbildung und bald bezauberte Christiane Alle, die sie sah, durch ihren fein gebildeten Geist, durch ihre Schönheit wie durch ihr kindliches und natürliches Spiel. Noch vor der Eröffnung des Hoftheaters starb der Vater, an dem sie mit so grenzenloser Liebe hing, daß man sie nur mit Gewalt von seiner Leiche entfernen konnte.

Ihre körperliche Entwicklung ging einen gleich schnellen Schritt mit ihrer geistigen Entfaltung und schon im dreizehnten Jahre trat sie in das Fach der Liebhaberinnen ein. Zu dem Zauber ihrer äußeren Erscheinung gehörte ein vortreffliches Stimmorgan, welches zum Herzen sprach und jeden Ausdrucks, in heiteren wie in leidenschaftlichen Partien fähig war.

Ihr Wuchs war schlank, die Bildung des von kastanienbraunem Haar umrahmten Gesichts bezaubernd, anmuthig und lieblich. Der üppige Mund zeugte von unschuldiger Sinnlichkeit, die großen dunklen Augen von sinnigem Träumen, von einem glänzend entwickelten Geist, der nach dem Schönen und Guten strebte.

Goethe gab ihr den Namen Euphrosyne, einer der drei Huldgöttinnen des griechischen Olymp, der anmuthigen, blühenden und frohsinnigen, deren Augen Liebe einflößen und freundlich unter den Brauen hervorblicken. Der Ausbildung ihres wunderbaren Talents widmete er seine freien Stunden. Ihre Vielseitigkeit war beispiellos, denn in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren, nachdem sie als Arthur aufgetreten war, stellte sie in fünfunddreißig verschiedenen Rollen nicht nur heitere, komische und phantastische sondern auch die größten Gestalten höheren Styls vor, die verschiedensten Charaktere in allen Fächern der dramatischen Kunst und jeder einzelne gelang ihr.

Als sie die Rolle des Arthur übernahm, war sie vierzehn Jahre alt. —

Goethe stand bereits auf der Bühne, als Christiane eintrat. Er war von einem langen blauen Radmantel umhüllt; den Hut hatte er halb schräg auf das Haupt gesetzt. Seine Miene wahr wohlwollend aber ernst und streng. Bei Christianen's Ankunft erheiterte sich sein Antlitz; es wurde ihm wohl um's Herz, so wie man es mit Wohlgefühl empfindet, wenn die Sonne vor den Wolken, welche sie verborgen hatten, hervor-

rückt und ihren belebenden Schein auf uns und unsre Umgebung niedersendet.

„Das Sijet des Stückes, Kinder, kennet ihr aus den Leseproben und aus dem, was ich summarisch darüber gesagt habe,“ begann er, nachdem die Schauspieler sich andächtig um ihn versammelt hatten. „Wir schreiten nun zur Probe des ersten Akts. Die Herzogin Constanze nimmt, nach dem Tode Richard's des Löwenherzen den Thron für ihren Sohn Arthur, der noch unter ihrer Obhut steht, in Anspruch, gegen den Usurpator Johann, der denselben widerrechtlich in Besitz genommen hat. Sie wird von dem Könige und dem Dauphin von Frankreich unterstützt. Der Knabe geräth aber in die Gewalt seines Oheims, der sich seiner zu entledigen sucht und seinen Kämmerer Hubert de Burgh für die Unthat gewinnt.“

Die Probe begann. Die Schauspieler waren gehalten, die Hauptprobe als die wirkliche erste Vorstellung des Stückes zu betrachten und die größte Mühe auf alle Einzelheiten zu verwenden. Der Director ließ es aber auch hier an Zurechtweisungen, Anordnungen und Verbesserungen nicht fehlen. Gegen die älteren Schauspieler war er in seinem Tadel immer rücksichtsvoll, den jüngeren gab er seine Ansichten in einem strengeren Tone zu erkennen. Ihm war daran gelegen, stets ein plastisches Bild in den Rahmen der Bühne zu fassen; daher bekümmerte er sich auch um das Gehen und Stehen der Schauspieler, bestimmte ihre Stellung und ihre Entfernung von einander und ordnete alle

Einzelheiten mit jener Sorgfalt, die ihm von vielen Seiten den unbegründeten Vorwurf zuzog, er betrachtete die Bühne als ein Schachbrett und die Schauspieler als lebendige Figuren.

„Sprechen Sie die Wörter vollkommen aus!“ sagte er zu dem Einem. „Es darf kein Laut des Wortes unterdrückt werden und alle Wörter müssen so rein gesprochen werden, daß der Zuhörer den Sinn mit Leichtigkeit verstehe.“

„Sprechen Sie die Stelle noch ein Mal, Krüger! Sie recitiren nur anstatt zu deklamiren. Sie müssen Ihren Charakter verlassen und sich in die Lage Ihrer Rolle versetzen! Um eine vollkommene Wirkung hervorzubringen, müssen Sie die Worte mit mehr Energie und Ausdruck hervorbringen und dabei aber jene wohl überlegte Mutation anbringen, deren sich der Musiker auf seinem Instrumente bedient; sonst verfallen Sie in das Singen oder in Eintönigkeit.“

Nach einer Weile, während das Spiel seinen Fortgang gehabt hatte, unterbrach er abermals:

„Da stehen einmal wieder vier Personen dicht neben einander, ohne daß es durch eine Handlung nöthig wäre. Treten Sie doch auf die andre Seite, Malcolm! wozu diente der leere Raum?“

„Wäre es nicht besser, Herr Benda, wenn Sie einen Schritt vorträten, da doch die Rede an Sie gerichtet ist?“

„Sie wenden sich zu weit herum, Frau Fischer, indem Sie zu den Hinterstehenden sprechen. Das ist

zwar natürlich aber nicht theatralisch, oder besser gesagt: nicht idealisch. Denn Sie haben nicht nur mit Jenen zu sprechen sondern auch mit dem Publikum, das immer die Hauptperson bleibt."

"So war es recht!" rief er der Frau Demmer zu; „aber Sie machten zuletzt den Fehler, daß Sie, auf der rechten Seite stehend, mit der rechten Hand agierten anstatt mit der linken."

Die Handlung ging weiter. Goethe, um das Ganze besser zu übersehen, begab sich in seine Loge im Hintergrunde des Parterre. Von dort tönte zuweilen seine Stimme hervor, wie Jupiter's Donner.

Ein unberufener Maschinist steckte den Kopf aus der Couliſſe heraus.

"Herr Genast, schaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der ersten Couliſſe rechter Hand! Wer ist der Mensch, der sich in seiner unanständigen Neugier in den Rahmen des Bildes drängt?"

Hubert und zwei Aufwärter treten auf, den Willen des Königs zu vollführen. Arthur soll nicht getödtet aber unschädlich gemacht werden. Man will ihn mittelst eines glühenden Eisens des Augenlichts berauben.

Jetzt begann die Scene, wo Arthur den Kämmerer um Mitleid ansieht: „Kannst du das über's Herz bringen? Wenn dir nur der Kopf weh that, so hand ich dir mein Schnupftuch um die Schläfe — das beste, das ich hatte. Noch um Mitternacht hielt ich dir den Kopf mit meiner Hand und suchte dir die langweilige Zeit zu verkürzen. Ich fragte: Was fehlt

dir? wo thut's dir weh? was kann ich dir zu Liebe thun? Manchen armen Mannes Sohn würde still gelegen und kein einziges freundliches Wort zu dir gesagt haben; aber du hattest einen Prinzen zum Krankenwärter. Willst du mir die Augen ausbrennen, diese Augen, die dir nie einen unfreundlichen Blick gaben, die es auch nie thun werden? Das Eisen selbst, wäre es auch ganz glühend, würde, wenn es diesen Augen nahe käme, meine Thränen trinken und in ihrem unschuldigen Wasser seine feurige Wuth löschen. O, wäre auch ein Engel zu mir gekommen, und hätte mir gesagt, Hugo werde mir die Augen ausbrennen, so hätt' ich's ihm nicht geglaubt."

Hubert stampft auf den Boden, um die Knechte herbeizurufen. „Gebet mir das Eisen und bindet ihn!" — Arthur weicht mit den flehenden Worten: „O, rette mich, Hubert, rette mich!"

Hier spielte Christiane dem Meister nicht zu Dank.

„Halt, Euphrosyne!" rief er, „du mußt dein Entsetzen vor dem glühenden Eisen noch viel stärker ausdrücken!"

Die Scene wurde noch ein Mal probirt, aber noch zeigte sich Goethe nicht befriedigt.

„Halt, halt! wir müssen es nochmals machen; wartet!"

Nach wenigen Minuten erschien er auf der Bühne, warf den Mantel ab und ließ noch ein Mal anfangen.

Christiane bot ihr Aeußerstes auf, aber er, vielleicht Unmögliches fordernd, riß dem Missethäter das

Eisen aus der Hand und eilte mit grimmigem Blick auf das Mädchen zu.

Jetzt malte sich das höchste Entsetzen auf dem Antlitz des Kindes. Bleich, mit stieren Augen, an allen Gliedern zitternd, wich sie zurück und brach ohnmächtig zusammen.

Das war natürlich im Uebermaß, effectvoll zum Herzbrechen; das war mehr als theatralisches Leiden, mehr als Spiel der Einbildungskraft: ein Unterliegen der physischen Natur, ein Unglück, wohl gar der Tod.

Da lag das schöne, zur Jungfrau aufgeblühte Kind, bleich, starr, mit gebrochenem Auge.

So liegt nicht der Gott des Schlafs, den die Alten als einen schönen goldgelockten Knaben mit geschlossenen Augen und rosigem Munde darstellten.

So liegt nicht der lächelnde Traumgott, der Jüngling mit dem schwarzen Zauberstab zwischen weißen Rosen.

So bildeten die Griechen den Tod: ruhig, bleich, traurig, friedlich.

Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden.

Goethe kniete zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser.

Er flößte ihr einige Tropfen davon ein und rieb sanft ihre Schläfe mit seiner Hand. Allmählig belebte sich das Antlitz wieder; die Morgenröthe des Lebens zog herauf. Die blaugeaderten Wimpern hoben sich und die Augen leuchteten sanft und lieblich wie zwei Sterne am Morgenhimmel.

Sie blickte um sich und lächelte, wie ein genesendes Kind den Eltern, die gramerfüllt und bangend sein Lager umstehen, zum ersten Male wieder zulächelt.

Ihr Auge fiel auf Goethe mit einem wunderbaren Ausdruck, den nur er verstand und Corona, die Kennerin des weiblichen Herzens.

Dann ergriff sie seine Hand und küßte sie. Der Ausdruck ihrer Züge änderte sich; eine kindliche Neigung sprach aus ihren Blicken, indem sie ihrem väterlichen Freunde den Mund zum Kusse bot.

Dann warf sie sich um seinen Hals und ergoß aus ihren niedergeschlagenen Augen einen Strom von Thränen. Ihre langen Haare waren aufgegangen und hingen herab, gelöst wie ihr ganzes Wesen.

„Tröste dich, Euphrosyne!“ sprach er, „du bleibst mein Kind!“

„Ihr Kind?“ wiederholte sie und ihr Antlitz strahlte in sanfter Heiterkeit.

Die Probe wurde nicht zu Ende gespielt. Goethe wollte das angegriffene Kind schonen und ließ es in seinem Wagen nach Hause fahren.

Corona Schröter ging neben ihm, als er seiner Wohnung zuschritt. Sie war noch ergriffen von dem erschütternden Vorfall. Euphrosyne war ihr Pflegekind, ihre Schülerin, ihr geistiger Sproß. Nicht ohne Unwillen sagte sie zu dem geliebten und gefürchteten Manne:

„Wie Euphrosyne Sie anblickte! Mit der Leiden-

schaft eines unwissenden Lebens blickte dieses gebrechliche Kind auf Ihre kräftige kalte Stirn, in Ihr ruhiges Auge. Sie war im Schrecken vor Ihrem Zorn gelähmt worden und doch empfand sie süße Wonne, als sie wieder in das Auge blicken durfte, das ihr so schreckhaft erschienen war, als sie die Stimme wieder hörte, die sie mit Angst erfüllt hatte.“

Er schwieg. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Sie aber, Herr Poet, schätzen die Frauen nur als Werkzeuge Ihrer Kunst, als Gegenstände für ein Modell oder ein Portrait. Die Traumbilder, denen Sie in der Einsamkeit nachhängen, haben mehr Reiz für Sie als solch ein lebendiges Kind, dessen Schönheit Sie vielleicht schon in Mignon wiedergegeben haben. Sie besitzen wenig Leidenschaft oder sie schlummert in Ihnen. Sie verachten die Leidenschaft, weil sie zu heiß erglühet und zu bald verbleicht. Sie schildern sie mit derselben Ruhe, wie ein Maler einen Tiger malt. Dieses Kind, das noch so eben weinend an Ihrem Busen hing, werden Sie heute Abend vergessen, nachdem Sie die Feder ergriffen und die bewegte Scene niedergeschrieben haben. Sie finden nur einen Reiz in diesem demüthigen und doch feurigen Temperament, in dieser lebendigen Einbildungskraft, in diesem schnellen Auffassen des Schönen, in dem geweckten Geiste, der sich in ihren großen Augen, in ihren graziösen Bewegungen ausdrückt. Aber begreifen Sie wohl diese große Liebe voll Demuth?“

Er zürnte nicht, sondern wendete ihr sein ruhig heiteres Gesicht zu.

„Si, du kleine Sittenpredigerin!“ erwiderte er. „Wisse denn, daß ich mich stets der Rücksicht auf meine Stellung erinnern werde, so lange ich das Theater zu leiten habe. Für Euphrosyne empfinde ich die Liebe eines Vaters. Wäre dies nicht der Fall und wollte ich mich nicht von jedem Vorwurfe frei halten, so — ich muß es gestehen — würde mir jenes überreife Kind freilich gefährlich werden. Ebenso,“ fügte er hinzu, indem er vor seiner Hausthüre stehen blieb, „ebenso gefährlich wie die Amalie Malcolmi und — wie du, Corona.“

Hiernach küßte er sie auf die Stirn und nickte ihr noch zum Abschiede mit dem Kopfe, während er in sein Haus eintrat.

Fünftes Kapitel.

Schiller als Professor. — Charlotte von Tengefeld. — Das Kirchlein in Klein-Jena. — Goethe und Schiller. — Schiller's und Griesbach's Garten.

Die Theaterverhältnisse fügten noch ein neues Band zu dem Bündnisse, das Goethe mit Schiller eingegangen war.

Denn Schiller hatte eine hohe Bedeutung für die deutsche Bühne gewonnen.

Zwar strahlte er noch nicht in dem Glanze des Ruhmes, der heute das Andenken und die Statuen des Verklärten umschimmert, — es gab eine ganze Coterie, die sich über den Schwulst und die Langweiligkeit seiner Dramen beklagte; Herder sogar verhielt sich absprechend gegen seine Leistungen und der Herzog, in seiner militairischen und stallmeisterlichen Genialität, fand nicht selten in Schiller's Dramen eine bilderreiche Schwülstigkeit, Effecthascherei und komische Knittelverse mitten im Pathos*). Goethe aber verstand gewiß besser als irgend Einer die Bestrebungen

*) Siehe: Briefe von Karl August an Goethe, 1800, ohne Datum, und 11. Febr. 1803.

Schillers zu würdigen, die namentlich darin bestanden, daß er der französischen Richtung entgegenarbeitete, das Lustspiel förderte, Nationalstücke in Scene setzte, vom Kleinlichen zum freien Styl, zur echten Natur vorschritt und die Bühne zu einer geweihten Stätte erhob.

Bevor ihm solches Wirken und Zusammenleben mit Goethe vergönnt war, mußte freilich seit jener Zeit, wo wir ihn mit Charlotte von Kalb am Hofe zu Tiefurt sahen, beinahe ein Jahrzehnt voll Mühe und Arbeit, voll Hoffen und Wagen verlaufen.

Wichtige Momente in Schillers Leben sind seit jenem ersten Besuche in Weimar zu verzeichnen.

Am 26. Mai 1789 ziehen zahlreiche Schaaren von Studenten nach dem Reinhold'schen Auditorium in Jena. Dieses aber erweist sich zu klein für die Menge. Einer der Studenten schlägt das Griesbach'sche Auditorium vor. Die Menge kehrt um und stürzt die Johannisstraße hinunter. Die Bürger gerathen in Schrecken und meinen, es sei eine Feuersbrunst ausgebrochen. Die Schloßwache wird allarmirt.

Was ist geschehen?

Der neue Professor Schiller wird seine erste Vorlesung halten, sein erstes Abenteuer auf dem Katheder bestehen.

Das Auditorium füllt sich, der Vorsaal füllt sich, der Flur füllt sich bis an die Hinterthüre. Die Zuhörer stellen sich zum Theil auf Bänke und Sessel, um den neuen Professor besser sehen und hören zu können.

Schiller betritt unter beifälligem Pochen der Musenföhne das Katheder und legt mit kräftiger Stimme sein Glaubensbekenntniß als Lehrer der Weltgeschichte ab.

Die Studenten werden inne, daß die Universität Jena einen großen Mann gewonnen habe; sie bringen ihm nach der Vorlesung abends ein Ständchen und ein dreimaliges Lebehoch.

Der Weimariſche Hof hatte auf Goethe's Vermittelung Schiller die Stelle des ausgeſchiedenen Profeſſor Eichhorn angetragen und er hatte ſich zum Eintritt in das akademiſche Lehramt bereit erklärt. Während der kurzen Zeit, da er dieſem Amte vorſtehen konnte, zeigte er ſich würdig des Antheils, den Goethe ſeinem Schickſal erwieſen hatte; er erſchien in ſeiner ganzen geiſtigen Erhabenheit. Sein Leben betrachtete er als unendlich, jeden Augenblick, jedes Ereigniß benutzte er zu geiſtiger Thätigkeit. Dabei erhob er die Wirklichkeit und die Natur durch ſeine Phantaſie. Mit liebenswürdiger Milde und Klarheit, ohne Befangenheit und Selbſtsucht, vertiefte er ſich in die Gegenſtände und ſuchte jedes Ding treffend und allſeitig zu beurtheilen.

Aber die Profeſſur „ohne Beſoldung und Emolumente“ bot ihm viele Schwierigkeiten. Er mußte Alles lernen, um zu lehren, — eine Aufgabe, die er mit Freuden durchkämpft haben würde, wenn er nicht nebenbei für den Lebensunterhalt hätte um Geld ſchreiben und überſetzen müſſen. Dieſe gezwungene Thätigkeit, neben der aufreibenden freiwilligen, welche

in ſeinem Weſen begründet lag, warf ihn auf das Krankenlager. Die Folgen des Siechthums ließen ſich nicht mehr überwinden; er mußte zeitweilig, dann für immer die Vorleſungen aufgeben.

Kurz vor ſeiner Erkrankung hatte er ſich einen häuslichen Herd gegründet.

Schon in Mannheim hatte er die beiden Fräulein von Lengefeld, die Nichten ſeines Freundes Wilhelm von Wolzogen, kennen gelernt. Sie zogen nach Rudolſtadt, wo der Vater das Amt eines Landjägermeiſters bekleidet hatte. Karoline ſchloß ein übereiltes Ehebündniß mit einem Herrn von Beulwitz; Lotte kam zum Beſuch nach Weimar, wo Schiller ebenfalls weilte und die Bekanntschaft mit ihr erneuerte. Die beiden Schweſtern hatten den Vater, einen angeſehenen Forſtmann, frühe verloren, aber von der welterfahrenen Mutter, welche an den Höfen von Weimar und Rudolſtadt gern geſehen war, eine ſorgfältige Erziehung erhalten. In Rudolſtadt führten ſie ein eingezogenes Leben, bis Schiller bei ihnen eingeführt wurde. Er gefiel ſich hier und bat Lotten, ihm eine Sommerwohnung in der Nähe zu ſuchen. Sie wählte eine Wohnung beim Kantor von Volkſtadt, nur eine Viertelſtunde von Rudolſtadt entfernt und an der Straße gelegen.

Die freundlichen Thäler der Saale und Schwarzamit den anmuthigſten Umgebungen wurden nun Schillers Erholungsſtätten, Volkſtadt ſein behagliches Aſyl, wo er ſchöne Sommer- und Herbitmonate bei emſiger

schriftstellerischer Arbeit verweilte, das Haus des Dorfschulmeisters seine Heimstätte, wo er, vom Hauche des Landlebens umduftet, die Befreiung der Niederlande, den Geisterseher, die Götter Griechenlands schrieb.

Noch steht das Haus an seiner Stelle; sehet es euch an! wallfahrtet nach der geweihten Stätte des Wielingsdichters des deutschen Volkes, bevor das schrille Pfeifen der Lokomotive die Romantik des Saalthales stört! Dort steht es an der Straße, die damals noch nicht chaussirt war — das alte zweistöckige Haus mit sieben Fenstern in der Fronte und dem hohen Ziegeldach und der anschließenden Gartenmauer mit einem Thorwege und einer Eingangspforte.

Von hier aus wandelte Schiller jeden Abend nach vollbrachter Arbeit gen Rudolstadt und die Schwestern kamen ihm am Ufer der Saale entgegen. Dann wanderten sie mitsammen beglückten Geistes durch das weite, von mächtigen Bergen begrenzte, vom Silberstreif des Flusses durchzogene Wiesenthal, bis sie das reinliche und regelmäßig gebaute Städtchen erreichten, das sich anspruchslos am Fuße der weithin schimmernden, hoch gelegenen Heidecksburg gelagert hat.

Im Hause des kleinen Familienkreises wurde gescherzt, geplaudert, vorgelesen und musicirt. Oft kehrte der Dichter erst mit einbrechender Nacht, bei Sturm und Regenwetter nach seiner Wohnung zurück. Zuweilen auch versuchte er, in Karolinens Zimmer zu arbeiten. Sie gewährte es ihm gern.

„Es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr beisammen sind,“ sprach sie.

Schiller fühlte bald, daß dieses Beisammensein für das Leben geschlossen werden müsse. Das hoffnungslose Verhältniß zu Frau von Kalb wich einer neuen jungfräulichen Liebe. Nach Jena zurückgekehrt, läßt er die Ideen, welche der schöne Rudolstädter Sommer in ihm zur Reife gebracht, an sich vorüberziehen und beschwört sie wie Geister. In Charlotte von Lengefeld erkennt er die Heilige seiner Tage; ihr, der Geliebten, will er sein Wesen widmen, in ihr leben und sich seines Daseins freuen; ihre schöne Seele will er auffassen, ihre schönen Empfindungen verstehen und erwidern.

Er tauscht mit Lotten das Geständniß der Liebe.

„Wie eine Glorie schwebt die Liebe um mich,“ schreibt er; „wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie habe ich es so empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können wie jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren.“

Das Mädchen seiner Wahl schien wohl befähigt,

ihm Glück zu bereiten. Charlotte war hold und blühend, von natürlichem Wesen und freier Gesinnung, gebildet, und begabt für Kunst und Poesie. Die Jenaischen Verhältnisse waren indessen nicht verlockend und es mußten sich manche Schwierigkeiten zeigen, die adlige Braut, welche mit den vornehmsten Familien in Weimar in Verbindung stand, in solchen engeren Kreis hineinziehen, um so mehr, als ihre Mutter der Verbindung abgeneigt war. Schiller wußte auch wohl, welche harte geistige Opfer, welche Sorgen und Mühen er sich auferlegte, um ein liebendes Weib zu gewinnen. Aber dennoch erschien ihm seine Existenz elend, ohne ein Geschöpf, das ihm gehörte und an dessen Dasein er sich erfrischen konnte.

Er hielt mit herzlichen Worten um Lottens Hand an und erhielt die Zustimmung der Frau von Lengefeld. Der Bruch mit Frau von Kalb fand nicht ohne Schmerzen und Erschütterungen statt. Die beklagenswerthe Frau, durch Leidenschaft und Krankheit zerüttet, blieb an ihren Gemal gefesselt, da sie in die Bedingung der Trennung: ihren Sohn in die Hände der Schwäger zu geben, nicht zu willigen vermochte.

Schiller, der inzwischen neben dem Weimariſchen Rathstitel noch vom Meininger Hofe das Diplom als Hofrath erhalten hatte, schritt zu seiner Vermählung. Diese geschah so geheim und ohne Geräusch, daß die Anschläge von Studenten und Professoren, dem Brautpaar eine Ueberraschung zu bereiten, vereitelt wurden.

Wenn man über die große Samsdorfer Saal-

brücke, eines der sieben Wunder Jena's, geht und sich links vom Gasthause zur Tanne auf den breiten Fußweg wendet, so gelangt man in einer Viertelstunde über freundliche Wiesen nach dem Dorfe Klein-Jena oder Wenigen-Jena.

Es liegt in freundlicher Umgebung: gegenüber das Gembdenthal und die bedeutendsten Höhen des rechten Saalufers: der Hausberg mit dem Fuchsthurm und der Jenzigberg.

Am Ende des Dorfes steht, von Obstgärten umgrenzt, die Kirche. Sie hat ein hoch hervorragendes Giebeldach, kleine Bogenfenster und nur ein tief hinabreichendes Fenster im Hauptgebäude, an welches sich das niedrigere Schiff der Kirche anschließt. Kein Thurm ziert das Gotteshaus; auf der Mitte der Dachfirſte steht eine Windfahne.

In dieser Kirche wurde am 22. Februar 1790, Nachmittags 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Friedrich Schiller, fürstlich sächsisch Meiningscher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld bei verschlossenen Kirchthüren getraut.

„Leichte Abendwolken standen an dem blauen Himmel und die Abendsonne übergieß sie mit röthlichem Glanze,“ — so schildert Lotte selber die Scene, welche die Natur an dem Abend darbot, als sie an Schiller's Hand in die schmucklose Kirche trat, um das bindende Gelübde abzulegen. Nur Lottens Mutter und ihre Schwester Karoline waren als Zeugen anwesend. Der

Adjunct Schmidt, ein „Kantischer Theologe,“ vollzog die Trauung.

„Eine schöne Harmonie soll unser Leben sein und mit immer neuen Freuden sollen sich unsre Herzen überraschen,“ sprach Schiller zu der ihm Vermählten. „Uner schöpft in ihren Gestalten die Liebe und die unsrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer sich mehr veredelnden schönen Seele.“

Er fühlte sich, wie er selbst gestand, durch die Ehe in ein neues schönes Leben versetzt. Mit fröhlichem Geiste blickte er um sich her und sein Herz fand eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, sein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Ruhig und hell schwand ihm die Tage hin.

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein,“ gestand er. „Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterischen Gestalten und oft regt es sich wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muth entgegen: jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selber, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen ist.“

Seine Häuslichkeit war still und eingeschränkt. Er hatte nur Hang zu einfachen Vergnügungen und geräuschlosen Freuden. Er erhob sich mehr und mehr von kleinen Leidenschaften, sein Geist fühlte sich mehr und mehr unzertrennlich von dem allgemeinen göttlichen Weltgeiste. Er befand sich wohl in seiner Hasel-

nußschale, wengleich er das große drängende Menschenheer nicht verachtete. In dem Bedürfniß, einige Abende regelmäßige Gesellschaft bei sich zu sehen, wurden wöchentlich zwei Mal Gäste gebeten, die sich mit frugaler Bewirthung genügen ließen. Lotte führte die Hauswirthschaft so wie er es wünschte: er durfte die Räder nicht knarren hören.

Sein Verhältniß zu Goethe wollte sich noch lange nicht enger und vertraulicher gestalten.

Er selber fühlte eine gewisse Abneigung, obgleich er eine hohe Meinung von Goethe's geistigen Gaben hatte. Er vermied, bevor er ihm nahe genug trat, die freie uneigennützigte Ergießung des Herzens, das Wohlwollen ohne Vorbehalt; Goethe's Wohlthaten erschienen ihm wie die eines Gottes, der auf Dank und Gegenliebe verzichtet; er gestand, daß er groß von ihm denke, daß er ihn liebe aber auch zugleich hassen müsse. Goethe's Genie wurde von seinem Schicksal begünstigt, er dagegen mußte in stetem Kampfe leben und zweifelte, das nachholen zu können, was ihm verloren gegangen war. Goethe's Philosophie erschien ihm vorzugsweise aus der Sinnenwelt entsprungen, seine Vorstellungsart zu sinnlich, wengleich seine Ruhe, Klarheit und Lebensreise ihm imponirte; Jener stand auf der Höhe des Ruhms, er aber konnte erst für ein aufstrebendes Talent gelten.

Eine ähnliche, wengleich anders begründete Abneigung fühlte Goethe gegen Schiller.

Bei seiner Sehnsucht nach einem gesteigerten Kunst-

princip und reineren Formen, konnte er an Schiller's bisherigen Leistungen keinen Gefallen finden, die ohne makellose Vollendung und aus einem ihm fremden Gesichtspunkte geschaffen waren. Er erblickte darin ein kraftvolles aber unreifes Talent und paradoxe Bestrebungen, von denen er sich selber längst gereinigt hatte. Er hatte die Freiheit im poetischen Gegensatz gegen Unnatur und Empfindelei, in lächelnder spielender Laune, aus dem Gefühl der Freiheit selber geltend gemacht und war endlich zum Selbstbewußtsein, zu innerer Ruhe und Befriedigung gelangt; Schiller dagegen berief sich auf die gedrückte Menschheit, indem er mit bitterem Ernste gegen Tücke und Rechtsverletzungen ankämpfte und dabei weder den eigenen Unmuth noch die verzehrende Glut loswerden konnte. Wenngleich Goethe nicht übersah, daß Schiller bereits angefangen hatte, sich nach reineren Formen zu bemühen, so standen ihm doch immer vorherrschend die Erstlingswerke des jungen Dichters vor Augen, in denen er nur die künstlerische Veredelung einer sinnlichen, abstrusen Denkweise erblickte, welche Verwirrung und Unruhe im geistigen Leben der deutschen Literatur verbreiten mußte.

So war der Gegensatz zwischen Beiden körperlich und geistig begründet: Schiller starknochig, groß und hager; gewaltig und muthig aber von Noth und Krankheit gebeugt, einherschreitend; mit mildem, schwermüthigen Blick vor sich hinschauend, — Goethe, in gesunder Kraft, aufrecht, mit festem Schritt siegestolz wandelnd,

die großen blickenden Augen ruhig auf die Außenwelt gerichtet; — Schiller, der Dichter der Räuber, der Idealist, der Apostel der Freiheit, der heftige Vertheidiger der Menschenrechte, der Schüler Plutarch's, in großen Gebieten umherirrend, voll verzehrenden Dranges; — Goethe der Dichter der Iphigenie, der Realist, der Apostel der Natur, der duldsame Gegner des Spießbürgerthums, der Schüler Homer's, abgeschlossen und innerlich ruhig in seinen großen Kräften.

Die früheren Bewegungen der beiden großen Männer hatten nur vorübergehend stattgefunden.

Als Goethe im Winter 1779 auf seiner Reise mit dem Herzoge Karl August der Karlschule in Stuttgart einen Besuch abstattete, wurden die Jünglinge aufgerufen, welche bei der Preisvertheilung belohnt werden sollten. Zuletzt trat ein hoch gewachsener junger Mann hastigen Schrittes aus der Reihe hervor und erhielt drei Preise, die er errungen hatte: in der praktischen Medicin, in der Chirurgie und in der Materia medica. Dieser Jüngling, dessen ganze Haltung etwas Ungeberdiges verrieth, war der Student der Medicin Christoph Johann Friedrich Schiller.

Der Geheimrath Goethe, der Dichter des Götz, Werther und Clavigo, ließ nur wenige Minuten lang seine großen braunen Augen auf dem Cleven ruhen und ahnte nicht, daß dieser Jüngling mit dem begeisterten zuckenden Munde ihm im späteren Lebensalter als ebenbürtiger Dichter und als treuester Freund zur Seite stehen und ihm eine zweite Jugend geben würde.

Später, nachdem Goethe aus Italien zurückgekehrt war, trafen Beide in Rudolstadt bei Frau von Lengefeld zusammen. Lotte und Karoline hatten sich von Goethe's Besuch viel für ihren Freund versprochen. Beide Männer näherten sich in wohlwollender Weise und ohne Zwang, doch führte diese Begegnung zu keiner Annäherung, da Goethe von den anwesenden Damen aus Weimar vorzugsweise in Anspruch genommen wurde und in geistvoller und belebter Rede von seiner italienischen Reise erzählte, von deren Eindrücken noch seine ganze Seele erfüllt war.

Sechs Jahre vergingen, bevor ein abermaliges Zusammentreffen stattfand, welches endlich als Einleitung zur dauernden Verbindung der beiden Koryphäen anzusehen ist.

Es war im Mai 1794. Die Sitzung der vom Professor Batsch gegründeten naturforschenden Gesellschaft zu Jena war beendet. Die Versammlung strömte hinaus in die engen Straßen der altersgrauen Stadt. Beim Hinausgehen hatten sich zufällig Goethe und Schiller genähert und schritten neben einander weiter. Auf dem Wege knüpften Beide ein Gespräch über den eben gehörten Vortrag an. Beide waren vor dem Griesbach'schen Hause angelangt, wo Schiller wohnte, ehe er das abgelegene Gartenhäuschen jenseits der Leutra bezog. Goethe, in das fesselnde Gespräch vertieft, trat mit ein. Sie setzten sich an den niedrigen Tisch in dem einfachen Arbeitszimmer, das außer einigen

Lederstühlen nur noch die Bettstelle und ein kleines Klavier enthielt.

Beide waren darin einverstanden, daß man die Natur nicht vereinzelt darstellen und betrachten sondern vielmehr bemüht sein müsse, die übereinstimmenden Gesetze zu erkennen. Als Goethe aber beredt, mit lebhaften Zügen die Pflanzenbildung, wie er sie sich im Geiste vorstellte, geschildert hatte, schüttelte Schiller den Kopf und erklärte, dies sei keine Erfahrung sondern eine Idee. Verdrießlich über diese abweichende Meinung, ging Goethe fort.

Dennoch hatte dieses Gespräch den Samen zu ihrer künftigen, rasch aufwachsenden Freundschaft gelegt. Beide hatten sich in's Auge geblickt und ihr Gemeinsames trotz aller Verschiedenheit erkannt.

Die Annäherung kam nun schnell. Schiller forderte Goethen zur Theilnahme zu einer beabsichtigten Zeitschrift, die Horen, auf und dieser sagte freudig zu. Der Bund war geschlossen. Schiller gestand ein, daß er die Bekanntschaft mit Goethe für das wohlthätigste Ereigniß seines ganzen Lebens halte. Er bewunderte seine Ueberlegenheit über jeden anderen Dichter, sowohl an Tiefe und Zartheit der Empfindung wie an Kunst und Naturwahrheit; seine Studien in allen Reichen der Natur neben zeitraubenden Ministerialgeschäften, den Ernst, die Biederkeit und Wahrheit in seinem Wesen. Er gestand ein, daß Goethe's Genie die mangelhaften Gestalten der nordischen Natur durch griechische Anschauungsweise besiegt habe, daß er in

die verborgene Technik des Naturgebäudes auf dem schwierigsten Wege eingedrungen sei. Seine Einwirkung, fühlte er, müsse in ihm eine große Läuterung hervorbringen.

Goethe dagegen fühlte, daß die vertrautere Bekanntschaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem Alles froh neben einander keimte, knospete und blühte.

Gemeinsam war ihnen die Genialität, die Kunstliebe und das Streben nach Vollkommenheit. Bei aller Verschiedenheit der Gesichtspunkte fand doch eine unerwartete Uebereinstimmung zwischen ihren Ideen statt. Jeder konnte dem anderen Etwas geben und dafür Etwas empfangen, ohne ihn in seinen Pfad hinüberzuziehen oder in's Schwanken zu bringen. Ihre Freundschaft verknüpfte zugleich ihre Werke, in welchen sich geistiges und herzliches Zusammenleben ausdrückte. Von nun an gegenseitige freundliche Anregung, Läuterung, Erhebung und Befestigung, ein gemeinschaftliches Streben nach Wahrheit und Schönheit, rastloses Arbeiten in freundschaftlicher Uebereinstimmung, ein dauernder Seelenbund, den nur der Tod löste.

Fortan fand ein inniger Verkehr zwischen den beiden Dichtern statt; wenn nicht ein Beisammensein im Garten oder im traulichen Stübchen, so doch durch Briefwechsel.

Von dem Thale, welches die vom Süden nach Norden strömende Saale gewaltsam geöffnet hat, laufen noch viele reizende und fruchtbare Nebenthäler

aus; andre sind holprige Hohlwege, wie das zwischen zackigen Kalkfelsen hinlaufende Mühlthal. In letzterem zieht sich der alte Fußweg zwischen Jena und Weimar hin, der sich schneckenförmig hinaufwindet und sich oben an die Heerstraße anschließt. Diesen mühseligen Weg wandelte gar oft die Botenfrau, welche den Verkehr zwischen Goethe und Schiller unterhielt.

Wandelte aber Goethe die Lust an, das liebe närrische Nest — wie er Jena nannte — einmal wieder zu besuchen, um ungestört arbeiten zu können oder sich mit seinem Schiller zu unterreden, so ließ er anspannen und eilte hinüber nach dem Städtchen, in welchem fast alle geistigen Berühmtheiten von damals eine Zeit lang weilten und die herrlichste und glücklichste Entfaltung des deutschen Geistes offenbarten, nach jenem Städtchen, in dessen Kreisen der „Meister“ die Vereinigung vieler Gelehrten und Künstler fand und, nach seinem eigenen Geständnisse, schöne Abende verlebte.

Schiller hatte sich im Frühjahr 1797 ein Häuschen in Jena mit dazu gehörigem Gärtchen gekauft, ein stilles Asyl, in welchem er sich mehrere Jahre wohl und heimisch fühlte, wo er die unsterblichen Balladen und Romanzen dichtete, die in des Volkes Mund und Herz eingedrungen sind, wo er den Wallenstein schuf, jenes grandiose Werk, von dem er selber gestand, er würde es nicht leisten können ohne den kühnen Glauben an sich selber.

Dieses schmale zweistöckige Häuschen am Ende des
R. Springer, Anna Amalia. II.

Mönchsgäßchens steht noch heute, dicht neben der Sternwarte, welche nach Schiller's Zeit angefügt wurde. Von dem oberen Wohnzimmer konnte Schiller das grüne Thal der Leutra, den weithin schlängelnden Strom der Saale und die gegenüberliegenden grauen Felsen übersehen. Eine noch reizendere Aussicht über Stadt, Thal und Strom gewährte ihm ein kleines Zinnenhäuschen, welches er in der südlichsten Ecke des Gartens anlegen ließ.

Unter einer hohen dreistämmigen Linde und einer schlanken Tanne befand sich eine Laube mit einem steinernen Tische.

Dort finden wir Goethe und Schiller in traulicher Unterredung mit einander.

Worüber unterhalten sie sich?

Ueber die Kunst und ihre Stellung zur Zeit und Gesellschaft, über Epos und Drama, über die Kraniche des Ibykus und den Wilhelm Meister, über das astrologische Motiv im Wallenstein.

Da naht Lotte und setzt eine Flasche blinkenden Rheinweins und zwei grüne Römer auf den Tisch. Goethe lächelt der holden Erscheinung zu. Wie ist sie so anmuthig, die schlanke Gestalt! wie lebhaft und doch bescheiden leuchten die blauen Augen aus dem von braunen Locken umwallten Antlitz!

Als der Tag sich neigte und der Abendwind leise durch den Wipfel der Linde und die Nebengewinde der Laube zu wehen begann, erhob sich Goethe zum Aufbruch.

„Warum schon so frühe?“

„Ich will unserm Griesbach noch einen Besuch machen.“

„Unserm Griesbach?“ rief Schiller lebhaft und munter, indem er nach seinem Hute griff; „ei, da gehe ich mit, wenn es Ihnen recht ist. Von dem Griesbach'schen Hause kann ich mich noch nicht trennen. Das Haus war meine mehrjährige Heimstätte, dort wurden mir drei Kinder geboren, und wo fände man so gesellige, liebe und verständige Leute wie das wirkliche Ehepaar?“

„Griesbachs sind wackere, verständige Leute,“ erwiderte Goethe. „Ihn kannte ich schon als Knaben, der sich unter den Frankfurter Gymnasiasten durch Fleiß vor allen übrigen Schülern auszeichnete.“

Das Griesbach'sche Haus in der Schloßgasse war eine gastfreundliche Versammlungsstätte für die wohlgefitetsten unter den studirenden Jünglingen. Nicht bloß Schiller hatte hier gewohnt sondern auch Boß und vor ihm seine beiden Söhne, die in Jena studirten und von den Griesbach'schen Eheleuten wie Kinder gepflegt wurden. In diesem Hause verkehrten außerdem viele angesehene Gelehrte und Künstler als freundliche Besucher, darunter: Goethe, Herder, Knebel, Wieland, Weiße und Göckingk.

Goethe und Schiller begaben sich jedoch nicht nach Griesbachs Wohnhause sondern nach seinem Garten, denn sie wußten, daß sie ihn an diesem schönen Abend dort sicher antreffen würden.

Dieser Garten ist der heutige Prinzessinnen-Garten, den die Großfürstin im Jahre 1818 zum Sommeraufenthalt ihrer Kinder, der Prinzessinnen Marie und Auguste, ankaufte. Griesbach hatte ihn geschaffen, selber angebauet, mit Anlagen, Lauben und Plätzen versehen und mit seltenen Blumen geschmückt. Ein kleines zweistöckiges Schloß, welches noch darin vorhanden ist, hatte er ebenfalls erbauen lassen.

Aus diesem reizenden Häuschen trat der Wirth seinen beiden Besuchern entgegen und begrüßte sie mit herzlichen Worten.

Der Kirchenrath Griesbach war von ansehnlicher Statur und starkem Körperbau. Sein Aeußeres war ehrfurchtgebietend; seine Stirn verrieth ruhigen Ernst; alle Gesichtszüge zeugten von Harmonie der Seelenkräfte und von tugendhafter Gesinnung; leutselige Freundlichkeit leuchtete aus seinen Augen. Auch als sein Haar schon glänzend weiß war, bewahrte er eine gerade, straffe Haltung des Körpers. Ein angeborenes Gefühl für Würde und Anstand, ein edles Selbstbewußtsein paarten sich in ihm mit wahrhaftem bescheidenen Wohlwollen, das auch dem Schüchternen Vertrauen einflößte. Die Studirenden fanden in ihm einen strengen Prorektor aber auch einen väterlichen Freund und treuen Rathgeber, der in allen Gegenständen des Wissens Bescheid wußte, mit erstaunenswerther Gelehrsamkeit eine seltene Kraft, Erfahrung und Klugheit verband und seinen Sinn stets auf das Große und Edle richtete.

Die Freunde setzten sich in eine der Lauben, die der Kirchenrath selber mit sinniger Wahl angelegt hatte. Griesbachs Gattin besorgte ein kleines Abendtischchen. Sie, eine alte Freundin von Goethe's Mutter, galt für eine musterhafte Ehefrau und war in ganz Jena wegen ihrer aufopfernden Menschenliebe verehrt.

„Unser Griesbach ist ein musterhafter Gärtnersmann,“ sprach Goethe, indem er mit freudigem Behagen die Blicke in dem schönen Garten umherschweifen ließ. „Man zeige mir noch einen Garten, der so feine Obstarten, so auserlesene Trauben hervorbringt!“

„Ich habe die Stämme selber gepfropft,“ erwiderte Griesbach mit glücklicher, stolzer Miene; „die meisten Bäume habe ich selber gepflanzt.“

„Man zeige mir so viele mannigfaltige, zum Theil seltene Blumen!“ fuhr Goethe fort.

„Sehen Sie nur dieses schöne Rasenplätzchen, von Rosen und Lilien eingefast!“ fügte Schiller hinzu.

„Ich habe es zu Ihrem Andenken angelegt; es sind Ihre Lieblingsblumen, wie ich weiß,“ entgegnete der Kirchenrath.

Schiller drückte ihm gerührt die Hand. Das Gespräch lenkte sich nun auf die Vergangenheit. Schiller gedachte der Zeit, wo seine Gattin schwer erkrankt war und wie Griesbach mit seinen Kindern gespielt hatte, während er selber der Erkrankten Pflege angedeihen ließ.

„Ich habe Sie immer gern gehabt, wenn ich mit Ihnen über wissenschaftliche Dinge sprechen konnte,“ fügte er hinzu, „den erfreulichsten Anblick aber ge-

währten Sie mir, wenn Sie sich mit meinen Kindern unterhielten.“

Griesbach pries nun sein Geschick, das ihn hierher versetzt hatte.

„Hoch lebe unsere edle Herzogin Anna Amalia!“ rief er, mit seinem freien, reinen Blick emporschauend; „und ich preise sie und danke es ihr, daß sie vor zwanzig Jahren, als Walch's Stelle erledigt war, gerade mich auswählte und einen Ruf an mich ergehen ließ!“

Die drei Freunde ließen anstoßend die Gläser erklingen, denn Jeder von ihnen hatte der edlen Fürstin Viel zu verdanken.

„Sie verstand stets die große Kunst, alle Herzen anzuziehen,“ sprach Griesbach mit gerührter Stimme; „immer verbreitete sie Liebe und Freude um sich her; sie ist zum Segen für die Menschen geboren.“

Sechstes Kapitel.

• Zum Gedächtniß Euphrosynens. — Anebel, der alte Simon, in Ilmenau. — Schiller in Weimar.

Der 22. September 1797 war ein Tag der Trauer für Weimar. Ein Liebling des Publikums aller Stände war vom Lichte des Tages geschieden, die lieblichste der Grazien, die Aller Augen erfreut, Aller Herzen erhoben hatte. Es war auch ein Tag der Trauer für die Kunst, welche den Gestalten des Dichters Lebendigkeit und Wahrheit verleiht und sie zu Gebilden schafft, die freilich nicht wie die niedergeschriebene Sprache der Musiker oder der Dichter und Weisen oder wie die Hochgestalten der Maler und Bildhauer in jugendlicher Frische auf die Nachwelt fortleben, die sich aber dennoch in der Erinnerung der späteren Geschlechter, in dem Verständniß der Geweihten erhalten.

Sie, die so oft die Zuhörer entzückt hatte, durch Kraft oder Milde oder Scherz — Christiane Becker, geborne Neumann, Euphrosyne war gestorben.

Wir haben bereits geschildert, wie es Goethe durch

eifrige Bemühungen gelungen war, in wenigen Jahren das Theater von Weimar in einem großartigen Maßstabe zu erweitern, die Schauspieler zu ästhetischer und idealer Vollkommenheit heranzubilden, das Theater zu einem Tempel des Edelsten und Erhabensten zu gestalten. Wir haben auch gesehen, welche kostbare Blüte Christiane Neumann in diesem schönen Kranz der Kunst bildete.

Früh zur Jungfrau gereift, heirathete sie, erst vierzehn Jahre alt, den jungen Schauspieler Becker, der sich am Weimarer Theater als guter Komiker und trefflicher Charakterspieler bewährte. Das Ehebündniß war glücklich. Aber bald gesellten sich zu den häuslichen Pflichten noch die mütterlichen, und mit beiden vereinigte sie noch ihre künstlerischen Bestrebungen für die Bühne. Es war Eifer und Liebe für ihren Beruf aber auch Pflichtgefühl, was sie zu unausgesetzten Anstrengungen für das Theater antrieb. Die ausübenden Kräfte im Personal waren nur eben in der nothwendigsten Zahl vertreten; sie war sich mit Freude bewußt, daß das Publikum in Weimar und Saachstedt sie ungern vermisse, ja, daß sie unentbehrlich war, insofern es sich um ausreichende Einnahmen der Kasse handelte.

Bei allen Prologen und Epilogen in Weimar und Saachstedt, in Erfurt, Rudolstadt und Halle, beim Schlusse der Saison oder dem Eröffnungstücke, ließ Goethe nur sie auftreten. Im Prolog für die zweite Theater-Saison, wo sie zuerst in Iffland's „alte und neue Zeit“ den Jakob spielte, erschien sie im Costüm

dieser Rolle. Goethe hatte ihr Worte in den Mund gelegt, welche den Gegensatz zwischen dieser neuen Rolle und ihrer wirklichen Persönlichkeit, zwischen ihrer Verkleidung und ihrer Lebensrolle als Gattin und Mutter in der traulichsten und liebenswürdigsten Weise ausdrückten:

„Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderbar
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden mich nicht sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.
Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist Alles Licht
Und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll.“

Dieser Prolog, der aus der Wirklichkeit greift und das unbefangenste Selbstbekenntniß als Motiv nimmt, war nicht bloß von komischer Wirkung, sondern stimmte auch zu einer traurigen Vorahnung, wenn man die zarte jugendliche Kraft der Sprechenden mit den außerordentlichen Anstrengungen ihres häuslichen und ihres künstlerischen Berufes zusammenhielt. Dieser originelle

Prolog und ein früherer Epilog, den sie, von einer Kindergruppe umgeben, sprach und worin die Einwirkung der Bühne auf das Leben ausgedrückt ist, legen zugleich Zeugniß von dem traulichen Einverständnis ab, welches zwischen dem Publikum und der Goetheschen Kunstanstalt waltete und der anziehende Zauber, der diesen reizenden Theaterreden innewohnt, wurde noch durch Christianens liebliche Erscheinung und ihren seelenvollen Vortrag erhöht.

Ihr junges Leben wurde aber leider nur zu bald, drei Jahre nach ihrem Ehebündniß, in Folge von Entbindungen und übergroßen Anstrengungen aufgerieben. Ihre Kraft brach allmählig zusammen, nachdem sie den Tod ihrer geliebten Mutter und eines Töchterchens beweint hatte. Um die Saison-Einnahme nicht zu beeinträchtigen, ließ sie sich nicht abhalten, die Weimarische Truppe nach dem Bade Lauchstedt zu begleiten. Aber ihr Husten verschlimmerte sich zu einer zehrenden Krankheit und man mußte sie nach Weimar zurückfahren.

Als die lebensgefährlich Erkrankte schon danieder lag, gereichte ihr noch eine Feuersbrunst, die in Weimar ausbrach, zum Schrecken.

Das Feuer, durch einen Blitzstrahl in einer Scheune entzündet, greift schnell um sich, der Gewittersturm facht die Flamme an, verbreitet sie von Dach zu Dach, von Haus zu Haus. Der ganzen Stadt droht ein schneller Untergang.

Da erinnern sich die Freunde des erkrankten jungen Weibes, das in einem der bedrohtesten Häuser

wohnt. Man beeilt sich, das verlöschende Leben vor dem Verderben zu retten. Schon ist eine Tragbahre herbeigeschafft, um die kranke Frau aus ihrer Wohnung zu entfernen — da wendet sich plötzlich der Wind und hält im entscheidenden Augenblicke die verheerenden Flammen von der Wohnung der Künstlerin ab. Bald geht die Gefahr völlig vorüber.

Angst und Schreck hatten die Leidende jedoch in eine peinliche Aufregung versetzt. Wenige Tage später ereignete sich ein anderer, ebenso verderblicher Zwischenfall.

Der Gatte, bei den Gastvorstellungen in Rudolstadt beschäftigt, hatte sie auf zwei Wochen verlassen müssen. Mit wenig Hoffnung ging er von dannen. Als er aber zurückkehrte und das holde Antlitz des geliebten Weibes in schrecklicher Weise verändert fand, stürzte er besinnungslos im Zimmer nieder.

Durch solche Vorkommnisse verschlimmerte sich der traurige Zustand. Wenige Wochen nach ihrer Heimkehr von Lauchstedt entschlief sie sanft, mild und ergeben, in ihrem neunzehnten Jahre.

Vor dem Entschlummern hatten ihre holden Augen wohl im Kreise der Umstehenden den geliebten Vater und Meister vermißt.

Goethe aber befand sich auf seiner dritten Schweizer Reise, auf denselben Pfaden, die er in genialer Jugend zwei Mal gewandelt war. Seitdem war auch er verändert und verglich jetzt schon den Schnee der Berggipfel mit dem Silbergrau des Alters. Die traurige

Nachricht von Euphrosynens Tod erreichte ihn mitten im Gebirge. Er hatte sie lange erwartet, dennoch überraschte und bewegte sie ihn schmerzlich. Als der Purpur und Glanz der scheidenden Sonne von den zackigen Gipfeln des höchsten Gebirges hinwegschwand, da glänzte ihm vom Felsen das Bild der anmuthigen, geschiedenen Tochter herüber.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen,“ sprach er; „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zu Ehren der Todten.“

Er fühlte sich zu einem Gedichte begeistert, zu der herrlichen Elegie „Euphrosyne,“ die er ihr widmete.

Seinen Schmerz spricht er darin mit den Worten aus:

Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützt den Sinkenden nur;
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen
Thränen
Fließen, und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.“

Dann läßt er die Verklärte an ihn, den Lehrer, die Worte richten. Sie selbst überbringt ihm die Botschaft, daß sie aus der Oberwelt in das Reich der Schatten berufen wurde. Sie gedenkt der unwiderbringlichen Stunden, wo er sie der Kunst der reizen-

den Musen geweiht, wo er in ihr den Arthur, das Gebild Shakespeares, belebt:

„Drohstest mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuscht, hinweg.“

Auf den Schluß des Stücks, wo Arthur, seinen Verfolgern zu entrinnen, den Sprung von den Mauern der Burg wagt und an einem Steine zerschellt, bezieht sich die Stelle der Elegie:

„Freundlich faßttest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich
von dannen,

Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.“

Die Anführung jener beiden Scenen des Schauspiels deutet auf den Antheil, welchen Goethe persönlich bei den Proben daran genommen hatte.

Wie sie bis zur Pforte des Todes alle Kräfte zusammengerafft, um ihm die Sorge für das Theater zu erleichtern, das drückt er wahrheitgetreu in den Worten aus:

Aber du vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrenen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Plage sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart, noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt,

Guter, dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!"

Nach seiner Rückkehr aus der Schweiz regte Goethe zu einer Subscription an, um von dem Gothaer Hofbildhauer Döll ein Denkmal für seinen Liebling, nach Heinrich Meyer's Entwurf, anfertigen zu lassen. Dasselbe steht noch jetzt in einem früheren Theile des Parks, jenseits der Elm, in dem jetzigen Park der Weimariſchen „Erholungs-Gesellschaft,“ welcher ehemals dem heiteren Märchendichter Musäus gehörte.

Eine Säule, die auf einem Würfel ruht, zeigt auf ihren Flächen vier tanzende Genien mit Blumenkörben und Opferschalen, Sinnbilder der Jahreszeiten und der Lebensalter. Vier umschleierte Masken von heiterem und tragischem Ausdruck bilden den Knauf der Säule, dessen Spitze in einer Todtenurne, wie eine Pinie gestaltet, endigt. Der Sockel trägt die von einem Lorbeerfranze umwundene Inschrift: „Euphrosyne.“

Dauernder als dieses Denkmal ist Goethe's Elegie, worin er die Liebliche rühmte, als sie zu den Schatten hinabgegangen war. Denn: „nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.“

Ein lebendiges Ebenbild von Christianen war ihre erste Tochter, welcher sie nach ihrer verehrten und gefeierten Lehrerin den Namen Corona gegeben hatte. Als diese zum ersten Mal in Weimar als Walther Tell auftrat, erregte sie die Theilnahme aller Zuschauer, denn in ihrem Engelsgesicht zeigten sich die schönen Züge der unvergeßlichen Mutter. Goethe und Schiller

liebkosten sie; Ersterer mit schmerzlichem Blicke. Sie besaß nicht das außerordentliche Talent der Mutter, bildete sich aber doch zu einer wackeren Sängerin. Später verheirathete sie sich mit dem Weimariſchen Theater-Cassirer Werner.

Dem sinnigen Denkmal in der düsteren Tannen-Allee des Erholungsgartens hat die Zeit bereits mancherlei Unbill zugefügt; nicht mit Schonung sind die formändernden Naturkräfte daran vorübergegangen und es harrt, halb bemooft und verwittert, seines langsamen aber sicheren Verfalls.

Euphrosynens Bild, welches sie als zehnjähriges Kind darstellt, angeblich von Anna Amalia, eigentlich von Kraus gemalt, war vergessen und verschollen; Niemand bekümmerte sich darum; Keiner wußte wohin es gekommen war. Einige von der kleinen Zahl derer, welche den Repräsentanten der Menschencultur eine pietätvolle Tradition widmen, haben es im Schlosse zu Dessau vermuthet und dort vergeblich gesucht, irre geleitet durch einen Biographen der Neumann und durch den Umstand, daß Anna Amalia es dem Fürsten von Dessau geschenkt hatte. Erst kürzlich ist es einem neueren Lebensbeschreiber der Euphrosyne gelungen, den lange gesuchten Schatz im Schlosse des Georgiums bei Dessau aufzufinden.

Auch ihr Grab auf dem alten Jakobskirchhofe zu Weimar ist verfallen und vergessen. Das Geschlecht der Gegenwart schreitet hastig über Grabhügel seinem materiellen, empirischen Ziele entgegen.

Auch Goethe's herrliche Elegie werden nur noch die Eingeweihten zu deuten verstehen. Sie dient aber den Verehrern von Kunst und Poesie noch immer zur Anknüpfung von Erinnerungen, zur Auffrischung des Andenkens an die reich begabte Künstlerin, die sich sowohl durch ihr Talent, wie die Gaben ihres liebevollen Herzens und ihres tiefen Gemüthes über die gewöhnliche Sphäre erhob.*)

Goethe hatte sich von der Schweizer Reise den Beginn einer neuen Lebens-Epoche für sich und den Herzog versprochen. Von Lavater, den er damals noch als den trefflichsten Menschen schätzte, hatte er gelernt, das höchste Glück bestehe darin, in der Häuslichkeit der Liebe zu leben, Genuß im Wirken zu haben, sich im Besitz von Haus, Frau und Kindern einer rein menschlichen Existenz zu erfreuen.

Er war ruhig geworden, trug sich mit seinem Tasso und verband sein poetisches Schaffen mit seinen vielen schweren Amtsarbeiten.

Sein freundschaftlicher Verkehr in Weimar war sehr beschränkt.

*) Außer den Biographien Euphrosynens von Arnold im Gothaischen Theater-Almanach von 1808 und von Musculus (1836) sind in neuerer Zeit Vervollständigungen zu den ursprünglichen Mittheilungen von Hartung, von dem Verfasser dieses romantischen Culturbildes (in „Weimar's klassische Stätten“ von Robert Springer) und zuletzt von W. Hofacüs (1871) veröffentlicht worden.

Freund Knebel hatte die Residenz für immer verlassen. Nachdem er nach dem Tode seines fürstlichen Zöglings den Charakter eines Majors und eine lebenslängliche Pension erhalten, hatte er abwechselnd in Weimar und Jena gelebt, vor kurzem aber Ilmenau zu beständigem Aufenthalte gewählt. Jetzt, schon im Alter vorgeschritten, vermählte er sich mit der am Weimarischen Hofe beliebten Kammerfängerin und Gesellschafterin der Herzogin Amalia, Luise von Rudolf. Die Verbindung wurde von vielen Seiten mit scheelen Blicken angesehen. Knebel trat deswegen in ein gespanntes Verhältniß mit seiner Schwester Karoline. Die Herzogin gab ihre Einwilligung, wiewohl mit Widerstreben. Karl August bewilligte dem alten Freunde einen Vorschuß zur häuslichen Einrichtung und setzte der ehemaligen Sängerin eine Pension aus. Goethe wünschte ihm Glück, indem er meinte, bei einer solchen Wahl hätte nur Jeder über sich selbst zu bestimmen.

In dem reizenden Bergstädtchen Ilmenau wohnte Knebel seit seiner Vermählung sieben Jahre, bis er 1805 nach Jena übersiedelte. Der Aufenthalt sagte ihm zu, denn er war des Hoftreibens müde, neigte zu beschaulichem Naturgenuß und war durch seine Einkünfte auf ein bescheidenes Leben hingewiesen.

„Wer bei uns in einer Ideenwelt leben will,“ pflegte er zu sagen, „der muß sich in die stille Einsamkeit zurückbegeben und den Hunger nicht scheuen.“

In Ilmenau fühlte der wunderliche Philosoph ein inniges Behagen. Die Berge waren ihm ein Symbol

der Ruhe, mochte der Schnee auf ihren Wipfeln liegen, oder die Drosseln in ihren hohen Wäldern singen. Auch die Nebel und Wolken, die Farbenshatten, die elektrischen Wirkungen der Atmosphäre ergözten ihn durch ihre Abwechslung. Die Zurückgezogenheit wurde dem alten Timon immer naturgemäßer und lieber und er spann in der Stille seinen Lebensfaden fort. Seine Lebensart war die geregeltste und seine Haupt-Elemente reine Luft und frisches Wasser. Hier in den umgrenzten Bergwäldern, im vertrauten Umgange mit der Natur, dichtete er schöne Hymnen und Elegien, von denen er, der Vielschreiberei abhold, wenige hinterließ; auch diese wenigen sind nur zum Theil als seine literarischen Erzeugnisse bekannt geworden, da er seine stille frohe Muse meistens anonym walten ließ.

Trotz seiner Liebe zur Einsamkeit wünschte er sich doch zuweilen einen Freund und es fehlte seinem gastlichen Hause auch nicht an Besuchern, die sich an der ungekünstelten Gutmüthigkeit des Wirthes zu erfrischen kamen. Herder, Goethe, Jean Paul und andere seiner Freunde besuchten ihn abwechselnd und verlebten oft mehrere Wochen bei ihm.

Der Ankommende wurde stets freudig begrüßt. Dann pflegte der athletische Mann mit dem schönen ausdrucksvollen Kopfe dem Gaste entgegenzutreten mit dem Willkommen: „Ho ho! kommt der liebe Freund auch einmal?“

Goethe besuchte aber Ilmenau jetzt nur selten, seitdem eine seiner Lieblingsunternehmungen gescheitert war.

Die Idee Goethe's, die Ilmenauer Bergwerke, welche durch die Teichdurchbrüche und überwältigende Grubenwasser erlegen waren, auf's neue zu betreiben, hatte beim Herzoge Anklang gefunden, doch machte die Ausführung viele Mühe. Bei der Untersuchung des verlassenen Grubenwerks stürzte Karl August in den Schacht und trug schwere Verletzungen davon. Nach solcherlei Bemühungen und Gefährdungen war es ein frohes Ereigniß, als endlich am 24. Februar 1784 der Bergbau neu eröffnet wurde. Goethe hielt bei dieser Feierlichkeit eine Rede, worin er aussprach, daß er selber diesem Augenblick seit acht Jahren mit Sehnsucht entgegengesehen hätte. Zwölf Jahre lang gab der neu eröffnete Bergbau eine ziemlich befriedigende Ausbeute an Erzen, bis er im Jahre 1796 wegen eines Stollenbruchs wieder aufgegeben werden mußte. Goethe sprach über dieses gescheiterte Unternehmen seiner Jugendzeit das weise Urtheil: „es sei nur einem jugendlich thätig frohen Uebermuthe zu verzeihen, eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen.“ Er besuchte aber Ilmenau wie erwähnt, seit jener Zeit nur selten.

Leider gestaltete sich sein Verhältniß zu Herder ohne sein Verschulden immer kälter. Er seinerseits war stets geneigt, den edlen Mann in seinem Bestreben für die Humanität anzuerkennen. Dieser aber verfiel mehr und mehr in eine Verbitterung des Gemüths, in welcher er geneigt war, den unerträglich launenhaften Ton wieder anzuschlagen, mit welchem er schon zuweilen in jüngeren Jahren die Freunde gekränkt hatte. Da-

mals hatte er Goethe einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter genannt. Jetzt, wo mit seiner Unzufriedenheit über seine Stellung in der Weimariſchen Geſellſchaft, mit ſeinen hypochondriſchen Vorſtellungen über ſein vermeintlich verfehltes Leben, ſeine alte Haderluſt heftiger und bitterer erwachte, ärgerte er ſich namentlich über das poetiſche Leben, wie es ſich im Drama verjüngte und blickte mit Bitterkeit auf „die beiden großen Säulen Jachin und Boas,“ wie er ſpöttiſch Goethe und Schiller nannte. So wußte er das Verhältniß mit ſeinem alten Jugendfreunde, dem er ſeine Berufung zu verdanken hatte, nicht zu wahren; auch miſchte ſich wohl eine gewiſſe Eiferſucht gegen den ſanft gebetteten Genoffen ein.

Goethe ertrug dieſe Ungerechtigkeit mit ſeiner gewohnten Duldsamkeit. Man müſſe, meinte er, bei jedem Menſchen den Zuſtand ſeiner Nerven, den Grad ſeiner geiſtigen Reizbarkeit in Erwägung ziehen.

„Man ſchont ſich ſelbſt,“ ſagte er, „wenn man in gewiſſen Lagen nicht ſtreng gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können.“

Die Entfremdung währte jedoch fort. Mit Herder's Kränklichkeit vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt und da Goethe ſelten von ihm ging, ohne immer auf's neue verlegt zu ſein, da ſogar gegen ihn in Herder's Hauſe eine feindſelige Stimmung herrſchte, — wie Herder's Gattin ſelber eingestand, ſo mußte er ſich völlig von ihm zurückziehen.

Dieſe Umſtände bewogen Goethe, ſich noch enger

an Schiller anzuschließen, wozu ihn überdies der Drang des Herzens antrieb.

Schiller wohnte ſeit dem Ende des Jahres 1799 in nächſter Nähe, in Weimar ſelber.

Mancherlei Gründe hatten ihn zu dieſer Ueberſiedelung bewogen.

Die geiſtige Atmosphäre von Jena ſagte ihm bei ſeinen jetzigen Arbeiten nicht mehr in dem Grade zu wie früher bei den philoſophiſchen. Er fühlte das Bedürfniß, theatraлиſche Vorſtellungen anzuschauen, um ſeiner Phantasi neue Anregungen zu geben; er wollte ſich ſelber dem Theater nützlich machen; mit Goethe war ſogar verabredet worden, auf dem Weimarer Hoftheater verſuchsweiſe ein muſtergültiges Repertoire herzuſtellen; überdies fühlte er ſich in Jena gewiſſermaßen vereinsamt, ſeitdem Wilhelm von Humboldt von dort fortgegangen war, während der Reiz Weimar's noch durch die Anweſenheit Goethes und des Jugendfreundes Wolzogen und ſeiner Gattin, Lottens Schweſter, erhöht wurde.

Karl Auguſt erklärte ſich mit Schiller's Vorſatz einverſtanden und bewilligte dem Dichter zweihundert Thaler Zulage.

Am 3. December geſchah der Umzug, nachdem Lotte von einer gefährlichen Krankheit nothdürftig hergeſtellt war. Beide trennten ſich doch nicht ohne Schmerz von dem Kreiſe der Jenenſer Freunde und Getreuen.

Sie nahmen vorläufig eine Miethswohnung, welche

Charlotte von Kalb vor ihnen inne gehabt hatte. Später kaufte Schiller das Mellichische Haus, welches, im früheren Zustande erhalten, noch heute auf der Esplanade No. 6 steht und für Jedermann geöffnet ist.

Die Esplanade war damals noch keine Straße, aus stattlichen, an einander gereihten Häusern bestehend, wie jetzt, sondern ein Platz mit einer doppelten Baumreihe, der vom Palais bis zum inneren Frauenthor reichte und auf welchem das Schillerhaus fast vereinzelt stand, so daß es dem Dichter die Reize einer ländlichen Wohnung gewährte.

Das Gebäude ist ein mittelgroßes einfaches zweistöckiges Haus, mit sechs Fenstern in der Front und einer zweifenstrigen Giebelwohnung im Dache.

Im oberen Stockwerke wohnte Schiller's Familie. Schiller hatte seiner Lolo die bescheidenen Räume so behaglich wie möglich herstellen lassen. Ihr Schlafzimmer lag neben einer bequem eingerichteten Kinderstube. Das harte Sopha wurde mit einer guten Pferdehaar-Matratze versehen, zwei eichene Kommoden und zwei neue Tische angeschafft, die alten Tische aus Buchenholz neu furnirt und gebeizt. Außerdem erhielt die Hausfrau zum eigenen Gebrauche ein schönes Tischchen aus Mahagoni und einen kleinen Theetisch mit lackirtem Blech. Die Sopha- und Stuhlbezüge in den vorderen Stuben wurden gewaschen und neue Gardinen angeschafft, wofür die alten in das Giebelzimmer verlegt wurden.

Dieses Giebelzimmer, neben welchem ein Schlafzimmer liegt, nahm Schiller für sich als Wohn- und Arbeitszimmer in Anspruch. Ein altes Klavier, ein Tischchen, einige Stühle und ein großer Schreibtisch bildeten die ganze Ausstattung des einfachen, grün tapezirten Gemachs.

Das eigene Dach und Fach beglückte den Dichter in seinen letzten Lebensjahren. Das prunklose Erkerzimmerchen war die Stätte, worin der deutsche Dichter und Denker unter Mühen und Freuden seine begeisterten Werke schuf und wo er seine schmerzlichen Körperleiden überwand. In diesem Hause wurden ihm noch drei Jahre eines glücklichen Familienlebens zuteil, im Kreise der Gattin, zweier Söhne und zweier Töchterchen, von denen das eine ihm kurz vor seiner Uebersiedelung, das letzte im Juli 1804 in Jena, wohin er die geliebte Frau geführt hatte, geboren worden war.

Auch Lolo fühlte sich glücklich. Es war in Erfüllung gegangen, was ihr einst träumte: sie saße, an des Gatten Brust gelehnt, in einer hölzernen Hütte auf einer hölzernen Bank und blickte, über Welt und Zeit erhaben, durch die geöffnete Thür in eine himmlische Gegend. So fühlte sie sich jetzt befähigt, über alle Bedürfnisse hinwegzublicken, wenn sein Geist zu ihr sprach. Oft saß sie an seiner Seite, wenn die warme Luft die Blumendüfte aus dem Hausgärtchen in das Gemach hineintrug, und hörte ihn vorlesen oder lauschte, wenn er ihr den Plan zu dichterischen

Gestalten vortrug oder spielte auf dem Klavier, um ihn in erhöhte Stimmung zu versetzen.

Und so lebten sie mitsammen, bis nach wenigen Jahren die Zeit erfüllet war und der müde Leib dem rastlos schaffenden Geist den Dienst versagte — wo Lotte schmerzlich klagte, daß es in dem Zimmer über ihr so „still und leer“ geworden war.

Als König Ludwig von Baiern zwanzig Jahre später das Haus besuchte und sein Bedauern aussprach, daß Schiller in so engen Räumen hatte leben müssen, bedachte er nicht, daß der Dichter niemals Hang nach Luxus und kostbaren Lebensgenüssen gefühlt hatte und daß seine nach innen strebende Individualität dadurch eher gedrückt als gehoben worden wäre.

Siebentes Kapitel.

Papa Wieland in Osmannstädt. — Frau Karoche.

Papa Wieland hatte endlich seinen Lieblingswunsch erfüllt gesehen: er war dem kleinstädtischen Weimar entflohen, dem kleinlichen und doch geräuschvollen Getümmel, welches ihm so lästig war, da er gern wie Horaz durch das Leben weggeschlichen wäre, — wie er selber sagte — um aus den Schriften der Alten oder im stillen Müßiggange ein liebliches Vergessen der Stadt und ihres Lebens einzuschlüpfen.

Oft hatte er sich nach dem Landsitz des Horaz hingeträumt oder sich auch nur nach seinem geliebten Züricher See zurückgesehnt. Denn es war gar enge in seiner städtischen Wohnung, die zwischen zwei Gasthöfen, dem Erbprinzen und dem Elephanten, lag, wo er aus seinem Musentempel auf den unreinlichen Hof des nebenliegenden Gasthauses hinausfah und die Stille seines Denkens von dem Gespräch der Stallknechte unterbrochen wurde. Da war es denn nicht zu verwundern, daß ihm in dieser Enge oft gerade das Glück

träumte, nach dem er sich sehnte. Er wohne in einem prächtigen Hause und spaziere in geräumigen Zimmern umher — dies war ein Traumbild, das seine Seele oft heimsuchte. Es war ihm die höchste literarische Muße gegönnt und ihn verlangte nach einem musenhaft ruhigen Aufenthalt, wo er den Rest seines Lebens zubringen könnte. Ueberdies herrschte in Deutschland noch der holde Friede und in Folge dessen eine allgemeine äußere Sicherheit. „Diese Ruhe,“ erzählt Goethe, „traf mit den inneren, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen; der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen; man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land.“

Um der Sehnsucht nach Naturgenuß und Bodenbesitz einigermaßen zu genügen, hatte sich Wieland schon früher einen Garten gekauft, der nur etwa fünfhundert Schritte von seinem Hause entfernt lag. Dort gab es duftige Staudengewächse, eine Menge Rosensträucher und einige schattige Lauben; im Ganzen aber sollte dieser Garten wesentlich dem Nutzen dienen, gleichwie das dicht beim Hause gelegene kleinere Gärtchen, wo Erbsen, Bohnen, allerlei Kohl und Gemüse, aber auch gutes Obst geerntet wurde. Wieland machte sich jedoch von solchem Nutzen keine übertriebene Vorstellung.

„Ich weiß wohl,“ sagte er, „daß es bei Unserem mit dieser Vorstellung von Nutzen eine bloße Illusion ist, denn ein Garten rentirt nur dem, der

mit den Seinigen Alles selber darin thun kann und nichts kaufen noch lohnen muß. Ich sollte also sagen, ich habe mein Vergnügen daran, überall fruchttragende Bäume und eßbare Pflanzen zu sehen und ein Beet voll blühender Erbsen macht mir ebenso viel Spaß wie einem Blumisten ein Beet voll stolziger Tulpen oder Hyacinthen, und ich freue mich über jede kleine Schote, die aus ihrem weißen Westerhemdchen hervorwuselt, und gucke alle Tage zwei, drei Mal, wie sich ihre Zahl stündlich vermehrt und wie es um meine Paffbohnen, Zuckerschoten, Frühmöhren und Salatstöcke steht.“

Der Garten war zwar, wie er an Gleim schrieb, nur ein Maulwurfshäufchen gegen das kleine Sanssouci, aber dennoch fühlte sich Wieland darin überaus glücklich, so glücklich, daß er sich gerade auf diesen Erholungsplatz berief, als er Anerbietungen vom kurpfälzischen Staatsministerium ablehnte.

„Ich sitze ruhig unter den Bäumen meines Gartens und wäre es nicht hart, wenn ich von den hundertzehn Apfel-, Birnen- und Kirchbäumen, welche ich vergangenen Herbst gepflanzt, die Früchte nicht essen sollte?“

Inzwischen verbesserten sich Wielands Vermögensverhältnisse durch eine Erbschaft, die ihm nach dem Tode seiner Schwiegermutter zufiel. Es sei eben, meinte er, nicht allzu viel für Einen, der alle Tage sechszehn Mäuler mit Brot und Zubehör zu füllen habe. „Aber,“ fügte er hinzu, „für mich ist es noch immer genug, um mir einige Wochen den Kopf zu

verwüsten und ich lerne ja deutlich einsehen, wie gut der Himmel für mich gesorgt hat, mich nicht mit Reichtümern zu überladen. Nichts haben ist eine ruhige Sache, sagen die Schwaben, und gewiß ist es wenigstens das eigentliche Element der Poeten, die nie reicher und glücklicher sind, als wenn sie auf unsers Herrgottes und anderer Leute Unkosten leben können, ohne einen Heller in der Tasche zu haben.“

Dem guten Wieland erging es denn aber glücklicher Weise sein Lebenslang viel besser als jenen armen Poeten; sonst würde er auch wohl ganz anders über ihre Lage philosophirt haben. Zu einer günstigen Stellung und einigem ererbten Vermögen trug auch seine weise Sparsamkeit bei, trotz seiner zahlreichen Familie die Sorge um des Lebens Nothdurft von ihm fern zu halten.

„Es ist noch nicht lange,“ erzählte er, „daß ich, um mein Geld ein wenig beisammen halten zu können, genöthigt war, es in lauter schöne pure Ducaten umzusetzen. Da fing ich an, das Geld lieb zu gewinnen, weil es so schön war. Nun hab ich es schon dahin gebracht, daß ich's liebe, weil es Interessen trägt und, wie Eines aus dem Andern folgt, so bin ich bald dazu gekommen, daß ich nun auch vor kleineren Thalern und sogar vor Biergroschenstücken eine Hochachtung hege, die ich mir vor zehn Jahren gar nicht vorstellen konnte.“

Im Jahre 1797 machte Wieland eine Reise in seine liebe schwäbische Heimat und die Schweiz. Bald

nach seiner Rückkehr, im folgenden Jahre, erwarb er das Gut Dörmannstädt als Besizthum. Er kaufte das Schloß nebst allen Grundstücken für 22,000 Thaler und veräußerte sein Haus in der Stadt an den Geheimrath Voigt.

Den Landsiz Dörmannstädt hatte vorher der Graf von Bünau besessen und die herrschaftlichen Gebäude errichten lassen; nachher kam das Gut an die gräfliche Familie Marischall und dann an die Gemeinde, von welcher Wieland es kaufte. Zwei Jahre früher hatte sich Fichte hierher zurückgezogen, nachdem er in Jena die Ordenspartei und die Anhänger der Duelle gegen sich aufgebracht hatte.

Das Wohnhaus, ein ländliches Schloß, ist noch erhalten wie es zu Wieland's Zeiten war und wir mögen wohl mit innigem Antheil die Stätte betrachten, wo der lebenswürdige Dichter, der den Sitten des Agathon huldigte und sich eines harmonischen Genusses des Lebens besleißigte, ein halbes Jahrzehent seines Greisenalters im Kreise seiner blühenden Nachkommenschaft und in frohem Entzücken über die Reize der Natur zubrachte.

Das Schloß ist nur ein zweistöckiges, langes Gebäude, in deutschem Styl und ohne Prunk. Aber es sieht gar stattlich und vornehm aus mit seiner Fronte von fünfzehn Fenstern, zwei symmetrisch angebrachten Portalen und dem hohen Ziegeldach mit vorspringenden Dachfenstern. Diesem Wohngebäude liegt ein andres ähnlich gebautes gegenüber. Der Vorhof, welchen beide

begrenzen, ist auf der dritten Seite von einer mit Weinspalieren bedeckten Mauer geschlossen; auf der vierten trennt ihn eine Reihe alter Lindenbäume vom Garten. Den größten Theil des Vorhofes nimmt ein weites, mit Laubgehängen umgebenes steinernes Becken ein und empfängt die Strahlen eines Springbrunnens, der einem kleinen Tempel entströmt, auf welchem eine Sirene thront.

Der imposante Garten, welcher sich bis an die Alm erstreckt und mit einem Birkenwäldchen schließt, enthält Hügel, Baumreihen und geräumige Rasenplätze und wird vom Wohnhause aus von einer Doppelreihe von dreißig prächtigen Lindenbäumen durchschnitten.

Hier mußte man den alten Herrn aufsuchen, wenn man ihn in voller Liebenswürdigkeit und Glückseligkeit erblicken wollte. In seinem Osmatinum und den kleinen ländlichen Freuden, in der frischen Luft einer unverkünstelten Natur fühlte er die höchste Menschenfreude, fühlte sich in seinem Element und wurde leiblich wohl, geistig heiter und vergnügt. Er hatte zwar seiner Familie versprochen, ihr die Sorge des Landlebens zu überlassen, aber bald genug vertiefte er sich nicht nur theoretisch in die Oekonomie, sondern baute, ameliorirte und pflanzte viele Hunderte fruchtbarer Bäume, von denen er wenigstens die ersten Früchte noch zu erleben hoffte. Von dem, was er für die Nachkommenschaft pflanzte, meinte er, verlange er nichts als das Vergnügen, es gedeihen zu sehen. — Wenn er Besuch bekam, — und dies geschah oft, da die

Freunde seiner nicht entbehren konnten — so erzählte er ihnen mit inniger Herzensfreude von seinen Ackerpferden und seinem Rindvieh, schilderte ihnen die Wonne, ein echtes Bauernleben zu führen, sein eigenes Brot, eigene Butter, eigene Gemüse und Kartoffeln zu essen und schloß dann gewöhnlich mit der harmlosen heiteren Bemerkung, daß im Grunde Alles theuer genug zu stehen komme.

Sein Osmannstädt war ihm eine reiche Welt und man mußte ihn dort sehen, um dem beizustimmen, was Goethe von ihm sagte: er war ein unendlich guter Mensch. Man mußte ihn sehen, wenn er in seinem Hauscostüm im Garten erschien, und leise vor sich hin pfeifend, umherwandelte, um nach den aufkeimenden Pflänzchen zu sehen, die Steine wegzulesen oder die Maulwurfshügel zu ebnen. Oft sah er auch den rastlosen Mienengräbern bei ihrer unterirdischen Arbeit zu und drückte seine Bewunderung in Hamlet's Worten aus: „Du arbeitest schnell in tiefem Grunde, würdiger Pionier!“ Seine Kleidung bestand in einem Schlafrock mit breitem rothen Gürtel; die grauen Locken waren mit einer schwarzen Kappe bedeckt, oft auch nur mit einem Tuche, das er um den Kopf gewunden hatte und immer höher zurückschob, je lebhafter er sich in ein Gespräch vertiefte. Sein Züge gewannen den Ausdruck seiner Seele, namentlich wenn er mit Wärme und Lebhaftigkeit sprach.

Wie überall, so bildete auch im Osmatinum seine Familie sein höchstes Glück; sie war — nach seinem

eigenen Ausdruck — eine Familie der Liebe, eine Vereinigung von so vielen guten, unschuldigen, unverfälschten, edlen und gefühlvollen Seelen, wie wohl selten in Einem Hause beisammen sein möchten. Als noch vierzehn Kinderchen um ihn herum krabbelten, kleine Mitteldinge von Meffchen und Engelnchen, wie er sie nannte, dabei gesund, munter und hoffnungsvoll, da erblickte er in dem, was Andre für eine große Last halten, gerade das größte Glück auf Erden.

„Das Alter,“ sprach er, „überhleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre immer mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt.“

Im Jahre 1777 drückte er in einem Briefe seine Freude aus über seine hundert und zehn schöne Obstbäume, die er so eben gepflanzt, und über sein Weib und seine sechs Kinder und seine alte Mutter. Nach vier Jahren hatte sich die Familie noch um zwei Kinder vermehrt und er sah sich von vier Mädchen und vier Knaben umgeben. Als die Zahl bis auf zehn gestiegen war, auf vier Söhne und sechs Töchter, von denen die beiden ältesten schon junge Wittwen geworden waren, da überkam ihn die Sorge, es könnte wohl möglich sein, daß alle diese Blumen und Sprößlinge um ihn her welken und verdorren könnten und er zuletzt als ein alter kahler Storr einsam übrig bliebe. Von den vierzehn Kindern, die ihm bescheert wurden,

mußte er drei Knaben und zwei Mädchen „der Natur wiedergeben;“ es blieben ihm noch drei Söhne und sechs Töchter am Leben. Seine Tochter Sophie verheirathete sich 1785 mit Rath Reinhold, der viele Jahre Wielands Hausgenosse blieb. Zu großer Freude gereichte es ihm, wenige Jahre, bevor er nach Döbmannstädt zog, seine Tochter Charlotte mit dem Sohne seines verewigten Freundes Gefner als Gattin vereinigt zu sehen. In Döbmannstädt hatte Wieland sieben Kinder und vier seiner Enkel um sich. Sein zweiter Sohn Ludwig stand an der Spitze der liebenswürdigen Nachkommenschaft und leitete die Landwirthschaft als Verwalter.

Eine der bedeutendsten Begegnungen in Döbmannstädt war für Wieland der Besuch seiner Jugendfreundin und ersten Liebe, der Frau Geheimrätthin Sophie Laroche, welche im Sommer 1799 mit ihrer Enkelin Sophie Brentano zum Besuch dort eintraf.

Sie war Zeugin von Wieland's verspäteter Aufnahme in die Döbmannstädter Dorfgemeinde. Wieland schrieb sich in das Lagerbuch der Gemeinde ein; dann reichten er nebst seinen drei Söhnen den Dorfvorsetzten die Hand als Mitbürger und erhielten dafür die herzlichsten Glückwünsche für Ernte- und Kindersegen.

Frau Laroche hatte ihren Freund seit dreißig Jahren nicht gesehen; Beide waren alt geworden, aber sie, die Verfasserin von „Miß Lony“ und „Sophie von Sternheim,“ hatte noch ihre frühere Empfindsamkeit bewahrt, so wie sie auch noch dieselbe Mode in der

Kleidung und denselben Kopfsputz trug, in welchem ihr ehemaliger Geliebter sie zuletzt vor dreißig Jahren gesehen hatte.

Sie fühlte sich überschwänglich glücklich in seinem Hause; dieser Aufenthalt sollte sie für viele Jahre voll Kummer schadlos halten.

Am Morgen besuchte sie ihn in seiner Bibliothek und in dem nebenliegenden Arbeitszimmer. Hier waren die Wände mit Landschaftsbildern, darunter die Abbildung von Horazens Tibur, geschmückt. Ueber Wielands Schreibpult hing das Bildniß seiner erhabenen Gönnerin, der Herzogin Anna Amalia. Frau Laroche hatte die Herzogin in ihrem Geburtsorte Kaufbeuren kennen gelernt, als diese auf ihrer Reise nach Italien das Städtchen berührte.

„Ich sagte Ihrer Durchlaucht, sie sei durch den Ort gereiset, wo die heiligste Frau, nämlich die heilige Crescentia, und zugleich die profanste, eine Romanschreiberin, nämlich meine Wenigkeit, geboren worden.“

Wieland lächelte.

„Meine Herzogin!“ sprach er, in gerührtem Tone. „Wer sie nur ein Mal gesehen und gehört, wird ihr Unterthan. Ich zweifle sehr daran, daß es eine Fürstin geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unseres Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fuße leben könnten. Bisher ist sie unser einziger Trost gewesen und ohne sie würde Weimar in kurzer Zeit ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest sein. Seitdem ich meinen

Aufenthalt hier aufgeschlagen habe, ist es mir erst klar geworden, daß sie mir zum Lebensumgang völlig unentbehrlich ist. Auch sie vermißt mich und so ist denn ein wunderliches Hin- und Hersenden von Boten entstanden, ohne daß wir jedoch damit unsere Unruhe beschwichtigen können.“

Auf einem Spiegeltische zeigte sich ein zierlich aus Buchsbaum geschnitztes Figürchen von Voltaire.

„Welch ein sprechendes Gesicht!“ rief Frau Laroche.

„Man hat mich oft mit ihm verglichen,“ meinte Wieland, „aber einem Franzosen, der mir einstmals dieses artige Compliment in's Gesicht sagte, erwiderte ich, daß mir wenigstens vierhunderttausend Livres Rente fehlten, ehe ich so unverschämt wie Herr Voltaire sein könnte.“

Frau Laroche blickte nach dem Garten hinaus und freute sich, als sie sah, wie Wieland's zweiter Sohn gleich einem rüstigen Landmanne einen Rasenplatz abmähet.

„Ei ja,“ meinte Wieland, „ich habe mich manchmal ein wenig über mich und meine Erzieher geärgert, daß ich die Grabschaufel und die Hacke nicht auch so munter und nervig führen kann, wie mein Tagelöhner, der junge Kerl in den lumpichten Lederhosen, der da für mich arbeitet und sich dabei gar nicht bewußt ist, welcher einen Vorzug er durch seine harte Erziehung und seine Armuth vor mir hat. Zuweilen nehme ich auch wohl die Schaufel und die Baum säge und wenn ich sie etliche Minuten geführt habe, finde ich, daß mir alle

Nerven in Armen und Händen zittern und daß Hans nicht mehr lernen wird, was Hänchen versäumte. Indessen tröste ich mich immer wieder damit, daß ich den Ersatz für das, was mir an Knochen und Sehnen abgeht, an baarem Geist empfangen habe und daß der Herr nicht Gefallen hat an der Stärke des Rosses noch an Jemandes Beinen und daß am Ende Keiner Ursache hat, mit seinem Loos unzufrieden zu sein.“

Wieland's Töchter brachten jetzt Gläser voll köstlicher Buttermilch und Teller voll Kirichen und stellten den Gästen anheim, was sie zum Frühstück wählen wollten.

„Ich habe die lieben Mädchen schon beobachtet,“ sagte Frau Laroche, „wie sie unter der Leitung der Mutter für Küche und Keller, für Speisekammer, Wäsche und Bleiche beschäftigt sind.“

„Die Mädchen sind alle drei treffliche Hausfrauen,“ entgegnete Wieland, „und machen sich mit Küche und Garten, mit Flachsziehen und Spinnen, mit Butter- und Käsemachen nebst den anderen gewöhnlichen Hausarbeiten genugsam zu thun.“

Die Tochter Julie trat jetzt mit einem Korbe voll Rosen ein. Wieland herzte sie.

„Sie ist gut,“ sprach er, sich an die Freundin wendend; „sie ist sehr gut und in vielen Stücken ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Sie können also denken, wie mein Herz an ihr hängt.“

Sie gingen jetzt hinunter und Wieland zeigte seiner Freundin seinen Wirthschaftshof nebst allen Scheunen

und Stallungen; dabei verrieth er in der Unterhaltung die gediegensten Kenntnisse von der Landwirthschaft.

„Ich bewundere ebenso Ihre Einsichten wie Ihre Liebe zum Feldbau, mein werther Freund,“ sprach Frau Laroche. „Das Vergnügen, Sie so über Felder, Wiesen und Gärten sprechen zu hören, wird noch durch die Erinnerung erhöht, daß sie mir vor neun und vierzig Jahren ebenso lebhaft und deutlich den Plan zum Anbau des wissenschaftlichen Gebietes vorlegten. Dieser ganze Landsitz ist ein Sinnbild Ihres Geistes; o, wie entzückt es mich, daß der schöne Wunsch des Horaz, ein Landgut und ein gesundes Alter, bei Ihnen in Erfüllung gegangen ist! möge der Boden, den Sie betreten und lieben, Ihnen tausendfältig tragen, wie die Anlage Ihrer Geisteskräfte unserm deutschen Vaterlande getragen hat!“

Wieland's Secretair, der junge Doctor Lüttemüller, gesellte sich zu ihnen. Wieland hatte ihn nach der Ankunft der Frau von Laroche durch ein Billet nach Dßmannstädt berufen.

„Warum lassen Sie sich gar nicht sehen?“ fragte er ihn. „Sie wissen ja, wen Sie hier finden würden; fühlten Sie sich gar nicht hierher gezogen?“

„Ich bin in Gedanken fast immer hier gewesen,“ entgegnete der junge Mann, „aber ich glaubte, in der ersten Zeit nicht persönlich kommen zu dürfen; ich fühlte mich aus Ehrfurcht zurückgehalten, aus Besorgniß, Sie und Ihre Freundin, die nach so langer Zeit wiedergekehrt ist, durch meine Gegenwart zu stören.“

Wieland drückte ihm die Hand und stellte ihn der Frau von Laroche als seinen Hausfreund vor.

Sie gingen im Garten umher. Lütkenmüller äußerte die Freude eines harmlosen Mannes, indem er die Fülle der Blüten und Blätter bewunderte. „Aber Sie, Herr Hofrath,“ sprach er, zu Wieland sich wendend, „Sie müssen die Gärten von Italien und Griechenland besuchen; dort am Tiber und am Nilus liegen die Domainen, welche die Musen Ihnen angewiesen haben.“

„Wie könnte ich mein braves, treues Weib so lange allein lassen?“ erwiderte Wieland. Dann sprach er von der Freude, die ihm ein Garten stets gewährt hatte.

„Wiewohl ich zum eigentlichen Gärtner, geschweige zum Bauer verdorben bin, so ist doch der Antheil, den ich an meinem Gartenwesen nehme, das Einzige, was mich für jetzt am Leben erhält. Da schlendere ich vom Morgen bis in die Nacht herum und sehe der allgemeinen Entwicklung aller Keime, Knospen, Eierchen und Puppen zu und freue mich an dem ewigen Leben der Natur und begucke des Tags wohl zwanzig Mal meine jungen Bäume, an denen ich jede Knospe so gut wie meine eigene Nase kenne. Leider,“ fügte er seufzend hinzu, „leider haben wir ein barbarisches Klima, dem nichts angelegentlicher ist, als sich in seiner ganzen rauhen Natur wieder herzustellen, wenn es sich einmal ein wenig vergaß. Es ist zwar nicht verständig, zu schmälern, aber eine Bitterung,

die meine Geisteskraft lähmt und sie mit leiblichem Unwohlsein fast ganz erdrückt, bleibt doch eine höchst unbehagliche Sache.“

Nach Tisch saß Frau Laroche zwischen Wieland und seiner Frau und hielt von Jedem eine Hand.

„Wer kann die Gefühle und Bilder der Erinnerung beschreiben, welche meine Seele überwältigen!“ rief sie mit etwas überspannter Empfindsamkeit. „Wie viel ist mit uns und unsern Freunden geschehen, seitdem wir uns das erste Mal sahen! Wie groß ist der Kreis, in welchem wir umhergeführt wurden, um uns jetzt als Freunde und Verwandte wiederzusehen!“

„Sophie war meine erste Liebe,“ sagte Wieland, indem er sich harmlos an seinen jungen Freund richtete; „es war aber eine platonisirende Liebe, die sich gleich entspann, als ich von Erfurt nach Biberach zurückkehrte. Der lieben Sophie Gutermann trug ich in den Stunden der Weihe meine religiösen und philosophischen Ueberzeugungen vor. Man pflegt zu sagen, alte Liebe rostet nicht und ich will es nicht bestreiten, jedoch hatte sich meine Leidenschaft für Sophie, nachdem sie Frau Laroche geworden war, bald zu einer ruhigen Freundschaft herabgestimmt, und so ist es auch geblieben. Wir hätten gar nicht getaugt mit einander, geschweige als Mann und Frau zu leben, und sahen dies Beide sehr gut ein, nachdem der erste Schmerz unserer Trennung vorüber war. Bei allen meinen Liebchaften war viel Täuschung;

reine Glückseligkeit kenne ich erst seit meiner Verheirathung.“

Nach diesen Worten umarmte Wieland seine Gattin.

„Ja,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „sie ist zwar kein Schöngestirn und hat außer dem Oberon Nichts von meinen Schriften gelesen, — aber sie ist mir als Lebensgefährtin über Alles theuer. Wenn ich Alles verlöre und nur sie erhielte, so würde meine Seele sich wieder trösten. Sie ist eines der vortrefflichsten Geschöpfe Gottes, ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopfe ohne Vorurtheil und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die sechs und dreißig Jahre, die ich nun mit ihr lebe, sind vorbeigegangen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheirathet zu sein; im Gegentheil ist sie und ihre Existenz mit der meinigen so verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt sein kann, ohne ein Art Schweizer Heimweh zu empfinden.“

„Und mir ist es, als könnte ich nicht länger denken, als seit ich meinen Mann geheirathet habe,“ fiel Wieland's Gattin ein. „Er und meine gutartigen, an Leib und Seele gesunden Kinder machen das ganze Glück meines Lebens aus.“

Wieland wurde dadurch wieder angeregt, seine Kinderliebe auszusprechen; nur hörte man ihm an, daß er um seine Charlotte bangte.

„Wie wenig dachte ich mit meinem Salomon Gef-

ner vor vierzig Jahren daran, daß er einen Sohn, ich eine Tochter haben würde, in welchen unsere Freundschaft wieder aufblühen, unsere Namen und Herzen durch das heiligste Band der Liebe vereinigt werden sollten! Ja, es war ein herrlicher Tag, als unser Herder das schöne, heilige Band knüpfte, das unsere geliebten Kinder umschlingt. Aber,“ fuhr er mit bekümmertem Miene fort, „wie wenig dachten wir vor zwei Jahren daran, daß der ganzen Schweiz eine Revolution bevor stehe! Wir priesen unsre Lotte selig, daß sie im Lande des ewigen Friedens lebte und trösteten uns öfter mit der Vorstellung, daß uns doch die Schweiz und unser liebes Zürich offen stände, wenn es auch bei uns stürmisch und unsicher werden sollte.“

Nach einer kurzen Pause setzte er dann mit erheitertem Blicke hinzu:

„Nun, was die Götter auch über alle übrige Republiken beschlossen haben mögen, so habe ich doch für meine kleine Diogenische Republik zu Dörmannstadt nichts zu fürchten und im schlimmsten Falle könnten meine Lotte und ihr Mann hier ihr Asyl suchen.“

Wieland's Aufmerksamkeit wurde hier vom Gespräche abgelenkt; er verließ die Gäste und trippelte mit einem freudigen Willkommenruf die Linden-Allee hinauf, seinem Freunde Herder entgegen.

Er hatte seine blühende Tochter mitgebracht, welche von Wieland's Töchtern freudig begrüßt wurde und sich auch bald mit der lebenswürdigen Enkelin der Geheimrätthin befreundete.

Herder schätzte die Verfasserin der „Miß Lony“ trotz ihrer Gefühlseligkeit sehr hoch.

Man gelangte bald zur traulichsten Unterhaltung. Frau Laroche sprach ihre Freude aus, daß Goethe sich für den folgenden Tag zur Mittagsuppe hatte anmelden lassen.

„Welch ein schätzbarer Genuß wird es für mich sein,“ sprach sie, „ihn und meinen Freund Wieland in dem brüderlichen Ton der Alten mit einander sprechen zu hören!“

„Wenn es jemals so weit kommen sollte, daß ich Nichts mehr lieben kann,“ sagte Wieland, „so werde ich doch Goethe und Merck noch lieben.“

„Frau Mja genießt der süßesten Freude der Erde, der Mutterfreude,“ sprach Sophie, „und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, welche diese Freude so sehr verdient wie Frau Goethe.“

Es kam zur Sprache, daß auch Goethe sich vor kurzem einen ländlichen Wohnsitz zu Ober-Kopfla angekauft habe und in nachbarliche Gemeinschaft mit Wieland getreten sei, da jenes Freigut in demselben Thale, nur auf dem linken Ufer der Elm lag.

„Wie würde unser alter Graf von Stadion, in dessen Hause mein guter Gatte Laroche so viele Jahre als Faktotum lebte, sich gefreut haben, wenn er noch erfahren hätte, daß die beiden großen Männer noch im Alter ihre Liebe zum Landleben bekunden! Und erinnern Sie sich nicht, bester Wieland, daß Sie selber ihm einst sagten, alle großen Männer hätten gegen

den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt im Schoße der Natur gesucht?“

Wieland nickte freundlich zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja,“ sprach er, „es kommt immer einmal eine Zeit, wo man nichts weiter zu thun hat, als sich in seine Tugend einzuhüllen, zu Hause zu bleiben, seine Kinder zu warten und Stanzen zu machen. Unbill habe ich auch genugsam erfahren, aber die Liebe zu meiner Kunst selber entschädigte mich stets für das Unglück, ein Deutscher zu sein. Goethe erwies sich immer theilnahmvoll gegen mich und wenn die Männer, die ich ehre und liebe, wirklich gut von mir denken, so ist es ein gutes Werk, wenn sie es mir sagen; sie dürfen nicht befürchten, daß ich davon aufgeblasen werde.“

Sie waren an eine kleine Terrasse gelangt, von wo man auf eine Gemeindeglocke und auf die Hintergebäude des Dorfes blickte. Frau von Laroche setzte sich auf eine Bank und schrieb in ihre Schreibtafel.

„Meine gute Sophie findet immer Etwas aufzuschreiben,“ meinte Wieland mit gutmüthigem Spotte; „späterhin werden wir es in aller ihrer herzlichen Redseligkeit, mit Druckerschwärze auf Weiß gemalt, zu sehen bekommen.“

Darauf nahm er einen Korb vom Boden und begab sich nach einem großen Amarellen-Kirschbaum, um einen Teller der kostbaren Früchte für seine Freundin zu pflücken.

Während die weibliche Gesellschaft sich die erfrischende Spende wohl schmecken ließ, begab sich Wieland mit Herder und Lütkenmüller nach der anderen Seite des Gartens.

„Diese vortreffliche Frau Laroché ist für mich einzig,“ sagte Herder unterwegs. „Die Personen in ihren Romanen, ihr Sternheim, Seymour, Mich sind eigentlich sie selber, aber ihre Lieblingsgedanken, ihre kleinen Bemerkungen und Ausichten für das Leben verrathen süße Blicke der Seele, gewisse innere Winke und Divinationen, mit denen ich sympathisire und die mich nicht bloß aufmerksam sondern auch andächtig stimmen.“

Sie hatten die Brücke am Ende der großen Linden-Allee erreicht, wo das schattige Gewölbe Kühlung gegen die Sommerhitze gewährte. Hier ließen sie sich nieder und Herder besprach mit seinem Freunde den Plan zu seiner „Aurora für das neue Jahrhundert,“ aus welcher später die „Adrastea“ wurde.

Die Unterredung wurde durch die Ankunft einer herzoglichen Equipage unterbrochen. Der Lafai brachte ein Briefchen, worin Anna Amalia ihren alten Freund zu Hofe lud, wo er dem Könige und der Königin von Preußen vorgestellt werden sollte.

Wieland war außer sich, daß er aus seiner behaglichen Ruhe gestört wurde und machte kein Hehl daraus. In der übelsten Laune ließ er sich von Frau und Töchtern ausstaffiren, wobei ihm manches unwirksame

Wort entfuhr, während die Seinigen, die ihn in diesem Punkte kannten, still lächelten.

Herder begleitete den Freund nach Weimar zurück. Lütkenmüller blieb bei den Gästen in Ohrmannstädt.

Er fühlte sich vorzugsweise zu Sophie Brentano hingezogen. Das junge Mädchen in der Blüte der Schönheit, voll seltener Tiefe des Gefühls und Zartheit des Geistes, verrieth in ihren Zügen eine räthselhafte Traurigkeit und Schwermuth.

Lütkenmüller fand sie auf einer Rasenbank unter den pyramidenförmigen Fichten an der Elm sitzen. Ein Gewitter hatte sich unerwartet schnell am südlichen Himmel zusammengezogen und die dunklen Wolken eilten wild vom Horizonte herauf.

„Sie sind in ernstes Nachdenken versunken, mein Fräulein,“ sprach Lütkenmüller; „darf ich nicht erfahren, was Sie hindert, heiter und glücklich zu sein?“

„Woher wissen Sie denn, daß ich unglücklich bin?“ fragte sie, die Augen zu ihm emporschlagend. „Es weht hier an diesem Orte in die Aeolsharfe meiner Seele,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort; „sollte man hier nicht nachdenklich, nicht poetisch gestimmt werden, wo die Gegenwart Alles bietet, was die berühmtesten Stätten der Vorzeit nur bieten können? Ach, ich möchte wohl bis an meinen Tod beim Papa Wieland bleiben!“

Jetzt begann der Regen zu fallen; aus dem herangezogenen Gewitter zuckten Blitze und der Donner rollte.

Sophie stand auf, um sich nach dem Wohnhause zu begeben, wohin die übrigen Frauen schon geflüchtet waren. Sie ging gemessenen Schrittes.

„Es herrscht eine unerschöpfliche große Kraft in der Natur,“ sprach sie unterwegs; „die Größe unserer Seele erscheint dagegen unbedeutend. Aber unser ganzes Erdenleben gleicht einem Gewitter; es mag noch so sehr toben und stürmen, so können wir doch mit Bestimmtheit erwarten, daß es bald vorübergeht und unsere Seele alsdann von einer schöneren himmlischen Sonne erquickt werde.“

Im Hause plauderten die Mädchen und Frauen traulich und munter, bis das Gewitter vorüber war. Dann bewährte sich auch schon hienieden, was Sophie Brentano sinnbildlich gesagt hatte: ein schöner Regenbogen wölbte sich auf, lustig schweiften die Schwalben umher, an den Bäumen und Büschen hingen im Sonnenglanze glitzernde Tropfen und die Blumen auf den Rasenteppichen richteten erquickt ihre Kronen empor.

Als der Abend dunkelte, kehrte Papa Wieland heim. Er war in einer ganz entgegengesetzten Laune wie bei seiner Abfahrt: in der heitersten Stimmung und konnte nicht genugsam erzählen und schildern, welcher schmeichelhaften Anerkennung er sich zu erfreuen gehabt, wie bekannt die Königin sich mit seinen Schriften gezeigt und wie sehr sie ihn durch unwiderstehlichen Zauber, durch ihre Huld und Grazie entzückt habe.

„Der König,“ erzählte er, „versicherte mir, daß er sich freue, einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dessen Schriften er Vieles gelesen hätte. Es sei auch gerecht, daß man jetzt eine schöne Ausgabe meiner Werke veranstalte. Dann trat der Erbprinz von Mecklenburg hinzu und sprach mit mir über den Oberon. Im Letzteren zeigte die Königin besonders eine große Belesenheit, aber sie ging auch über meine übrigen Schriften auf Einzelheiten ein. In Eisenach, erzählte sie, hätte sie mir zu Liebe den Mönch und die Nonne erklettert. Kurzum, ich sage euch, Kinder,“ fügte Wieland mit der glücklichsten Miene hinzu, „es ist nur eine Erfindung der Schmeichler, daß es mehrere Grazien gäbe; es giebt nur eine einzige, und diese habe ich heute mit meinen Augen kennen gelernt.“

Man trennte sich in der glücklichsten Stimmung, um sich zur Nachtruhe zu begeben.

Auf ihrem stillen Zimmer hörte Frau von Laroche noch Wieland's Pianoforte heraufstönen; so hatte sie vor fünfzig Jahren seinem ungekünstelten, seelenvollen Spiele gelauscht. Ihre Seele war bewegt und sie schlief erst spät ein.

Achtes Kapitel.

Ehusnelda's Freundschaftstage — Ein Grabmal an der Elm und eines in der Hofkirche. — Es ist ein Schmitter, der heißt Tod.

Rozebue war beim Waimarischen Hofe empfangen worden, hatte aber in den geistreichen Kreisen der Stadt keine Aufnahme erhalten. Als dies zur Sprache kam, machte Goethe eine Anspielung auf die Verhältnisse in Japan und wollte auch in Weimar einen weltlichen und einen geistlichen Hof unterschieden wissen.

Dieser geistliche Hof war, wie wir wissen, allerdings von großer Bedeutung, so bescheiden und unansehnlich er auch im Aeußeren auftrat.

Anna Amalia blieb noch immer die Leiterin desselben und in ihren Abendzirkeln versammelten sich die Paladine noch immer am liebsten.

Wie einfach und ungezwungen finden wir hier Alles!

In einem mäßig großen Zimmer sehen wir die Wirthin und ihre Gäste um einen Tisch versammelt.

In der Mitte sitzt Anna Amalia, neben sich die kunstgeübte Elise von Gore. Beide sind mit Malen beschäftigt. Charles Gore, der vortreffliche, viel gereiste Kunstfreund und Kenner, steht hinter der Tochter und schaut ihrer Arbeit zu. Es ist eine Gegend an der sicilischen Küste, die sie malt, und er lobt die Auffassung des Gesichtspunktes und die Prospektzeichnung; aber an dem einen Schiffe hat er Etwas auszusetzen, wie es denn überhaupt schwer war, ihn, der sich praktisch mit dem Schiffsbau abgegeben, in den Seestücken vollkommen zu befriedigen. Auch Goethe ist eifrig beim Zeichnen. Die Früchte von Deser's Unterricht, dessen er als Jüngling in der alten Pleißenburg zu Leipzig genossen hatte, waren nicht verloren gegangen. Deser nebst Shakespeare und Wieland erkannte Goethe als seine echten Lehrer an. „Deser,“ äußerte er, „habe ich den Geschmack am Schönen, meine Kenntnisse und Einsichten zu verdanken; er lehrte mir auch, das Ideal der Schönheit sei Einfachheit und Stille.“

Goethe zeichnete gern landschaftliche Skizzen; auch pflegte er, bei Spaziergängen solche Gegenstände, die sich zum Bilde eigneten, aufzufassen und zu Hause zu Papier zu bringen; selbst Gegenden, von welchen im Gespräch die Rede war, griff er mit erregter Einbildungskraft auf und trachtete dann, sie zu entwerfen.

Hinter Goethe steht Heinrich Meyer, der Beschäftigung des Freundes zuschauend, der ihn auf Winkelmanns Wege gern begleitete, — Heinrich Meyer, die Seele des Goetheschen Kunstvereins, der sich die hohe

akademische Aufgabe gestellt hatte, die Künste in ganz Deutschland zu fördern.

Einfiedel hat sich in ein Buch vertieft. Emilie von Gore betrachtet eine Zeichnung und theilt ihre Bemerkungen dem nebensitzenden Herder mit. Fräulein von Goechhausen ist mit Nähen beschäftigt und unterhält sich dabei mit der zweiten Hofdame, dem Fräulein von Wolfskeel.

In diesen Zirkeln, in welchen sich die geistreichsten Personen versammelten, herrschte ein heiter geselliges Leben, wobei das Verschiedene, das zur Trennung geneigt war, durch den milden Charakter der Herzogin veröhnt wurde.

Die herzoglichen Abendzirkel machten jedoch nicht allein die Versammlungen des geistlichen Hofes aus. Auch bei Frau Johanna Schopenhauer fanden gesellschaftliche Zusammenkünfte statt, in welchen alles Merkwürdige in der geistigen Welt zur Mittheilung kam. Diese schon als Schriftstellerin bekannte Frau, welche, in reichliche Verhältnisse eingelebt, sich im Vaterlande sowie auch in England und Frankreich mannigfach gebildet hatte, auch den Pinsel mit kunstgeübter Hand führte, war durch die anziehende Kraft, welche vom Weimariſchen Hofe ausging, bewogen worden, sich in Weimar niederzulassen und selber zur Förderung jenes außerordentlichen Lebens beitragen zu helfen. Doch erst sechs Jahre nach der Zeit, von welcher wir jetzt reden, erst nach dem Schreckensjahre 1806 erhielt die Schopenhauerſche Geſellſchaft ihre

volle Bedeutung und wurde der geſellige Mittelpunkt, in welchem man ſich durch eine heitere Vereinigung von dem geiſtigen Druck befreit und durch Lektüre, Geſang, Deklamation und durch das Anſchauen plastiſcher Kunſtgebilde den Geiſt bildete und das Urtheil läuterte. Hier bot ſich auch Gelegenheit zu Bekanntschaften und Annäherungen. Dichter und Künſtler kamen von allen Seiten und kein Fremder von Bedeutung ließ dieſe Verſammlungen von Geiſt und Talent unbeſucht.

Vor dieſer Schopenhauerſchen Geſellſchaft aber vereinigte der „kleine Dämon von gutem Ton“, Anna Amalien's Favoritin Thuſnelde, die geiſtreichen Perſönlichkeiten, darunter die Heroen der deutſchen Literatur, regelmäßig in ihren Dachzimmern. Dieſe Vereinigungen, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, fanden Sonnabends ſtatt und wurden „Freundschaftstage“ genannt. Die liebenswürdige Wirthin, Fräulein Luise von Goechhausen, bediente die Gäſte, welche ein Mal für immer eingeladen waren, mit einem ſelbſt bereiteten und ganz vorzüglichen Kaffee und kleinen Brötchen, welche ſich den rühmlichen Namen „Freundschaftsbrötchen“ erwarben. Sie war gar lieblich und launig, wenn ſie mit ihrer heiteren, ſchalkhaften Miene, mit ihrem ephraubekränzten, nach vorn geſtülpten Strohhute, dem reichen über den gekrümmten Rücken wälenden Haar, hin und her trippelte, um in den engen Räumen Platz für die überzähligen Fremden zu ſchaffen, welche die Gäſte eingeführt hatten.

Dort traf man den lebenswürdigen Allerweltsfreund von Einsiedel, die graziöse Hofdame von Wolfskeel, den trocken humoristischen Züricher Heinrich Meyer, die heitere Frau von Egloffstein, Rath Krause, Wieland, Böttiger, Mimi von Dertel, Frau von Stein, Henriette Anebel, Leo von Sedendorff, Niedel, Bertuch und viele andre Mitglieder der herzoglichen Tafelrunde.

Man las, trug Gedichte vor, lösete Räthsel und poetische Fragen oder entwarf den Plan zu Redoutenaufzügen und Maskenscherzen. Goethe las oft vor, setzte dabei öfters ab, um Bemerkungen zu besserem Verständniß des Vorgelesenen einzustreuen, durch kurze geistreiche Worte in das Wesen der Sache oder das Talent des Autors einzudringen oder um seine eigene Meinung aufrichtig und unbefangen zu äußern. Wenn Andre vorlasen, hörte er gern zu, pflegte aber dabei an einem besonderen Tischchen, das immer für ihn bereit stand, zu zeichnen.

„Was stellen wir nur an dem bevorstehenden Geburtstage unserer Herzogin Amalia vor?“ fragte die Goechhausen.

„Es sind nur noch wenige Tage bis dahin,“ meinte Henriette von Egloffstein.

„Ach, wenn wir weiter Nichts haben, so spielen wir wieder „die stolze Basti“; das Stück ist ja reizend und hat allgemein gefallen, als wir es im Salon der Herzogin aufführten.“

„Es ist aber schon zu oft wiederholt worden.“

„Ja, aber was anfangen? Wie kam es auch, daß wir nicht eher daran dachten?“

„Höret, Herrschaften!“ begann Goethe, „ich verspreche euch, noch ein neues Stück zu dichten, womit wir unsere geliebte Fürstin an ihrem Geburtstage überraschen können.“

„Ach, das wäre ja herrlich!“ riefen Alle.

„Aber unter gewissen Bedingungen.“

„Unter welchen?“

„Fräulein Thusnelda traktirt uns heute mit Punsch, anstatt mit Kaffee.“

„Zugestanden,“ sprach Fräulein von Goechhausen mit der glücklichsten Miene.

„Ich diktiere die einzelnen Rollen hier auf der Stelle und Fräulein Thusnelda ist so gütig, die Verse niederzuschreiben.“

„Ebenfalls mit Vergnügen zugestanden.“

„Die übrigen Herrschaften werden so gütig sein, mich nicht zu stören oder ihrer Unterhaltung in dem anderen Zimmer zu pflegen.“

Der Punsch war bald bereitet und dampfte aromatisch aus den Gläsern. Thusnelda saß schreibfertig gebückt an ihrem Tischchen. Goethe schritt in begeisterter Stimmung im Zimmer auf und ab. Dann begann er:

„Zum frohen Feste sind ich feine Leute hier
Versammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob sie mir und den Meinen guten Schuß vielleicht
Gewähren möchten, dessen ich so sehr bedarf.“

So ging es fort. Die Augen leuchteten ihm und er sprach mit tönender Stimme und mit Gestikulatio-
nen. Die Uebrigen, in Bewunderung und Staunen
versetzt, lauschten schweigend dem Genius bei seinem
Schaffen.

„Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder ihr,
Die ihr, zu mir gefällt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.“

„So,“ sprach er, inne haltend, „dies ist der Schluß
des ersten Actes von Neoterpe's Rolle. Das Stück
soll als ein plastisches aber belebtes Werk an die bil-
dende antike Kunst erinnern. Denket euch also eine
Vorhalle mit einem Altar, in welche Neoterpe, ein
Myl suchend, eintritt. Die letzten Worte richtet sie an
zwei Kinder in Charaktermasken, welche sie begleiten.
Wir werden hoffentlich dazu noch ein Gelbschnäbelchen
und einen Naseweis finden, die wir anlernen können.
Jetzt aber,“ fuhr er, zur Schröter gewandt, fort, „wird
unsere Corona das Stück lernen, während ich das
zweite Stück des Dialogs diktire. Dann versuchen
wir's gleich zusammen, so weit es memorirt ist.“

Thusnelde nahm ein neues Blatt Papier, tauchte
die Feder ein und, während Corona Schröter sich in
das Nebenzimmer verfügte, hob Goethe auf's Neue an:

„Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher.“

Die Rolle des Palaeophron übernahm der Dichter

selber und diktirte dann das schöne Stück, welches be-
ginnt: „Holde Gottheit dieses Hauses.“

Die fertig diktirten und auswendig gelernten Rollen
wurden dann sofort zusammen probirt. Goethe trieb
an und spielte vor. Dann ging es wieder an's Dik-
tiren.

Es waren kaum zwei Stunden vergangen, als Neo-
terpe, auf die vorläufig fingirten Kinder deutend, die
launigen Worte sprach:

„Gelbschnabel heißt man diesen, heiter tritt er auf,
Und hat nicht Arges weiter in der argen Welt.
Doch diesen heißt man Naseweis, der stink und rasch
Nach allen Gegenden das stumpfe Näschen kehrt.“

Diese Stelle erregte die heiterste Stimmung bei den
Zuhörern. Man stellte sich die Kinder im Geiste vor,
die, durch häßliche Nasenmasken entstellt, das Miß-
fallen Neoterpe's erregen sollten.

„Für heute genug, Kinder!“ rief Goethe jetzt; „es
geht vortrefflich. Für morgen Vormittag nehmen wir
uns die Freiheit, uns bei Fräulein von Wolfskeel auf
ein Glas Punsch einzuladen; dann soll das Stück fertig
werden; übermorgen halten wir eine Hauptprobe und
am 24. October kann die Aufführung in Ettersburg
stattfinden.“

Alle waren in glücklicher, gehobener Stimmung,
vor Allen Goethe, — Punsch und Poesie hatten ihn
begeistert. Mit der freundlichsten Miene und im zärt-
lichsten Tone sprach er zu Emilie Gore:

„Meine einzige, theure Freundin!“

Frau von Stein, welche mit Henriette von Knebel in der Nähe saß und diese Worte gehört hatte, flüsterte ihrer Nachbarin zu:

„Er muß doch noch ein Winkelchen im Herzen haben, wo ihm noch Liebe sitzt.“

So wohl sich auch die Gesellschaft fühlte, so vermißte sie doch ein von Allen geliebtes Mitglied.

„Ich denke fleißig an unsern lieben Hofrath Wieland,“ sagte die Goeckhausen. „Zwar gönne ich ihm sein Glück und seinen großen Garten in Dörmannstädt, aber doch kann sich mein Herz nicht mit dem Gedanken vertragen, daß ein Mann, der für die Gesellschaft so nothwendig ist, ganz abgesondert von ihr leben soll.“

„Er wird sich jetzt schwerlich von Dörmannstädt trennen,“ bemerkte Einsiedel; „ich hörte, daß der Tod der kleinen Brentano ihn tief gebeugt habe.“

Diese Nachricht war nicht unbegründet.

Schon im nächsten Frühlinge nach dem Besuche mit ihrer Großmutter hatte Sophie Brentano sich an Lütke-müller mit der Anfrage gewendet, ob es dem Papa nicht unwillkommen sein würde, wenn sie den Frühling und den ganzen Sommer in Dörmannstädt verweilte.

Sie kam im Mai. Jetzt erschien sie noch zarter als im vorigen Jahre, ja fast wie geknickt, als ob ein tiefer Schmerz in ihrer Seele haften oder ihr Herz gebrochen wäre. Dennoch fühlte sich Wieland beglückt durch ihre Gesellschaft; er verlebte nach seiner Art paradisißche Tage im Umgange mit dem holden Ge-

schöpf, das nicht wenig dazu beitrug, ihn für seinen „Aristipp“ zu begeistern. Scherzend nannte er sie seine Muse, noch häufiger aber, wenn er sie schwer-müthig fand, „seine holde Ophelia.“

Die frohe Gemeinschaft dauerte leider nicht lange.

Anfangs September erkrankte Sophie an einer gefährlichen Nervenkrankheit und schon nach vierzehn Tagen endigte das lebenswürdige holdselige Kind mit dem Tode.

Wieland trauerte tief um seinen entflohenen Engel; die Briefe an die Großmutter, an seine Freunde Götschen und Gleim bezeugen, wie gebeugt er war. Er hielt sie für unerseßlich und oft träumte ihm, sie lebe noch, er schließe sie wie früher, wenn sie ihm entgegen-eilte, in seine Arme und drücke sie an sein Herz.

Er bestattete die Hülle der schönen Seele unter einem Hügel in dem Birkenhölzchen seines Gartens, an der vorüberrauschenden Elm, an dem stillen grünen Plätzchen, wohin sie sich gesehnt hatte, um Ruhe zu finden; sie hatte die innere Stimme vielleicht nicht verstanden: daß es die ewige Ruhe sein sollte.

Nach diesem Plätzchen richtete der Greis fortan seine Lieblingsspaziergänge; wenige Schritte davon entfernt wählte er seinen liebsten Ruheplatz, um einer fortdauernden geistigen Gemeinschaft mit seiner Sophie Brentano nachzuhängen.

Es ist das heimische Plätzchen, welches der Besucher von Dörmannstädt heute noch wohl erhalten und mit einem eisernen Gitter umschlossen findet. Daneben

plätschert die Elm an der Gartenmauer vorüber und plaudert von vergangenen Tagen. In den Kronen der Buchen und Birken säuseln die Winde und flüstern von Schmerzen und Freuden. In der Mitte des Platzes steht eine dreiseitige Pyramide, die ihre Seiten dreien neben einander liegenden, mit Blumen bepflanzten Grabhügeln zuwendet. Sophie Brentano's Grab war das erste der um einen gemeinschaftlichen Stein versammelten Grabhügel; neben ihr ruhen jetzt Christoph Martin Wieland und seine Gattin.

Einfiedel hatte Recht, wenn er meinte, Wieland könnte sich bei seinem Schmerze um das liebe Kind noch lange nicht mit der heiteren Stimmung der Freundschaftstage befreunden. Thusnelda's Gesellschaft selber sollte aber schon nach kaum zwei Jahren einer anderen jungen Blüte beraubt werden.

Die gute, edle und lebenswürdige Elise Gore, „eine der würdigsten Schülerinnen Hackert's,“ — wie Goethe sie nennt — bei der Herzogin Amalia besonders durch ihre Gabe für Landschaftsmalerei beliebt, starb unerwartet nach zweitägigem Krankenlager. Sie bildete ein unerseßliches Glied in der kleinen Kette, welche die lebenswürdige Familie auf das innigste vereinte und ihr schnelles Scheiden versetzte die Eltern und die Schwester in trostlosen Schmerz. Die Schwester Emilie verewigte ihr Andenken und das des Vaters, welcher der Tochter fünf Jahre später im Tode folgte, durch ein Monument in der Hofkirche zu Weimar, wo Beide bestattet liegen. Das Denkmal des wegen seiner

Großmuth, Sanftmuth und Wohlthätigkeit bewunder-ten und geliebten Mannes, dessen Tod nicht nur als ein Verlust für Weimar sondern für die Menschheit beklagt wurde, besteht in einem Sarkophage, worauf Buffole, Globus, Bibel und Malergeräth in weißem Marmor dargestellt sind; das der Tochter Elisabeth in einer Gedenktafel aus weißem Marmor.

Das Grabmal Eliens und ihres wohlthätigen Vaters wurde von Vielen ihrer Verehrer, von Vielen ihrer verwaisten Schützlinge besucht. Sophien's Grabstätte in Dörmannstädt erhielt wenige Jahre nach ihrem Tode einen räthselhaften Besuch.

Eines Abends, als es schon dämmerte, — so erzählt die Sage*) — erschien ein fremder Mann im Dorfe. Er war bestäubt und sah angegriffen und ermüdet aus. Seine Kleidung war halb militairisch. Er mußte einen weiten Weg gemacht haben. Vielleicht war er auf einer eiligen Reise vom Hauptwege abgelenkt. Oder kam er aus dem Feldzuge, von einem der Schlachtfelder, die der erste Consul mit Menschenleibern übersäete?

Man weiß es nicht.

Er ließ sich von einem Landmanne nach dem Garten führen, der Wieland nicht mehr gehörte; nach der Grabstätte im Birkenhölzchen, wo neben Sophiens

*) Dem Verfasser wurde diese Sage von dem Kantor und Schullehrer Künzel, welcher jetzt die Wielandsche Grabstätte in Obhut hat, mitgetheilt.

Hügel sich jetzt schon ein zweiter erhob: das Grab von Anna Dorothea Wieland, gebornen Gillenbrand, der treuen Hausfrau und Gefährtin des Dichters.

An Sophiens Grabe blieb der Fremde stehen und blickte gramgebeugt hernieder. Dann hob er klagend, fast in Schmerz verzweifelnd, die Arme zum Himmel empor und rief:

„O, o! muß ich hier dich wiederfinden, meine Sophie?“

Nach diesen Klageworten sank er nieder und barg das Antlitz auf den Hügel und benezte das Gras und die weißen Asphodillen mit den niederströmenden Thränen.

Die Elm murmelte im Vorüberwandern ihre traurige Sterbegegeschichte und eine Nachtigall im Cypressenbusch flötete ihren Klagegesang und erzählte von einer weißen Rose, die der Sturm geknickt hatte. Der Abend senkte sich herab und die thüringischen Hügelreihen, die sich von jenem Orte in der Ferne wahrnehmen lassen, verschwanden in düsterem Nebel.

Noch immer kniete der Fremdling und verbarg sein Antlitz und der Landmann, der ihn geleitet hatte und sich jetzt fernab hielt, nahm nur an dem leisen Zucken und Schluchzen wahr, daß er noch athmete und in peinlichen Schmerz versunken war.

Endlich erhob er sich und wankenden Schrittes verließ er den Park und verließ das Dorf, schweigend, unbekannt und rastlos, wie er gekommen war.

Neuntes Kapitel.

Abschiedsfeier des Erbprinzen. — Die zweite Grabstätte in Schmalkstadt. — Wieland verläßt sein Osmanthum. — Die große Stadt Weimar-Jena und Goethe's Malepartus. — Das Haus in der Bachgasse. — Der alte Voss in seiner Häuslichkeit. — Lebenserinnerungen eines alten Arbeiters im Weinberge der Literatur. — Goethe im Campagne-Mantel.

Das Kränzchen, von Goethe gestiftet, welches sich je vierzehntägig des Donnerstags Abends zu Gesang und Abendschmaus versammelte, hielt am 22. Februar 1802 eine feierliche Sitzung. Es war der Abschiedsabend vor der Abreise des Erbprinzen.

Karl Friedrich, der nun in das hoffnungsvolle Jünglingsalter getreten war, sollte eine Reise nach Paris antreten. Dies war in jener Zeit ein Ereigniß von Bedeutung — für den jungen Prinzen selber, für seine Familie und für das Land, dessen Regierung er dereinst zu übernehmen hatte. Wieviel konnte er in der Fremde lernen und gewinnen! Wie leicht aber konnte er auch in der stolzen und verführerischen

Hauptstadt Frankreichs den Kern der vaterländischen Gesinnung einbüßen!

Hoffnungen und Befürchtungen, ernste Gedanken und Wünsche knüpften sich an diese Reise.

Der kleinen gemischten Gesellschaft wohnten heute Anna Amalia, Herzogin Luise, Karl August und der Erbprinz selber bei und der vertraute Kreis offenbarte beim Becherklange seine gehobene Stimmung.

„Wende dich zunächst an Mounier, wenn du glücklich in Paris angekommen bist, lieber Sohn!“ sagte Karl August. „Er wird dich bei Bonaparte vorstellen und dir eine gute Aufnahme bereiten. Bonaparte hört es gern, wenn ihm Jemand gerühmt wird, die Emigrirten höflich aufgenommen zu haben und wir haben dem guten Mounier und seinen Freunden nach unsern Kräften Beistand geleistet.“

Der Becher kreiste.

„Lasset uns das prächtige Tischlied anstimmen, das unser Goethe uns aus Jena zu dem heutigen Abend gespendet hat!“ sprach der Herzog nach einer Pause.

Und bald erscholl im Chorgesang das heitere, gemüthliche Lied:

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?“

„Unsere Dichter haben uns auch bei dieser Gelegenheit wieder ihre innige Anhänglichkeit ausgedrückt,“

sagte Anna Amalia, als der letzte Vers verflungen war. In Goethe's Gedicht, das wir so eben sangen, giebt sich eine behagliche Freude am Leben und ein reines Wohlwollen für die ganze Menschheit zu erkennen. Aber heute spricht mir Schiller's Gedicht noch mehr zu Herzen, denn es ist an meinen lieben Enkel im besonderen gerichtet. Es bekundet sich in diesem Abschiedsgruß eine treue Gesinnung für unser Haus und edle Wünsche werden laut, die mein Karl Friedrich wohl beherzigen möge!“

Wieder wurden die Gläser gefüllt und dann das schöne Lied von Schiller angestimmt:

„So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.“

Der Herzogin Mutter traten die Thränen in die Augen und sie umschlang den Enkel, als die Strophe gesungen wurde:

„Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
D, bring' es rein zurück!“

Sie behielt die Hand des fürstlichen Erben in der ihrigen bis zum Schluß des Liedes:

„Daß dich der vaterländ'ische Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett hinüber trägt!“

Karl August schloß den Sohn an seine Brust.

„Das reine Herz, das dir die Natur gegeben, o, bringe es uns zurück!“ sprach er, die Worte des Dichters wiederholend. „Ja,“ fuhr er fort, „beherzige die Wünsche des edlen Mannes, der dir in diesem Gedichte nicht nur eine poetische sondern auch eine patriotische Huldigung darbringt!“

Anna Amalia vermiste ihren Wieland.

„Er trauert noch immer,“ sagte die Goechhausen.

Wieland trauerte, er hatte in Döbmannstädt seine geliebte Lebensgenossin verloren und konnte sie nicht verschmerzen, die ihm zu seinem Dasein unentbehrlich geworden war.

Anna Dorothea Wieland, geborene Hillenbrand, aus einem guten Hause in Augsburg stammend, starb am 9. November 1801 und erhielt ihre Grabstätte neben Sophie Brentano, unter der dreiseitigen Pyramide im Garten zu Döbmannstädt. Die dritte Stelle zur gemeinsamen Ruhe bestimmte der greise Dichter zu seinem Grabe zwischen seinen beiden Geliebten.

„Ich würde mich für den glücklichsten aller Menschen halten, wenn mir der Himmel nur sie, das Glück meines Lebens, noch einige Jahre erhielt,“ sagte Wieland am Sterbelager der Gattin.

Und nach ihrem Tode zu seinen Töchtern:

„Die grausame Gewißheit, daß es nun nicht mehr anders sein kann, ist von einem Gefühl begleitet, das zum Glück immer nur einen Augenblick währt, denn lange dürfte es nicht dauern. O, meine Kinder, ihr begreift nicht, was für eine Wirkung es auf mich im

neunundsechzigsten Jahre macht, nach so langjähriger Gewohnheit von einer Person getrennt zu werden, die Einem das war, was eure Mutter mir war. In diesem Alter ein neues Leben ohne sie beginnen sollen! Ihr sehet, daß es unmöglich gehen kann. Das unaufhörliche Gefühl, daß sie uns fehlt, drückt uns Alle. Sie war die Seele des Ganzen; ihre Gegenwart, ihr Einfluß belebte und erfreute Alles; sie war der gute Genius des Hauses, die Zuflucht und Nothhelferin für Alle; sie sorgte für Alles, schaffte Rath für Alles, hielt Alles in Ordnung und im Gang — und das Alles wirkte sie durch einen stillen Einfluß, mit so viel Ruhe, mit einer so unerschütterlichen Heiterkeit. Ich werde mich so lange nach ihr sehnen, bis sie mich nach sich zieht.“

Nach dem Tode seiner Gattin gelangte Wieland zu dem Entschlusse, sein Gut zu verkaufen. Niedergebeugt, fühlte er jetzt um so schmerzlicher die mancherlei drückenden Verhältnisse, welche mit diesem Besitze verbunden waren: die Schwierigkeiten einer geordneten Landwirthschaft, quälende Geldangelegenheiten und Verpflichtungen, welche durch Bauunternehmungen vermehrt waren, endlich auch die Entfernung von seiner geliebten Herzogin Amalia.

Mit philosophischer Resignation ergab er sich in die Nothwendigkeit, sich von dem Boden zu trennen, wo die Ueberreste seiner Dorothea und seiner theuren Freundin Brentano ruheten, wo er die Erstlinge des Frühlings belauscht und selige, genußvolle Stunden

verlebt, wo er im heiteren Land- und Gartenleben die schönste Blüte seines Alters, seinen „Aristipp“ erzeugt hatte.

Er verkaufte das Gut an den Hofrath Kühn und pries es als eine unverhoffte Fügung des Schicksals, daß er sich mit einem Male von einer drückenden Schuldenlast befreiet sah.

Kurz vor seiner Trennung von dem froh genossenen Grundbesitz besuchte ihn sein Freund Böttiger, der Director des Gymnasiums zu Weimar, der durch sein vielseitiges Wissen ein werthvolles und förderndes Mitglied des dortigen literarischen Kreises geworden war, sich eng an Knebel, Herder und Wieland angeschlossen und auch den Merkur durch fleißige Beiträge unterstützt hatte.

Böttiger fand schon Alles zur Abreise gerüstet. Wieland durchwandelte mit ihm den Garten, worin schon alle Bäume mit Blüten übersät waren und für das laufende Jahr eine seltene Fruchtbarkeit versprachen.

Wieland blieb vor den schönsten Fruchtbäumen stehen und sprach ohne Reid, mit gerührtem Blicke:

„Wie wird sich der neue Besitzer freuen!“

Er kannte jedes Baumes Frucht und erteilte den köstlichsten seine Lobsprüche. Bei allen durch die Erinnerung geheiligten Plätzen verweilte er und gedachte seiner guten Sophie Laroché, seiner schwermüthigen holden Sophie Brentano und seines Freundes Herder, mit dem er hier so manchen literarischen Plan überdacht und besprochen hatte.

Als sie die mit Rosenstöcken umkleideten Gräber in dem Haselstaudengebüsch erreichten, sah man den Zügen des guten alten Mannes den harten inneren Kampf an. Thränen traten ihm in die Augen, während er in gerührtem Tone zu seinem Begleiter sagte:

„Ich traue es dem wackeren Käufer meines Gutes zu, daß ihm die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu sein wünsche, stets heilig und unantastbar sein werde.“

Wieland zog wieder nach Weimar, in die Nähe seiner wohlthätigen Fee.

In demselben Jahre hatte er noch den Verlust seines treuen Freundes „seines großen und ehrwürdigen Herder“ zu beklagen.

Während Wieland den Tod seiner Gattin in Oßmannstädt betrauerte und den Verkauf des Gutes vorbereitete, verweilte Goethe wieder längere Zeit in Jena und spendete, wie erwähnt, von dort aus sein Tischlied, welches am Abschiedsabend vor der Abreise des Erbprinzen in traulichem Kreise gesungen wurde.

Jena war durch Goethe, durch seine Vorliebe für den dortigen Aufenthalt, durch seinen Verkehr mit den dortigen geistigen Größen, gleichsam mit Weimar zusammengewachsen. Man sprach zu jener Zeit von der „großen Stadt Weimar-Jena.“

Böckh nennt Jena: eine Weltstadt, eine Metropole der tieferen und höheren Erkenntniß und Wissenschaft, Goethe nannte es: „das liebe närrische Nest.“ Karl V soll beim Anblick der Umgebung an Italien erinnert

worden sein. Auch Goethe fand hier das Klima milder, den Himmel heiterer als in Weimar. Er fand hier vor allen Dingen mehr Ruhe zur Arbeit als dort, wo er trotz Christianens Sorgfalt zuweilen die Maschine des Haushaltes knarren hörte und trotz seiner Isolirtheit von Weiber- und Höflingsgeflätsch belästigt wurde.

Die alterthümliche Stadt mit ihren festungsartigen Thurmüberresten und ihren drei Kirchtürmen ist von freundlichen Vorstädten und Spaziergängen umgeben und hat eine entzückende Lage. Ostwärts streift der Blick das reizende Saalthal und die angrenzenden Höhen: den höckerigen Hausberg und die kegelförmigen Kernberge, den steilen Jenzig und den Gleisberg mit der festungsartigen Ruine der Kuniburg, im Norden die drei glänzenden Schlösser von Dornburg auf hohen Felsvorsprüngen, in der südlichen Ferne die Felswand des Rothensteiner Berges und im Hintergrunde auf hoher Bergkuppe die stattliche Leuchtenburg.

Goethe, wenn er in Jena weilte, hielt sich meistens in seinem „Malepartus“ auf, in seinem Zimmerchen im Schlosse, wo er sich immer glücklich fühlte, Manches von Bedeutung arbeitete und seinem Gehülfen Niemer diktirte. Auf einem weißen Pfofen am Fenster schrieb er eine Registratur seiner Arbeiten nieder.

In späteren Jahren weilte er oft und lange Zeit in seiner behaglichen Gartenwohnung in dem reizenden botanischen Garten auf der nördlichen Seite des Fürstengrabens. Hier verlebte er auch manchen Herbst und Winter, legte Gewächshäuser an und beobachtete die

Gewächse des Südens in ihrem Gedeihen. Hier schrieb er auch den zweiten Theil seiner italienischen Reise und träumte sich zurück nach Arkadien.

Ein andres Absteigequartier hatte er in den Erker-räumen des Gasthauses zur Tanne, an der großen Camsdorfer Saalbrücke, von wo man einer entzückenden Aussicht über das Saalthal, über den Strom, die Stadt und die Berge genießt. Hier entstanden die Gedichte „der Fischer“ und der „Erkönig.“ Im Greisenalter wurde dieser Erker sein Lieblingsaufenthalt, wo er sich mit der Beobachtung der Wolkenformen und Himmelfarben beschäftigte.

Knebel, welcher im Jahre 1805 von Ilmenau nach Jena übersiedelte, wurde von Goethe vorzugsweise zum freundlichen Umgangsgenossen gewählt. Bei ihm, auf seinem reizenden Grundstücke im sogenannten Paradiese, auf der Südseite der Stadt, fand er er stets den lebendigsten Antheil, die regsamste Mitwirkung, die herzlichste Gemüthlichkeit und Gastfreundschaft.

Wenige Jahre nachher aber, zu der oben angezeigten Zeit, war ein anderer bedeutender Mann als Bewohner von Jena eingetroffen, welchem er sein Wohlwollen zuwendete: Johann Heinrich Voss, der Uebersetzer des Homer, der Dichter der „Luise.“

Der alte fleißige Arbeiter im Gebiete der deutschen Literatur, der ruhmvolle Philologe hatte Göttingen, seinen zwanzigjährigen Wohnsitz verlassen, und war, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Pension vom Herzoge von Oldenburg, nach Jena gezogen, um seinen

dort studirenden Söhnen nahe zu sein und bei den Gebrechen des Alters einer milderen Luft zu genießen, um — wie er selber sagte — in dem friedlichen schönen Thale die alte kränkliche Haut abzustreifen und ein silberlockiger Jüngling wie Gleim zu werden.

In der ersten Zeit lebte Boß im Griesbachschen Hause und im engsten Verkehr mit der braven Familie des Wirthes. Bald aber bot sich ihm ein Haus in der Bachgasse vor dem Johannisthor zum Kaufe. Der Preis war billig; die Räume reichten für die Eltern und die Söhne aus; die Lage gewährte eine köstliche Aussicht in die schöne Umgegend; ein zugehöriges Akazienwäldchen konnte ausgerodet und zu einem Garten umgeschaffen werden. Boß kaufte das Haus, verbaute noch einige hundert Thaler; die Söhne tapezirten die Zimmer und nachdem ein Landpfarrer das Wäldchen gesäubert hatte, wurde der Platz zu einem Gärtchen bebauet und bepflanzt.

Anfangs fühlte sich die Familie behaglich in dem bequemen Hause. Boß erfreute sich des Umganges mit Freunden in der Stadt, besuchte auch zuweilen Spaziergänge, wenngleich er am Bergsteigen kein Behagen fand. Bald aber zeigte sich auch manches Ungemach. Man hatte beim Kaufe des Hauses nicht beachtet, daß es durch einen Bach, der die Straße durchzog, feucht wurde. Der gealterte kränkliche Mann fühlte die Leiden, die ihn zuletzt in Cutin geplagt hatten, wieder erwachen: Rheumatismus mit fliegenden Schweissen, Backengeschwulst, Kopfreissen, Unbehagen,

Reizbarkeit und gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit. Die Unruhe, welche das Bauwesen veranlaßt hatte, war auch nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben. Sogar das ziemlich ruhige Treiben der Stadt erschien dem Alten, der bisher fast einsiedlerisch gelebt hatte, zu geräuschvoll; die Residenz war ihm zu nahe; die trockene Gelehrsamkeit und die kleinlichen Ränke der Universitätsprofessoren fand er lächerlich und unangenehm.

Seine brave Gattin Ernstine suchte jeden trüben Gedanken zu verschrecken und die Hoffnung zu stärken, daß sich allmählig in der neuen Wohnung Alles leidlich gestalten werde.

Wir finden die treffliche Hausfrau an einem Winternachmittage in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt. Griesbach war so eben von ihr gegangen und sie fühlte sich nach dem Besuche dieses Freundes stets erleichtert, an Leib und Seele gestärkt.

Bald darauf kehrte der Gatte von einem kurzen Spaziergange heim.

Er war noch derselbe, wie er die letzten Jahre in Cutin umhergewandelt war. Halb ergrauet, bekleidet mit einem blauen zugeknöpften Rock, dessen Zuschnitt er niemals ändern ließ; über die hohe Stirn den niedrigen breitkrämpigen Hut gedrückt, unter welchem die ernstesten sanftesten Augen hervorleuchteten; in der Hand einen mächtig langen Stab führend.

Nachdem er Hut und Stock abgelegt und sich mit dem Schlafrock umhüllt hatte, setzte er sich behaglich auf den schwarzen Sopha, unter dem Bildnisse der

Gräfin Agnes von Stolberg, der früh verstorbenen Freundin seiner Ernestine, welcher er ein Inselchen im Cutiner See geweiht und alljährlich mit frischen Blumen geschmückt hatte.

Er blickte hinaus in die Winterlandschaft. Die Aussicht reichte bis über den Hainberg, nach der Leuchtenburg hinaus.

„Griesbach war hier,“ berichtete Ernestine. „Er hat die Schriften Geilers von Kaisersberg gebracht.“

„Ah schön!“ sprach Bofß mit freundlichem Lächeln; „ehe ich meine strengeren Arbeiten in der griechischen Literatur wieder aufnehmen kann, will ich fleißig Materialien zu meinem deutschen Wörterbuche sammeln.“

„Mathe einmal, was ich dir auf der Auktion für deine Arbeitsstube gekauft habe!“

„Was ist es?“

„Mathe einmal!“

Bofß war aufgesprungen und öffnete die Thüre seiner Studirstube, welche nach dem Garten hinaus lag.

„Ein Stehpult!“ rief er schmunzelnd. „Ei, das ist prächtig! nun kann ich noch heute Abend meine Papiere einräumen.“

„Wir werden allmählig uns in unserm Eigenthum wohl fühlen,“ sagte Ernestine. „Welch ein Glück ist es schon, mit unsern Kindern zusammen leben zu können, die dich nicht mehr stören, sondern im Gegentheil bei deiner Arbeit behülflich sind! Heinrich hat auch heute einen Stieglitz gebracht, der ganz zahm ist. Du

hast gern Vögel um dich und er wird bald dein Liebling werden.“

Bofß bemerkte jetzt erst das Vögeln, dessen Bauer auf einem Tischchen neben dem Pulte stand.

Er trat hinzu und lockte es.

„Und wonach du dich so sehr sehnst,“ fuhr Ernestine fort, „ein Klavier soll in den nächsten Tagen eintreffen, wie Heinrich sagt.“

Bofß war in der heitersten Stimmung und nahm wieder seinen Platz auf dem schwarzen Sopha ein. Ernestine setzte ihm ein Glas Bier vor und scheuchte eine Fliege, die an dem Schaume nippte.

„Wie es scheint, beweisen uns hier in Jena die Fliegen ihre Anhänglichkeit bis zu Weihnachten hin,“ meinte der Alte.

„Erinnerst du dich noch der Fliege, die wir, als wir aus Cutin hierher kamen, beim Auspacken der Wäsche fanden? Sie war erstarrt, aber wir setzten unsere Cutiner Lebensgenossin in die Sonne, bis sie wieder Leben zeigte, fütterten sie mit Zucker und behandelten sie wie ein Glied der Familie.“

„Eine lebendige Erinnerung an unser liebes Cutin!“ entgegnete Bofß seufzend.

Nun versetzten sich die beiden Alten zurück nach jener friedlichen, anspruchslosen Stadt, wo sie lange Jahre voll Freud und Leid verlebt hatten.

„Es war eine schlimme Zeit, als wir dort mit unseren drei Knaben eintrafen. Die elende Wohnung, das franke Kind.“

„Das uns bald darauf starb,“ fügte Ernstine in traurigem Tone hinzu, „unser kleiner Liebling!“

„Es konnte nicht anders kommen in der dumpfigen Höhle. Wie oft habe ich mir den Kopf gestoßen, wenn ich die steile Treppe zu meinem Studirzimmer hinauf stieg!“

„Aber es wurde bald besser,“ fuhr Ernstine mit erheiteter Miene fort. „Wir erhielten das schöne Wohnhaus am See mit dem weiten Garten.“

„O, mein Garten! Mein großer Birnbaum, der mir seine Blütenzweige in meine Fenster hinein reichte.“

„Ach und die schöne Gegend mit ihren Fluren und Forsten!“

„Und wenn wir Alle mitjammen nach dem Klei-See zogen oder nach der romantisch gelegenen Gremis-Mühle! Da, an dem schönen Diecksee mit seiner unabherrschbaren Wasserfläche, an dem Himmelblau und dem grünen Waldlaube konntest du dein ermüdetes Auge recht erfrischen. Und die alten Freunde kamen dort alle zusammen, selbst die, welche du in der Stadt niemals aufsuchtest.“

„Mein liebster Spaziergang war doch des Sonnabends zu meinem guten Pfarrer Weise in Malente, wenn mich dein Bruder Rudolph Boie, mein treuer Amtsgehülfe, begleitete.“

„Und ich mit den Kindern zu Wagen nachkam,“ fügte Ernstine hinzu. „Dann gingen wir nach dem Prinzenholze, an dem buschigen Ufer des meilenlangen Kellerssees entlang. Dort auf der reizenden hügeligen

Waldstätte lagerten wir uns unter den graustämmigen Buchen. Die Knaben wollten die Hügel ersteigen, glitten aber auf den schlüpfrigen Bucheneckern immer wieder herab. Ich holte das Wasser zum Kaffeekochen aus der Quelle am Ufer, die nachher den Namen Luisequelle erhalten hat. Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, gingen wir am See entlang bis zu dem Hügel im Beug, wo wir unser freundliches Städtchen in der Ferne erblickten und herzige Lieder sangen.“

Bossens Augen leuchteten, indem er sich der Stätte erinnerte, die er zum Schauplatz seiner lieblichen Idylle „Luise“ gewählt hatte.

„Und dann kehrten wir wieder zurück zu unserm Weise,“ sprach er, „und dort in seinem Garten, unter der alten Hagebuche mit den vier in einander gewachsenen Stämmen dichtete ich, von der Muse begeistert, meine Verse.“

„Ach, und wie hübsch war es zu Hause,“ fuhr Ernstine fort, „wenn Graf Stolberg mit Agnes sich zum gemeinsamen Liebesmahle einstellten! Dann wurden Pfannkuchen mit Lauch gebacken und der Graf braute den Trank dazu.“

„Mein armer Friß Stolberg!“ seufzte Boss und seine Stirn umdüsterte sich. „Es zeigte sich doch mit den Jahren, daß unserer Beider Denkungsarten zu verschieden waren. Unsere Unterhaltung wurde behutsam, endlich gar bitter, drückend und unerträglich,

als Stolberg zum Katholicismus neigte und intolerant wurde.“

„Freilich war er dann ein Anderer,“ meinte Ernstine, „ein ganz Anderer als damals, als er uns im ersten Jahre unserer Ehe in Wandsbeck besuchte. Wir wollten den Erstgeborenen, den wir erwarteten, nach ihm taufen lassen und du hattest seinen Namenszug auf dem Gartenbeete in Kresse ausgesäet. Wir wohnten nur in einem bretternen Gartenhäuschen, aber lebten doch glücklich und zufrieden und waren hocherfreut, wenn Fritz Stolberg kam oder gar Klopstock und Lessing. Je enger es dann war, desto fröhlicher wurden wir und behalfen uns mit Kasten und Brettern anstatt der Stühle.“

Der goldene Stern der Jugendzeit leuchtete den Alten in der Erinnerung auf. Ernstines Züge belebten sich. Böß lächelte und versank in Nachdenken.

„Ja, es war die Zeit einer glücklichen Genügsamkeit,“ hob er nach einer kleinen Weile an; „aber die Romantik nahm auch ein Ende. Ich mußte mich nach einem Amte umthun und wir zogen bald aus den Nichtigallengebüsch von Wandsbeck in den Marschwinkel von Otterndorf, wo es uns sogar an frischer Luft und reinem Trinkwasser fehlte.“

„Aber,“ warf Ernstine ein, „du fandest dort Freiheit und Hochachtung unter den schlichten Friesen. Man baute dir ein neues Haus und wir haben dort vier glückliche Jahre verlebt, bis wir nach Gütin zogen.“

„Und dort gedachten wir zu sterben,“ setzte Böß hinzu. „Auf dem Sandhügel beim Nichtigallengebüsch,

wo unser Söhnchen und unser Rudolph Boie ruhen, hatte ich mir schon mein Grab und das deine bestellt und Pappeln darüber gepflanzt. Aber Gott hatte beschlossen, daß wir nicht bis zu unserm Lebensende dort verweilen, daß wir noch anderwärts glücklich sein sollten.“

Es entstand eine Pause. Inzwischen war es Abend geworden. Die Aussicht nach der Leuchtenburg war in Nacht gehüllt. Schneegestöber wehete gegen die Fensterscheiben. Auch das Zimmer war dunkel geworden; Ernstine zündete das Licht an und setzte es auf den Tisch vor dem Sopha.

„Goethe hat sich mehrere Tage nicht sehen lassen,“ begann Böß, nachdem er einige Züge aus seiner langen Pfeife gethan hatte.

„D, er wird uns gewiß bald besuchen. Du weißt, daß er nicht dazu zu bewegen ist, sich anmelden zu lassen; für ihn, meinte er, wäre auch das kleinste Mahl genügend.“

„Er hat sich stets wohlwollend gegen uns gezeigt,“ sagte Böß. „Bei den Unterhandlungen wegen der Anstellung unseres Sohnes beweist er große Güte und Theilnahme; er hat sich auch erboten, eine Wohnung für mich zu besorgen, falls ich auf einige Tage nach Weimar hinüber fahren wollte.“

„Gegen mich ist er immer ganz besonders artig,“ sprach Ernstine, nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit. „Weißt du noch, wie er mich im vergangenen Sommer im Garten beschäftigt fand, knieend

die Einfassungen der Beete auszubessern? Wie er mir mit Rath zur Hand ging und die Pflanzen vorschlug, die sich am besten dazu eigneten? Und einige Abende später, während wir in Gesellschaft auswärts waren, ließ er unsere Gartenbeete mit zierlichen Sommergewächsen umgeben.“

„Er hatte die Absicht erreicht, uns eine Freude zu machen,“ bestätigte Voß.

Jetzt hörte man die Hauspforte öffnen und bald darauf klopfte es an die Zimmerthüre. Ernstine öffnete und Goethe trat ein.

„Da seid Ihr ja selber, da wir gerade von Euch sprechen,“ rief Voß heiter; „seid willkommen!“

Goethe war in einen großen Mantel gehüllt und hatte in ein Knopfloch eine Laterne gehängt.

„Der Herr Geheimrath haben gewiß Mühe gehabt, herzukommen; der Weg in unserer Bachgasse ist zur Winterzeit recht holperig und schlüpfrig,“ sagte Ernstine, indem sie sich anschickte, dem Gaste den Mantel abzunehmen.

Goethe hinderte sie und warf die Hülle auf einen Stuhl.

„Ein schwerer Mantel!“ meinte Voß, der das Kleidungsstück an einen Pflock hinter der Thür hängte.

„Es ist noch der Mantel, den ich in der Campagne getragen habe. Er hat mir in jener Nacht nach der Kanonade bei Balmy gute Dienste gethan. Meine wärmeren Kleidungsstücke waren mit der Bagage zurück geblieben. In der Nacht drangen Regen und

Sturm auf uns ein. Um den schneidenden Wind von uns abzuhalten, gruben wir Löcher in den zähen Lehmboden und lagerten uns darein. Ich hatte mit einem Husaren eine Uebereinkunft getroffen, daß er mir eine erbeutete wollene Decke für acht Groschen für die Nacht überließ. In diese hüllte ich mich, breitete meinen Mantel noch darüber und schlief so behaglich wie Ulysses unter seinem Mantel, den er sich auf eine ähnliche Weise erworben hatte.“

Diese kurze Mittheilung versetzte Alle in jene glückliche Stimmung, in welcher man die befriedigende Lage der Gegenwart um so höher schätzt, indem man sie mit überstandenen Ungemach vergleicht.

Goethe befand sich bei dem Glase Wein, welches ihm Ernstine vorsetzte, ausnehmend wohl und zeigte sich in seiner ganzen Herzlichkeit.

„Es freuet mich, Kinderchen, daß ihr eure häusliche Bequemlichkeit vermehrt,“ sprach er, nach der soliden Hausuhr blickend, welche Ernstine auf einer Versteigerung erworben hatte; „lasset uns anstoßen! auf ein behagliches Leben in Jena!“

Es entspann sich nun eine vertrauliche Unterredung zwischen den Männern. Goethe redete mit Voß über die Erziehung seines August.

„Der Knabe ist sehr lebendig,“ sagte Voß. „Ihr müßet ihn früh gewöhnen, sich in bestimmten Stunden zu beschäftigen und Rechenchaft von dem zu geben, was er gelernt hat. Gern erbiere ich mich, ihn, wenn

er sich hier in Jena aufhält, täglich eine Stunde oder auch wohl länger zu unterrichten.“

Goethe ging freudig auf dieses Anerbieten ein.

Er bat Voss außerdem, ihm seine „natürliche Tochter“ vorlesen zu dürfen, um seine Ansichten über den Versbau zu vernehmen.

Ernstine, welche wie gewöhnlich neben den Männern saß und der Unterhaltung zuhörte, stand endlich auf und holte einen Brief herbei.

„Hier habe ich einen Brief von Ihrer Nichte Nicolovius erhalten, Herr Geheimrath. Lesen Sie ihn und Sie werden das ganze Wesen des heiteren Kindes erkennen!“

Goethe's Züge erheiterten sich noch mehr, indem er ihr den Brief aus der Hand nahm. Beim Lesen wurde er ernster und am Ende liefen ihm die Thränen über die Wangen.

„Es ist Cornelia's Tochter,“ rief er, „das wahre Ebenbild meiner geliebten Schwester!“

Als er sich zum Scheiden anschickte, den großen Mantel umgelegt und die Laterne wieder angezündet hatte, sprach er, Vossens Hand ergreifend:

„Eine kleine Pension vom Herzoge könntet Ihr immer annehmen, lieber Voss!“

„Nein, das geht nicht; ich danke Euch!“ erwiderte der Alte, der, hartnäckig in der Unabhängigkeit, sich als redlicher Familienvater gewöhnt hatte, sein Stück Brot im Schweiß seines Angesichts, unter Hoffnung

und Pein, unter den Mühen eines Schulmeisters und Schriftstellers zu erwerben.

Goethe schwieg, aber nach einer kleinen Pause sprach er:

„Gut denn! aber ein wenig Korn zum Brotbacken, Futter für die Hühner, ein wenig Brennholz und dann und wann eine Zubuße für die Küche, dergleichen Kleinigkeiten für die Wirthschaft dürft Ihr nicht ablehnen. So lebt denn wohl!“

„Werden uns Euer Excellenz bald wieder besuchen?“ fragte Ernstine.

„Bedaure, Kinderchen. Ich muß morgen in der Frühe nach Weimar fahren. Frau von Staël verweilt dort zum Besuch. Die Frau Herzogin Amalie hat mich schon vor mehreren Wochen auffordern lassen, hinüber zu kommen, aber ich lehnte es bestimmt ab. Ich fühlte mich nicht aufgelegt, an den Hof und in Gesellschaft zu gehen und in den Strudel der Societät und den Schwall der Conversation unterzutauchen; überdies konnte ich mit gutem Grunde meine Geschäfte als Hinderniß vorgeben, denn das neue Programm für die Literaturzeitung war eine schwierige Aufgabe. Doch nun, da meine Geschäfte vollendet sind und Frau von Staël sich immer dringender ankündigt, so habe ich mich endlich entschlossen, hinüber zu gehen. Schiller, der schon mit ihr zusammengekommen ist, schildert sie mir in einem Briefe als „ein bewegliches, streitfertiges und redseliges Wesen aber auch als das gebildetste und geistreichste Weib.“ Der gute Freund

redet mir damit zu, jenes Schreckbild in der Nähe zu betrachten. Man kann nun einmal nicht immer nach seiner inneren Befriedigung leben, sondern muß auch zuweilen in fremdem Element herumtatschen; können wir doch aus Polygnet und Homer lernen, daß wir die Hölle eigentlich hier oben vorzustellen haben.“

Zehntes Kapitel.

Frau von Staël, ein Meteor an Weimar's Himmel. — Herder's Tod. — Das letzte Blatt der Adrastea.

Der Besuch der geistreichen Frau und ihres Begleiters Benjamin Constant, dessen Goethe hier erwähnte, hatte das sonst so stille Weimar in gewaltige Aufregung versetzt.

Man sah und hörte mit Bewunderung diese lebendige Frau, welche auf ihrer großen Fluchtreise wie ein Meteor an Norddeutschland vorüberfuhr und Alles elektrisirte. Man staunte über den Reichthum von Verstand und Gemüth, den sie mit Erfahrung und Menschenfreundlichkeit vereint besaß, über ihr Genie, das sie mit bewundernswerther Beredsamkeit offenbarte, ohne nur das geringste Selbstgefühl blicken zu lassen; man gewann ihren Charakter lieb, ihre weibliche Güte und Theilnahme bei männlichem Verstande. Man kannte die aufrichtige, begeisterte Liebe und Verehrung, die sie ihrem Vater widmete. Bei dieser außerordentlichen Frau berührten und ergänzten sich der sitt-

liche Charakter mit der Schärfe des Verstandes, der Scharfsinn mit der Wärme des Gefühls, mit Einbildungskraft und jener Begeisterung, welche ihre Beredtsamkeit in Feuer setzte und derselben die höchste Vollkommenheit, den Ausdruck der edelsten Gefühle und Hoffnungen, die blumenreichsten und üppigsten Wendungen verlieh.

Es war auch bekannt, daß diese Frau schon damals die Höhe der literarischen Berühmtheit erreicht hatte und den ersten Rang unter allen Schriftstellerinnen einnahm, daß ihre Schriften, von der Wärme des Glaubens durchdrungen und zugleich von Freiheitsdrang erfüllt, ein neues, glücklicheres Zeitalter anzubahnen strebten. Gleichwie sie ihre Fähigkeit im Sprechen durch die Bildung des Geschmacks und durch den Verkehr mit hochbegabten Männern zur Vollkommenheit ausgebildet hatte, so war auch ihr Schreiben durch Uebung und Fertigkeit in der Muttersprache, durch gründliches Studium der reinsten Quellen und durch die vertraute Bekanntschaft mit fremden Sprachen zur Meisterschaft gelangt. Wenn schon die ersten Versuche ihres Mädchenalters, die Aufsätze über Rousseau und über den Selbstmord, als vortrefflich bewundert wurden, so mußte vollends ihr Roman, den sie in reiferem Alter schrieb und worin der poetische Unterhaltungsstoff mit den strengsten Beweisführungen über politische und moralische Fragen verbunden war, zu den erhabensten Geisteserzeugnissen gezählt werden. Durch den wichtigen Einfluß, welchen ihre Schriften

auf die Politik Europa's ausgeübt hatten, durch ihr Bestreben für eine freisinnige und humane Politik, ihre muthige Vertheidigung der unglücklichen Marie Antoniette, ihren Widerstand gegen den hochstrebenden Befehlshaber und Konsul, ihren Eifer, den Haß gegen die Dynastie Napoleon's zu schüren — durch alle diese Einflüsse hatte sie sich das Recht erworben, unter die politischen Charaktere ihrer Zeit gerechnet zu werden. Sie hatte aber auch dafür Verfolgung erlitten, war von dem Helden des Jahrhunderts aus Paris verbannt worden und auch dieses politische Märtyrerthum trug nicht wenig dazu bei, ihr überall Gastfreundschaft zu sichern.

Die Herzogin Amalie war sehr eingenommen von ihr und sah sie fast jeden Abend bei sich.

„Sie ist voll Liebenswürdigkeit, ohne Selbstsucht und Anmaßung; sie weiß an jedem Menschen die schätzenswerthen Seiten herauszufinden,“ sagte sie von ihr.

„Schon ihre Sprache zeugt von dem seltensten Talent, das mir jemals vorgekommen ist,“ fügte Fräulein von Anebel hinzu.

Die traulichen Gesellschaftsabende bei der Herzogin Mutter gestalteten sich gleich außerordentlich lebhaft, sobald die geistreiche Frau erschien, deren Züge einen bedeutenden und wohlthuenden Eindruck machten, wenn gleich ihre starke Figur, der kräftige Hals, die sinnlich aufgeworfenen Lippen und die fast aufgestülpte Nase im Allgemeinen nicht ansprachen und der jugend-

liche Anzug bei vorgerücktem Alter von den Hofdamen sogar gewagt befunden wurde.

Den Herzog ergözte sie und er dampfte ihr behaglich seinen Tabacksqualm entgegen. Sie aber machte kein Hehl daraus, daß sie die Tabackspfeife anstößig fände.

„Ich habe mich fast gewöhnt, in Ihnen einen Mann zu sehen und zwar einen seltenen Mann,“ entgegnete ihr Karl August. „Uebrigens darf man es mit solchen Anstandsregeln nicht so genau nehmen; würden sonst wohl die Schweine in Homer's Gedicht hineinpassen?“

„Darüber will ich nicht entscheiden,“ antwortete Frau von Staël; „gewiß aber weiß ich, daß Schweine sich ebenso wenig wie die Pfeife für eine anständige Gesellschaft schicken.“

Schiller trat ein. Mit seiner großen hageren Gestalt und in Uniform, wurde er von der Staël für einen General gehalten und sie war nicht wenig erstaunt, als ihr in dieser Person der Dichter der Räuber und des Don Carlos vorgestellt wurde.

Mit Eifer zog sie ihn in die Unterhaltung und lenkte das Gespräch auf das Drama, indem sie behauptete, die dramatische Kunst der Franzosen sei der aller übrigen Nationen überlegen. Viele stimmten ihr bei, Keiner schien diesen Vorzug streitig machen zu wollen. Nur Schiller nahm den Kampf auf.

Er las das Französische geläufig, konnte es aber eigentlich nicht sprechen. Für den Ausdruck außer-

gewöhnlicher Dinge und abstrakter Ideen fehlte es ihm an Wortkenntniß und Redefertigkeit. Ihm selber erschien dies nur als eine Nebensache, da es sich darum handelte, seine innerste Ueberzeugung auszusprechen und das, was er für Wahrheit hielt, zur Geltung zu bringen. Die Mitglieder des Hofzirkels lächelten anfänglich ein wenig verlegen und Frau von Staël machte große Augen, als der seltene Mann es wagte, ihr ganz unbefangen und in der bescheidensten Weise, aber dennoch mit Stolz und in begeisterten Tone zu widersprechen. Allmählig aber, als sie die erhabenen Gedanken, die sich in so mangelhafter Form und unter den größten Schwierigkeiten kundgaben, theils zu verstehen, theils zu errathen im Stande war, hielt sie es doch für nothwendig, die Waffen einer Französin, die Lebhaftigkeit und die Ironie, welche der berühmten Frau zu Gebote standen, gegen den gefährlichen Gegner in Anwendung zu bringen. Aber es half ihr nichts. Schiller blieb beharrlich und ließ keine ihrer geistreichen Einwendungen unangefochten. Bald konnte die Französin nicht verhehlen, wie sehr sie den genialen Mann bewunderte, wie innig sie sich mit ihm befreundet fühlte.

„Ihr Gewissen ist Ihre Muse,“ sagte sie am Schlusse zu ihm; „man muß in Ihnen den Dichter ehren, der nichts auszusprechen vermag, was nicht vollkommen natürliches Erzeugniß seiner Seele und seiner Ueberzeugung gemäß ist.“

Schiller seinerseits war ebenfalls genöthigt, ihre Bildung und ihren Geist anzuerkennen.

„Es ist Alles an ihr aus Einem Stück, ohne fremden und falschen Zug,“ sagte er. „Dies macht, daß man trotz aller Verschiedenheit in Natur und Denkweise sich vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören, ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. Sie will Alles erklären und ausmessen und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist Nichts für sie vorhanden. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen.“

Als man die geistreiche Frau fragte, wie ihr Weimar gefiele, entgegnete sie:

„Weimar ist durchaus keine kleine Stadt, wo man sich unbehaglich oder beengt fühlen könnte; es ist ein großes Schloß, in dessen Umgebung, der sogenannten Stadt, man ein regelmäßiges und geschäftiges Leben führt.“

Dem Herzog machte sie das Compliment, man merke es seiner geistvollen und pikanten Unterhaltung an, daß er ein Schüler Friedrichs des Großen sei. In seiner Gemalin, der Herzogin Luise, erkannte sie das Muster einer Frau, die, ohne Anmaßung und ohne Schwäche, voll männlichen Edelmutheß und zugleich voll weiblicher Milde, von der Natur für den erhabensten Rang bestimmt sei.

Karl August wollte die Unterhaltung nicht ausschließlich auf Kunst und Wissenschaft eingeschränkt

wissen; es lag ihm auch daran, politische Aussprüche von der seltsamen Frau zu hören und er lenkte das Gespräch auf die französische Revolution.

„Die grausamen Auftritte, welche die französische Revolution entwürdigt haben,“ sagte Frau von Staël, „sind nichts weiter als die Tyrannei in populärer Gestalt und konnten dem Cultus der Freiheit nicht Eintrag thun. Höchstens könnte man die Hoffnung auf Frankreich verlieren, weil es das edelste der Güter nicht zu bewahren verstand; aber deshalb braucht man es noch nicht auf der ganzen Erde in die Acht zu erklären.“

Wieland lernte sie bei Hofe kennen und fand ihn pikant in der Unterhaltung und wohlwollend trotz seinen Launen.

Goethe war nach seiner Rückkehr von Jena an einem Katarth erkrankt, mußte mehrere Wochen lang das Zimmer hüten und konnte daher die berühmte Frau nur im kleinsten Zirkel, vielleicht so auf die günstigste Weise, kennen lernen.

Er lud sie zu sich ein und sie stieg zu wiederholten Malen des Abends die prächtige Treppe hinauf, welche Goethe, noch in angenehmer Erinnerung der italienischen Eindrücke, nach dem Muster der römischen Palasttreppen, aber zu groß für sein Haus, hatte anlegen lassen. Das Haus war in Goethe's Abwesenheit während der Belagerung von Mainz, auf des Herzogs Veranlassung prächtig eingerichtet worden. Frau von Staël schritt vorüber an schönen Statuen und Gyps-

abgüssen, bis zu der Schwelle, wo das „Salve“ in der Diele ein freundliches Willkommen bot.

Goethe empfing die Eingeladene mit ihrem Begleiter in dem kleinen blauen, mit Büsten geschmückten Speisezimmer, in welches man aus dem sogenannten Junozimmer auf einigen Stufen hinabgelangte.

Er fand ihre Unterhaltung reizend und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß auch ihre körperlichen Vorzüge dabei mitwirken könnten.

„Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal verliebt in mich gewesen wäre,“ entgegnete sie auf jene Bemerkung, welche sie durchaus nicht übel aufnahm.

„Das kann ich mir wohl erklären,“ meinte Goethe, „denn in der Liebe schließt der Mann sein Inneres auf und giebt der Geliebten ein Geschenk, das er nicht wieder zurücknehmen kann; es würde auch unmöglich sein, einem ehemals geliebten Wesen Schaden zuzufügen oder es unbeschützt zu lassen.“

Um jedoch der wachsenden Leidenschaftlichkeit der Wechselreden auszuweichen, suchte er Benjamin Constantin anzuregen, sich lebhafter an der Unterhaltung zu betheiligen. Der junge Mann, der seine Studien auf englischen und deutschen Universitäten gemacht, hatte als Schriftsteller in seinem Verhältnisse zur Revolution eine wissenschaftliche Mitte zwischen den gegenüberstehenden äußersten Parteien herzustellen gesucht. Wie seine Freundin war er ebenfalls als Gegner Napoleons aus Frankreich verbannt worden, hatte

eine Zeit lang am Hofe zu Braunschweig gelebt und sich zu wiederholten Malen in der Schweiz aufgehalten, sich hier aber die Feindschaft eines großen Theils der Emigranten zugezogen.

Goethe fragte ihn, auf welche Weise er mit Frau von Stäel bekannt geworden sei.

Er verhehlte nicht, daß er anfänglich sehr eingenommen gegen sie gewesen sei.

„Genauer lernte ich sie in Lausanne und Coppet kennen,“ erzählte er. „Sie wohnte dort, am Fuße des Jura, ganz gelegen, um die Flüchtlinge zu sammeln, denen es gelang, die hohe Mauer zwischen Frankreich und der Schweiz zu übersteigen. Sie leistete allen Unglücklichen hülfreiche Hand und war unaufhörlich thätig und erfinderisch, wenn es galt, einen Proscribirten zu retten. Bald überzeugte ich mich, daß ihre Redefertigkeit nicht ihren einzigen Vorzug ausmachte; ich lernte ihre Thatkraft, ihre hingebende Gutherzigkeit kennen. Ueber Politik hörte ich sie schon damals überaus klar urtheilen und mußte es besonders schätzen, daß sie sich niemals über einen Widerspruch erzürnte. Je länger ich mit ihr umging, desto mehr wuchs meine Theilnahme und Bewunderung für sie. Selten sah ich eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und Verstand, von glänzender Unterhaltungsgabe und wohlthuender Milde, Einfachheit und Hingebung. Der Umgang mit ihr ist von großem Einfluß auf mich gewesen und hat meinem Geiste, der nur kritisch und zerlegend war, eine positive Richtung gegeben.“

Frau von Staël hörte diese aufrichtigen und unbefangenen Lobpreisungen von Seiten ihres Freundes ohne Verlegenheit und in ihren Zügen spielte sich der Ausdruck einer glückseligen inneren Befriedigung.

Benjamin Constant wurde später eine Zierde der Pariser Salons und eine politische Berühmtheit. Er verfocht die constitutionellen Grundsätze mit Kraft und Charakter, blieb der Politiker der liberalen Opposition und brachte als Redner der Kammer die parlamentarische Beredtsamkeit zur höchsten Vollendung. Als Schriftsteller behandelte er alle constitutionellen Prinzipienfragen in Abhandlungen und Flugschriften, zeichnete sich auch in religionsgeschichtlichen Arbeiten und als Dichter aus und gab eine Uebersetzung von Schiller's Wallenstein nebst einem dramaturgischen Vorbericht über das deutsche Theater.

Goethe ahnte damals schon das Streben, welches in dem noch unentwickelten Manne waltete; er schätzte den philosophischen Weg, den derselbe einschlug, so wie die sittlichen, politischen und praktischen Ziele, die er im Auge hatte.

In Frau von Staël erkannte er das Bestreben, fremde Zustände kennen zu lernen und zu durchdringen. Durch ihre leidenschaftliche Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit fühlte er sich jedoch herausgefordert, ihr mehr widersprechend als zustimmend zu begegnen, worauf sie dann aber um so liebenswürdiger wurde und ihre Gewandtheit im Denken und Streiten um so glänzender darthat. Goethe verstand es meisterhaft, ihren

Ideen hunger und ihre ungeduldigen Ansprüche auf eine schnelle Beantwortung selbst der schwierigsten Fragen in geeigneter Weise zu dämpfen.

„Ich trieb sie in die Enge, wenn sie raisonnirte,“ rühmte er sich späterhin. „Erst vermauerte ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (er zeigte das mit dem Finger auf der Serviette). Dann wollte sie entfliehen und konnte nicht vor- noch rückwärts. Zuletzt machte sie es wie der Flußgott Achelous und entfloß in einer fremden Gestalt.“

Ganz ohne Vorbehalt wird dagegen Goethe von Frau von Staël gerühmt.

„Goethe könnte allein die ganze deutsche Literatur vertreten. Wenn man ihn zum Reden zu bringen weiß, so ist er bewundernswürdig. Seine Beredtsamkeit ist gedankenreich, sein Scherz ist voller Anmuth und zugleich voller Philosophie. Er wird, wie die Künstler des Alterthums, von den Gegenständen der Außenwelt phantastisch angeregt und trotzdem besitzt sein Verstand die Reife unserer Zeit nur in zu hohem Grade. Sein Geist ist universal und deswegen zugleich unparteiisch. Nichts hemmt ihn in seinem Gedankenlauf, weder sein Jahrhundert, noch seine Gewohnheiten, noch seine Beziehungen.“

So schreibt die hochdenkende Schriftstellerin in ihrem berühmten Buche „über Deutschland“, in welchem sie sich ganz unverblendet von nationaler Befangenheit zeigt und von welchem auch Goethe anerkannte, daß es von großer Bedeutung und Einfluß gewesen sei, die

Ansichten der Franzosen über unsere schöne Literatur umzugestalten. „Segnen wollen wir daher,“ fügt er hinzu, „jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.“

Wieland aber rühmte von ihr, sie habe sich gegen ihn vortrefflich benommen, beinahe wie eine gute Tochter gegen einen geliebten und geehrten Vater.

„Sie ist,“ sagte er, „das außerordentlichste Geschöpf, das jemals in weiblicher Gestalt auf diesem Erdenrund gesehen worden ist. Wie sie schreibt, so spricht sie und man möchte sie Tage lang reden hören. Alle ihre Geisteskräfte wirken fast immer zugleich mit einer ungreiflichen Lebhaftigkeit und sind alle in einem hohen Grade gebildet. Da sie ebenso viel Feuer und leidenschaftliche Energie wie Witz und Geist und zu alledem noch ein sehr angenehmes Sprachorgan besitzt, so hat sie in der Unterhaltung Momente, wo sie zum Bezaubern liebenswürdig ist. Diese Frau kann Alles sein, was sie will, und war sich ohne Zweifel recht gut bewußt, daß die vollkommene Anspruchslosigkeit bei so außerordentlich glänzenden Eigenschaften und Talenten und der leichte Grazieschleier, womit sie das Feuer ihres Geistes so lieblich zu dämpfen wußte, gerade das wahre Mittel war, diejenigen unter uns zu bezaubern, die sonst mit einem sicheren Talisman gegen alle andre Zauberreize wohl versehen sind.“

In tiefe Trauer sank Weimar am 18. December 1803, als sich die Kunde verbreitete, ein hell-

glänzender Stern am Weimarischen Musenhimmel sei erloschen, Herder sei gestorben.

Drei Tage später, am Abend des 21. wurden seine Ueberreste in der Stadtkirche unter dem feierlichen Geläute aller Glocken beigesetzt. Die Kirche war von mehr als fünftausend Menschen gefüllt. Diaconus Junkel hielt die Gedächtnißrede, worin er des Geschiedenen Verdienste um Literatur, um die Schulen und die kirchlichen Angelegenheiten hervorhob.

Wer konnte diese Verdienste würdig genug preisen? seine Lehren, die der anhänglichen Gemeinde aus dem geistigen Brunnen göttlicher Eingebung zuflossen, — seine Leistungen für die Behandlung der Geschichte und vorzugsweise für die wissenschaftliche Methode der Literaturgeschichte — seinen Glauben an die Humanität — seine Kämpfe für Kunst und Gelehrsamkeit — die weit reichende Wirkung seiner Volkslieder, seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte — wer hätte diese Verdienste und auch diese ruhmvolle Laufbahn würdig preisen können!

Den Hofkreisen hatte Herder bei seiner ersten Würde ziemlich fern gestanden, wemgleich er sich den schönen geselligen Abendstunden bei Anna Amalia nicht entzog. Er nahm gern Theil an dem Kreise der geistvollen Männer, die sie um sich versammelte, an den Concerten, den Vorlesungen und den Gesprächen, die sich dort frei über alle Ereignisse der Zeit äußerten. Mit Achtung, Freundschaft und Wohlwollen wurde er auch auf den Sommerlandsitzen der

Herzogin Mutter, zu Ettersburg und Tiefurt, aufgenommen; ja, das Tiefurter Journal erhielt mehrere Beiträge von ihm. Anna Amalia setzte ein unbeschränktes Vertrauen auf sein Urtheil und seinen moralischen Charakter und suchte Alles zu seiner Erheiterung beizutragen.

Wennschon das Verhältniß zu Goethe gelockert war, so schloß sich doch der zartgesinnte Wieland mit großer Innigkeit an Herder an und fühlte sich besonders in der letzten Zeit zu ihm hingezogen. Auch Knebel fühlte sich durch Herders gleichgestimmtes Gemüth, durch sein Gefühl für Wahrheit und Recht gefesselt und erkannte den edlen Mann in der Wärme seines Herzens und Daseins.

Herder selber versicherte, daß er mehr und mehr bemüht sei, jeden Zug der Eitelkeit und Selbstsucht aus sich zu verbannen, daß er dafür von den Freunden nur verlange, sie möchten ihn weder loben noch tadeln, sondern nur zu erwecken und aufzumuntern suchen.

Trotzdem bemächtigte sich in den letzten Lebensjahren eine trübselige Verstimmung seines Gemüthes. Die Elasticität seines Geistes, der mit seinem Ernst gepaarte Frohsinn wichen den immer häufigeren Aendlungen von Gram und Unmuth. Der neckende Ton, den er in jüngeren Jahren so oft im Umgange geltend gemacht, wurde bitterer, seine Laune nicht selten unerträglich. Er urtheilte unfreundlich und mit Bitterkeit über die Weimariſchen Zustände; über die

dortige Gesellschaft und das poetische Leben, wie es sich auf dem Theater offenbarte. Er klagte über sein verfehltes Leben, über seine verringerte Kraft und seine vergeblichen Kämpfe und Bestrebungen.

Nun kam die verhängnißvolle Stunde, wo er das Blatt unvollendet auf seinem Schreibpult liegen ließ und sich auf das Krankenbett strecken mußte. Der Hofrath Stark, sein Arzt, und sein Sohn Gottfried suchten ihm die zwei Monate des Kampfes, den seine kraftvolle Natur gegen die Auflösung zu vollbringen hatte, durch liebevolle Pflege und Trost zu erleichtern. Bei allmähligem Sinken seiner Körperkräfte blieb die Kraft seines Geistes ungeschwächt.

Und von dieser Kraft hoffte er seine Genesung zu erhalten. Der Durst nach großen Gedanken, nach gesteigertem Lichte des Geistes verließ ihn nicht.

„Ach,“ rief er, „wenn mir nur eine neue große geistige Idee irgend woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute — dann würde ich gleich gesund werden!“

Als er den Tod fühlte, lagen ihm die Kinder schwer auf dem Herzen, doch sprach er die Hoffnung aus, daß Gott sie versorgen werde. Außer der Tochter waren von fünf Söhnen drei anwesend.

Seine Gedanken über den bevorstehenden Tod und über Unsterblichkeit lauteten:

„Es ist kein Tod in der Schöpfung, sondern Verwandlung nach dem weisesten Gesetze der Nothwendigkeit, nach welchem jede Kraft immer wirkend erhalten

wird. Der uns ungefragt hierher gebracht, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Schuldlos und heiter von dannen zu gehen, müßte jedes Vernünftigen Bestreben sein, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte. Daß eine fortgehende Zukunft nicht vorhanden sei, läßt sich dem Menschen nicht beweisen und ist sogar undenkbar."

Obgleich Herder sich in den letzten Jahren so wenig wohl im Leben gefallen hatte, so schied er doch ungern daraus und seine Natur focht einen hartnäckigen Kampf. Oft umfaßte er den Hals des Arztes und bat mit tiefer Bewegung, er möge ihn retten.

Die scheidende Natur leitete ihn endlich in sanftem Schlafe hinüber.

Herder hatte ein Alter von 59 Jahren und 4 Monaten erreicht und vollendete seine Laufbahn in demselben Jahre wie Klopstock und Gleim.

Seine letzten ahnungsvollen Worte, im zehnten Stück seiner „Adrastea," fand man auf dem unvollendeten Blatte auf seinem Schreibtische ausgesprochen:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt.“

„Es ist ein großer, unersehblicher Verlust für seine Familie, für die Welt und für seine Freunde," sprach

Wieland. „Ich habe sehr viel an ihm verloren und hatte große Ursache, auch um meiner selbst willen zu wünschen, daß er, der beträchtlich jüngere Mann, mich Alten überleben möchte!"

Freund Knebel legte eine schöne Blume auf Herders Grab: seine Elegie, worin er in folgender Stelle sein herzliches Gefühl ausspricht:

„Wo blüht künftig der Hain, den seine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmlischer Weisheit uns brach?
Wer erforschet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menschengeschlecht tausendgestaltig zerstreut?
Wer belebet die Blüten des Geistes? den Honig der Musen?
Wer hat ihn reiner gefaßt? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühete das Herz beim Anblick fremden Verdienstes,
Fremder Tugend mehr? Allen ein Lehrer und Freund.“

Elftes Kapitel.

Maria Paulowna. — Freude, schöner Götterfunke. — Der Sohn vom alten Vof. — Goethe im Schlafrock. — Schiller erkrankt.

Dem weimarischen Lande war eine große Freude widerfahren.

Am 8. November 1804 kehrte der Herzog mit dem Erbprinzen und der ihm anvermählten Kaisertochter Maria Polowna zurück. Er war dem jungen Paare bis an die polnische Grenze entgegengereist. Die Herzogin nebst der Prinzess Caroline und dem Prinzen Bernhard fuhren ihnen bis Naumburg entgegen.

Am 9. fand der feierliche Einzug statt. Alle waren voll Bewunderung und Entzücken über die Goldseligkeit und Schönheit der jungen Fürstin. Ihre angeborene Majestät, ihre Unschuld der Seele, ihre Herzensgüte, verbunden mit Geist, Feinheit, Vornehmheit und Anstand schilderte der greise Wieland als unvergleichlich und unbeschreiblich und knüpfte an die Seligkeit seiner eigenen Empfindung die hoffnungsvolle Prophezeiung, mit dieser Großfürstin, diesem Engel

in jungfräulicher Gestalt, werde eine neue Epoche für Weimar beginnen; sie werde durch ihren allbelebenden Einfluß zu höherer Vollkommenheit bringen, was die Herzogin Amalia vor mehr als vierzig Jahren angefangen habe. Er übertrug auf diese Fürstin die Verehrung, die er für seine hohe Gönnerin fühlte.

Und Wielands Prophezeiung bewährte sich. Die Segnungen der Anmuth, welche sich mit dem Dasein und Wirken dieser hohen Frau verbanden, strömten reichlich über Weimar aus.

Schiller pries ebenfalls die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung, ihre Jugendfröhlichkeit, ihr verbindliches Wesen, ihren Geist und Kenntnisse. Er, der kränkliche Mann, ließ sich sogar von dem Festgewühl und dem Jubel, welcher die Stadt länger als eine Woche erfüllte, mit fortreißen und mischte sich in die heiteren Kreise.

Eines Abends besuchte er die Redoute und zeigte sich in der heitersten Laune. Er zog sich bald mit Niemer, dem Hofmeister des jungen Goethe, seinem Schwager und Heinrich Vof in ein gesondertes Cabinet. Die Champagnerpfropfen sprangen, der schäumende Trank sprudelte in die Gläser, man stieß an, trank und jauchzte. Schiller glich einem seligen Jünglinge.

„In solcher Stimmung müssen Sie Ihr Lied an die Freude gedichtet haben,“ meinte Vof.

„Das Lied an die Freude dichtete ich vor zwanzig Jahren,“ entgegnete Schiller. „Es ist eigentlich ein

fehlerhaftes, ja, ein schlechtes Gedicht, so fehlerhaft wie die Bildungsstufe, welche ich damals zu verlassen anfing. Nichts desto weniger, ja wohl eben deswegen wurde es so allgemein günstig aufgenommen.“

„Du irrst dich,“ entgegnete Wolzogen. „Nicht weil es einem fehlerhaften Zeitgeschmacke entgegenkam, wurde es ein Volksgedicht, sondern weil es eine rein menschliche, beseligende Empfindung mit Feuer und erhabenem Schwunge ausdrückt. Es ist ein begeistertes und begeisterndes Losungswort; es spricht den Drang nach Glück aus; es bezeichnet die Freude als eine göttliche Macht, entsprungen aus Stärke, Weisheit und Milde, als eine Vermittlerin zwischen Gott, dem liebenden Vater, und den Geschöpfen, bösen wie guten. Die Tugend wird belohnt, aber auch die Hölle hört auf, denn den Sündern wird Vergebung zutheil. Die Liebe zur Menschheit feuert zu neuem Wandel an; Ruhm, Freundschaft und Eheglück, alle edlen Gefühle, alle edlen Antriebe vereinigen sich in dem Gefühl der Freude. Das drücktest du in deinem Gedichte aus, Friedrich, und kein Wunder ist es, daß dein Lied wie ein elektrischer Strahl durch die Gebeine der Menschheit fuhr.“

Schiller lächelte vor Glück.

„Ist es wahr, Herr Hofrath, was die Sage erzählt: daß Sie das Lied schufen, in dem beseligenden Bewußtsein, einem armen Studenten eine Unterstützung verschafft und vor Verzweiflung bewahrt zu haben.“

Schiller gab keine direkte Antwort auf diese Frage.

„Ich dichtete das Lied in Gohlis,“ entgegnete er. „Damals hatte ich Trost gefunden an eines Freundes Brust, hatte die meisten Verirrungen meiner verflossenen Jugendzeit eingesehen aber auch den Drang und die Kraft erkannt, die der Schöpfer in mich pflanzte. Nach Tugend und Größe zu streben, erschien mir als ein edles Ziel, als eine erhabene Aufgabe. Das Bewußtsein, diesem Ziele am Arme eines Freundes zustreben zu können, erfüllte mich mit Freude, mit Glückseligkeit.“

„Das Lied ist von vielen Componisten in Musik gesetzt; laßet es uns singen!“ sprach Wolzogen.

Damals hatte es noch keinen Ausdruck gefunden durch Beethoven, den erhabensten Tondichter, welcher den Hymnus der Weltliebe in seine neunte Symphonie aufnahm, worin Menschenstimmen und Instrumente mit feurigen Zungen singen.

„Es ist ein Chor der Priester, die im Tempel der Bruderliebe opfern,“ fuhr Wolzogen fort, „laßet uns das Lied des unsterblichen Schiller anstimmen nach der Weise, die ihm der gefangene Schubart gab!“

Und es erscholl der erhabene Chor:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken,
Himmelsche, dein Heiligthum!“

Bei der weihvollen Stelle:

„Seid umschlungen Millionen!“

umarmten sich die begeisterten Männer und Schiller's Augen strömten von Thränen über.

Die Glücklichen trennten sich erst spät in der Nacht. Als Schiller seinen Beitrag zu Beche zahlen wollte und die Anderen es nicht zuließen, sprach er mit herziger Miene:

„Gut denn! aber ich behalte mir vor, euch dafür nächstens in meinem Zimmer zu bewirthen, und da wollen wir unter uns recht fröhlich sein.“

Aber schon in den nächsten Tagen mußte er auf dem Krankenbette rasten.

In Weimar wechselten unterdessen Bälle, Feuerwerk, Illuminationen mit einander ab. An der feierlichen Festtafel nahm auch Goethe Antheil. Im Theater wurde Wallenstein's Lager aufgeführt, das geniale Lust- und Lärmspiel in kurzen gereimten Versen, in welchen der freche Humor, die unruhige und bedeutende Handlung des Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege durch Sinn, Rhythmus und Reim auf das Lebendigste zur Anschauung gebracht werden. Dem folgte die Aufführung der „Jungfrau,“ des Stückes, dessen Stoff dem Dichter ebenso beneidenswerth erschienen war wie die Iphigenie der Griechen und bei dessen Bearbeitung er es sich angelegen sein ließ, das romantische Zeitalter wieder in seine Rechte einzusetzen.

Besonders für dieses Fest hatte Schiller „die Huldigung der Künste“ gedichtet, das herrlichste Denkmal der freudvollen Ankunft der Fürstin, worin sie als die würdige Genossin und Nachfolgerin der Herzoginnen Amalia und Luise, als die Gönnerin der Weimari-

schen Musen dargestellt wurde. Dieses Stück, welches Schiller im Verlaufe weniger Tage ausgeführt hatte, begrüßte die Großfürstin bei ihrem ersten Erscheinen im Theater und wurde als Vorspiel zum „Mithridates“ gegeben. Als die Fürstin, im Glanze der Schönheit, am Arme ihres Gemals an die Brüstung der Loge trat und die Anwesenden anmuthig grüßte, wollte der Jubel kein Ende finden. Der dialogische Prolog von Schiller übte durch die edle Form und die darin ausgesprochene Gesinnung die höchste Wirkung. Die Stellen:

„Die in unser stilles Thal niederstieg, uns zu beglücken, aus dem hohen Kaisersaal, — hat sie Liebe dort verlassen, findet sie die Liebe hier“ —

wurden mit Begeisterung aufgenommen; die edelste Rührung bemächtigte sich aller Herzen und die lebenswürdige Erbprinzessin brach in Thränen aus.

Nachdem die Festtage und Abende vorübergerauscht waren, suchte man sich wieder in das gewöhnliche Geleise zu bringen.

Der alte Goethe saß wieder, mittags bei Tische und abends in seinem Studirstübchen, in Gesellschaft seiner Vertrauten und plauderte mit ihnen über Literatur und Kunst. Dennoch lenkte sich auch hier noch das Gespräch wieder auf Maria Paulowna.

„Sie ist geeignet, jeden Stand zu erhöhen und selbst auf dem höchsten noch Bewunderung zu erregen,“ sagte Goethe von ihr.

Es war eine besonders heitere Mittagstafel, bei welcher der alte Herr ein erfreuliches Ereigniß feiern wollte.

Heinrich Voß, der Sohn seines alten Freundes Johann Heinrich, hatte durch seine Vermittelung eine Professur am Weimariſchen Gymnasium erhalten.

„Ich freue mich, daß Sie Ihre Sachen auf dem Examen ſo gut beendet haben,“ ſagte Goethe zu ihm.

„Und ich,“ erwiderte der junge Mann mit dankerfülltem Blick, „ich freue mich noch mehr, daß Sie, edler Mann, einen ſolchen Antheil an mir nehmen. Ihnen verdanke ich beinahe ebenſo viel wie meinen Eltern, denn Sie haben mir Muth und Selbſtvertrauen in die Seele geſößt. Weimar ſoll mir eine heilige Stätte ſein, weil Sie hier ſind, weil Schiller hier iſt und weil ich hier werde mit Ruhe und ſorgloſem Herzen gedeihen, des Guten genießen und meine Kräfte entfalten können. Die Amtsgeschäfte, die mir obliegen, können mich wohl befriedigen, denn ich bin nicht als Klassenlehrer ſondern als Fachlehrer für das klaſſiſche Alterthum angeſtellt; auch kann ich die Aeſthetik praktiſch treiben und in meinen Schülern den Sinn für die neueren Dichter unſerer Literatur erwecken. Von den Alten werde ich den Homer und Herodot beſtändig leſen laſſen. Ich ſelber will nun einmal ein kapitaler Grieche werden und mein Freund Niemer, der würdige Schüler Wolf's, wird mich auf der helleniſchen Reiſe begleiten.“

„Sie beſitzen mehr Kenntniß des Alterthums als

ich,“ entgegnete Niemer, Goethe's Pflegling und Hausgenoſſe, an den dieſe lezten Worte gerichtet waren.

„Sie ſind mir aber an grammatiſchen Kenntniſſen bei weitem überlegen,“ verſetzte Voß.

Bei dieſem edlen Wettſtreit wurde dem Wein, auf Einladung des Wirthes tapfer zugeſprochen

Die Tafel ſtand in dem einfach und ſchlicht möblirten Geſellſchaftszimmer ſtatt. Hier ſtand ein Flügel. Der Sopha war mit geſtickten Kiſſen, Andenken fleißiger Hände, dicht belegt. Darüber zeigte ſich die von Meyer in Waſſerfarben ausgeführte Copie der Aldobrandiniſchen Hochzeit, mit welcher Goethe und Meyer vor zehn Jahren vor dem gewaltigen Bonaparte durch die Schweiz entflohen waren. Dieſe anmuthige Darſtellung eines der dankbarſten Stoffe der idealen Antike hielt der alte Herr aber gewöhnlich hinter einem grünen Vorhang, den er nur in Anweſenheit ſehr willkommener Gäſte wegzog. An den übrigen Wänden hingen meiſterhafte Handzeichnungen, über den Thüren mythologiſche Cartons von Meyer. Ein großer Schrank barg die Kupferſtichſammlung.

Die Thüren zu den Nebengemächern ſtanden offen. Nach einer Seite hin blickte man in das ſogenannte Urbino-Zimmer, worin ſich der Baroccio und andre koſtbare Delgemälde befanden; nach der anderen Seite in das an den Flur grenzende Gemach, deſſen Wände mit Raphael's Geſchichte der Pſyche, nach dem Gemälde in der Villa Farnesina, und mit einer Copie von Tizian's irdiſcher und himmlischer Liebe geſchmückt

waren. Nahe beim Fenster stand die kolossale Ludovisische Junobüste und der Jupiter des Phidias.

Als Goethe gewahrte, daß sein junger Gast zu wiederholten Malen den bewundernden Blick auf jene Göttergestalten lenkte, deutete er auf die Junobüste hin, mit den Worten:

„Ja, ich bin ein Plastiker und die christlichen Kunstapostel sollen nicht kommen, um mir einen Dunst vorzumachen.“

Dabei gerieth er in Feuer und grollte gleichsam; sein Auge glühte. So erschien er nur selten, aber die ihn dann sahen, fürchteten sich fast vor ihm. Die Malerin Luise Seidler gesteht, er sei ihr einst in solchem Augenblick vorgekommen, wie sie sich als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser, die Träger der Majestät, gedacht habe.

Bald aber nahmen seine Züge wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck von Güte und Wohlwollen an; er sprach so geistvoll und lebendig, so herzerhebend und dabei so verständlich, daß Voß, der ihm gerade gegenüber saß, ihm mit wahrer Wonne in die tiefen Augen blickte.

Als man bei der letzten Schüssel war, gebot Goethe:

„Hole doch den Kuchen herein, August! der Voß sieht noch gar so hungrig aus.“

Der Auftrag war an Goethe's Sohn August gerichtet, der an der Tafel theilnahm.

Dieser Sohn, den ihm Christiane Vulpius geboren und bei dessen Taufe sein fürstlicher Freund Karl

August die Stelle eines Pathen übernommen hatte, war jetzt schon zu einem sechszehnjährigen lebenswürdigen und lebhaften Knaben herangereift.

Er ließ sich den Auftrag nicht wiederholen, sondern eilte mit schelmischer Miene hinaus und kehrte bald darauf mit einer Schüssel zurück, die er dem jungen Voß auf den Kopf setzte und, hinter seinem Stuhl stehend, festhielt.

„Nun müssen Sie versprechen, von dem Kuchen zu essen,“ forderte der Knabe.

„Aber ich bin ja gesättigt, ganz gesättigt,“ erwiderte Heinrich Voß.

„Daran kehre ich mich nicht,“ meinte August; „wenn Sie nicht von dem Kuchen essen wollen, sind wir Alle böse auf Sie.“

„Nun, du kleiner Schelm, so setze nur den Teller auf den Tisch!“

Es geschah. Heinrich Voß sah auf dem Teller anstatt eines Kuchen sein Doctordiplom vor sich. Die Anwesenden beglückwünschten den froh überraschten Promovirten. Goethe bestellte eine Flasche von seinem besten Champagner.

„Die wollen wir Beide bis auf den letzten Tropfen leeren, Herr Doctor,“ sprach er scherzend. „Bis morgen Abend sollen Sie Herr Doctor sein; dann aber nehmen wir den Titel wieder ab und Sie sollen wieder der gute Voß sein.“

Nach Tische setzte Goethe seine Mütze mit breitem Schirm auf und lud seine Gäste zu einem kurzen

Gänge durch den Garten ein. Der Weg führte durch ein niedliches blaues Gemach, das ganz mit herrlichen Marmor- und Gipsbüsten angefüllt war, über einen Balkon und eine Treppe hinab.

Der Spaziergang währte nur kurze Zeit, denn es war kalt und die gemüthlich geheizten Zimmer machten bald wieder ihre Anziehungskraft geltend.

Goethe zeigte nun mehrere Mappen seiner gesammelten Kunstschätze vor und knüpfte an jedes Blatt eine Belehrung, eine sinnige Bemerkung oder ein geistvolles Wort.

Auf diese Weise kam bald der Abend heran und man zog sich in das heimische Studirzimmer zurück, welches nach dem Garten hinaus lag.

Dieses Zimmer, hinter einem Vorgemach mit Mineralienschränken gelegen, war Goethe's Lieblingsaufenthalt und zeugte in seiner erstaunlich einfachen Ausstattung von der erhabenen Einfachheit und Genügsamkeit seines Bewohners, der sich körperlich ebenso wenig verweichlichte wie er sich geistig durch Widerwärtigkeiten niederdrücken ließ.

Die Fenster des Zimmers sind niedrig. Ein großer, mit hellgrauer Oelfarbe angestrichener Tisch steht in der Mitte. Außerdem finden sich noch einige Stühle von gleichem Material; einer derselben, auf welchem der Dichter zu sitzen pflegte, wenn er nicht am Stehpulte beschäftigt war oder diktirend auf und nieder schritt, ist mit einem Polsterkissen versehen. Eine große Kommode enthält die mit der größten Sorgfalt geord-

neten und classificirten Pflanzensammlungen. Darüber hangt ein kleines Gestell mit wenigen Büchern.

Kein Luxus prahlt von der Phantasie des Künstlers, aber jede Ecke verkündet die Spur eines an Ordnung und Arbeitsamkeit gewöhnten Geistes.

Eine Thüre führt in das nebenliegende Schlafgemach, dessen einziges Fenster mit einem grünen wollenen Vorhange versehen ist. Hier steht ein schmales schmuckloses Bett, die Stätte, welches die lieblichsten Gottheiten umschwebten; am Kopfsende ein großer Lehnstuhl.

In sein Arbeitszimmer zog sich Goethe außer seiner Arbeitszeit stets allein zurück, wenn er lebhaft mit einer Idee beschäftigt war. Des Abends weilte er fast immer hier in Gesellschaft von Freunden; aber nur die vertrautesten hatten Zutritt.

Heinrich Voß fühlte sich hier ganz heimisch, fast ebenso wie bei seinen Eltern oder seiner lieben Mutter Griesbach in Jena.

Es ließ sich nichts Herzigeres denken.

Die Excellenz hatte ihren Staats- und Ueberrock abgelegt; der lebenswürdige Greis saß in seinem weißen wollenen Nachjäckchen behaglich im Lehnstuhle am Tische. Vollkommene Ruhe und Stille, das Gefühl der Erholung, die offenste Heiterkeit lagen in seinem Gesicht ausgedrückt.

Er las mit seiner melodisch kräftigen Bassstimme vor; dabei sprühten seine Augen ein seelenvolles Feuer. Seinem Gaste zur Ehre und Liebe hatte er einen Ab-

schnitt aus der „Luise“ von Johann Heinrich Voß gewählt. Mit tiefem Gefühl trug er die Stelle vor:

„Segen die Füll' auf Erd und droben im Himmel!
 Ich bin jung gewesen und alt geworden; doch niemals hab'
 Ich geseh'n ungesegnet des Redlichen redliche Kinder.
 Mancherlei Freude verlieh mir der Herr und mancherlei Trübsal
 Im abwechselnden Leben, und Dank ihm sag' ich für Beides.
 Gern nun will ich das Haupt, dies grauende, hin zu den Vätern
 Legen in's Grab; denn glücklich, getrennt auch, bleibt mir die
 Tochter,

Weil sie erkannt, daß Gott, wie der Kindlein pfleget ein Vater,
 Oft durch Freud' uns segnet und oft uns segnet durch Trübsal.“

Goethe's Stimme wurde immer weicher und gerührter. Nun kam er an den Schlusssatz der Trauung; da gab er das Buch dem Erzieher seines Sohnes.

„Eine heilige Stelle!“ rief er, tief erschüttert und mit weinendem Auge.

Er holte darauf Boffen's Gedichte vom Bücherbrette und las einige derselben, stand dann hastig auf und ging in dem engen Zimmer umher, indem er in lebendigen Ausdrücken die herzige Innigkeit der Naturschilderungen pries. Das Herbstlied, meinte er, gefiele ihm besonders. Er schlug das Buch wieder auf und las das Gedicht vor. Unbeweglich, tief gerührt stand er und zuweilen richtete er den Blick aufwärts empor, als ob er das Ueberirdische, Hohe mit seinen Augen erschauete.

Aus diesen Gedichten, sprach er darauf, ließe sich das ganze poetische Leben des Dichters entwickeln.

„Wie herrlich,“ fuhr er fort, „wie trefflich schildert er uns die Jahreszeiten! Die rückkehrende Sonne befreiet den Boden vom Schnee. Der Dichter eilt in's Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken; bald weilt er immer draußen, den aufkeimenden Pflanzenwuchs zu beobachten, ein Paradiesbewohner, ein Priester der Natur. Der Sommer kommt mit seiner heilsamen Schwüle. Alles reift bis zur Ernte, die der Dichter durch seine Gegenwart feiert. Dann schleicht der Herbst heran; der Dichter nimmt Abschied von der hinfälligen Natur, bewahrt sich aber doch einige Blumen und Kränze für seine winterhafte Häuslichkeit. Die schaurigen Abende werden durch Musik und trauliche Gespräche gekürzt. Nun übt der Winter seine Herrschaft aus, aber der Dichter freut sich einer häuslichen Wohnlichkeit und bietet in vertraulichem Kreise den Unbilden des Himmels Trotz, gesellt sich auch wohl zu lustigen Schlittensfahrten, die am warmen Kamin mit Tanz und Chorgesang beschloffen werden.“

Hier hielt Goethe inne und auch der junge Doctor schwieg, in stummer freudiger Bewunderung der lebendigen Botivgemälde, zu welchen der geniale Mann durch die Gedichte seines Vaters angeregt worden war.

Aber nach kurzer Pause fuhr Goethe in der geistvollen Entwicklung fort:

„So gewiß aber der Verlauf der Jahreszeiten immer wiederkehrt, ebenso gewiß, zeigt uns der Dich-

ter, werden sich alle Freunde und Verwandte in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, ebenso gewiß bekundet sich allzeit die Kraft, Fürsorge und Weisheit Gottes. Und dies spricht der Dichter mit heiligem feierlichen Ernste in seinen religiösen Gedichten aus.“

Mit Begeisterung aber mit Klarheit und Ruhe führte Goethe dieses Gespräch zu Ende. Heinrich Voss war stumm, in sich gefehrt, als er sich empfahl.

„Warum schon aufbrechen, Herr Doctor?“ fragte der Alte mit wohlwollender Miene.

„Ich will noch unserm kranken Freunde einen Besuch machen,“ entgegnete Heinrich.

Ein schmerzlicher Ausdruck suchte über Goethe's Antlitz und er drückte, stumm mit dem Kopfe nickend, dem Scheidenden die Hand.

Der Weg von Goethe's Hause bis zur Esplanade ist nur kurz. Nach einigen Minuten hatte Heinrich Voss das einfache zweistöckige Haus erreicht. Mit ängstlich klopfendem Herzen trat er ein, schlich die erste Treppe hinauf, ging leise an den Thüren des oberen Stockwerks vorüber und beschleunigte dann seinen Schritt nach der oben gelegenen Giebelwohnung.

Hier lag Schiller, der erkrankte, in seinem Arbeitszimmer, auf dem Bett, das er, der andauernden Krankheit wegen, bereits aus dem angrenzenden Schlafkammerchen hatte hereinstellen lassen, auf demselben Bett und auf derselben Stelle, wo er bald darauf aus

dem mühe- und sorgenvollen, aber vom lichten Ideal durchleuchteten Leben scheiden sollte.

Heinrich Voss war in dem Erkerzimmerchen halb zu Hause.

Die grüne Tapete mit den blauen Punkten, der Kachelofen mit eisernem Untersatz, das alte Klavier und die darauf liegende Guitarre, das Tischchen mit der Tabacksdose und Mundtasse, der große Arbeitstisch mit dem stellbaren Schreibpulte, die wenigen mittelmäßigen Aquarellbilder an den Wänden: — dies Alles war ihm eine vertraute Umgebung, denn oft besuchte er den väterlichen Freund und schon zu wiederholten Malen hatte er Gelegenheit gehabt, die traurig süße Pflicht eines Krankenpflegers bei ihm auszuüben.

Denn Schiller kränkelte schon seit zwanzig Jahren. Seine geistige Kraft überwand stets das körperliche Leiden, ja, er mochte nicht einmal darauf achten. Warf es ihn nieder, so bezeichnete er es mit dem unbedeutenden Namen eines Schnupfens, Katarrhs, Katarrhalsfiebers. Er verstand es, sich selber zu überwinden und sein Geist überwand alle körperlichen Leiden, unter denen er das Leben zu tragen hatte.

In jener Zeit beschwerte er sich über Hustenanfälle; dazu kam eine große Nervenschwäche. Er mußte das Bett hüten. Wenn er sich zeitweilig erholte, erschien er kindlich froh, anmuthig, wohlwollend und heiter. Dann zeigte er ganz seine empfängliche Seele, seine Liebe und Hingebung.

Auch an diesem Abend empfing er den Eintretenden mit sanfter freundlicher Miene. Er war erschöpft, aber wollte doch versuchen, aufzustehen. Aber Bofß mußte ihn stützen.

„Bin ich denn wirklich so matt, daß Sie mich stützen müssen?“ fragte Schiller.

„Ich will Ihnen das Gehen nur ein wenig erleichtern,“ entgegnete Jener.

Schiller trat an den Tisch und putzte das Licht.

„O, ich bin nicht matt!“ rief er; „ich habe das Licht mit steifem Arme putzen können.“

Er setzte sich wieder auf das Bett und Beide plauderten mit einander.

Bofß erzählte von seinem Besuche bei Goethe und von der liebevollen Aufnahme, die ihm dort stets zutheil wurde.

„Goethe weiß, wie lieb ich ihn habe,“ sprach er. „Ihm könnte ich die geheimsten Winkel meines Herzens enthüllen. Er übt einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Gemüther aus; man möchte sich immer fester an ihn schmiegen. Man darf ihm jeden Zweifel mittheilen; stets ist man seiner Belehrung gewiß; aus allen seinen Aeußerungen spricht eine Fülle von Ideen und doch redet er immer klar, ja populair, niemals wie ein Meister sondern stets wie ein Freund zum Freunde. Er tröstet mich, wenn ich traurig bin; er nimmt mit freundlichem Blick, mit einem Händedruck oder väterlichen Kuß an meiner Freude Theil. Sein Beifall ist mir ein reger Sporn und ich suche allen seinen Wünschen zuvorzukommen.“

Schiller hörte diese unbefangenen, naturwahren Lobsprüche des jungen begeisterten Mannes mit sichtlicher Freude.

„Ja,“ sprach er bestätigend, mit matter Stimme aber in warmem Tone, „ja, Sie haben Recht, junger Freund. Goethe hat sein Leben wohl angewendet und anhaltend an seiner Bildung gearbeitet. Davon erntet er jetzt die schönsten reifen Früchte und zwar mit Leichtigkeit: er braucht nur leise an dem Baume zu schütteln. Während wir Andere in der Irre herumtappen, geht er, klar mit sich selbst, sicheren Schrittes einher. Mag er vom kleinsten Punkte ausgehen, so führt er mich stets aus meiner engen Natur heraus in's Weite. Ihm verdanke auch ich viel. Seine Anschauungen haben mir über viele Dinge unerwartete Aufklärungen verschafft; durch seine Einwirkung ist in mir eine erstaunliche Läuterung vorgegangen; eine Menge Ideen sind in mir aufgeregt, von denen keine verloren gehen soll. Seine Mittheilungen regen mich stets zu selbständiger Thätigkeit an und ich gehe niemals von ihm, ohne daß Etwas in mir gepflanzt worden wäre.“

„Bei Ihnen stehe ich freilich ganz anders,“ hob Bofß mit ein wenig schüchterner Miene an; „ich komme so oft zu Ihnen, daß ich mir manchmal selber Vorwürfe mache; aber ich kann es doch nicht lassen. Ich verehere Sie ebenso wie Goethen und liebe Sie auch in demselben Grade aber doch in einer anderen Weise. Wenn mir Goethe wie ein väterlicher Freund erscheint,

so wage ich mich doch, offen gesagt, freier und unumwundener an Sie heran, so wie man sich etwa einem älteren Bruder nähert.“

Schillers Züge nahmen einen überaus milden und heiteren Ausdruck an.

„Kommen Sie oft, recht oft zu uns, lieber Voss!“ sprach er, ihm die Hand reichend.

Die Unterredung wurde unterbrochen, als Schiller's Gattin mit den Kindern eintrat.

Des Kranken Augen leuchteten.

Er küßte die kleine Emilie, nahm sie auf den Arm und betrachtete sie mit einem Blick voll unsäglicher Innigkeit.

Dann wendete er sich zu der anderen Kleinen.

„Morgen früh,“ sprach er, „kannst du wieder zum Kaffee zu mir heraufkommen, Karoline; dann wollen wir wieder mitsammen schmarozen. Ja, die Kinder sind gut und machen uns Freude,“ fuhr er fort, sich an Voss wendend; „es ist ein wunderbares Elterngefühl, wenn die Kleinen zu plappern anfangen, und man merkt, daß sie etwas verstehen, daß sie ein weiches lenksames Herz zeigen. Besonders freute ich mich immer, wenn ein gesunder und starker Junge zur Welt kam. Am schwersten erschien mir der Schritt von eins zu zwei. Als ich anfing, meine Familie zu zählen, kamen Sorgen von innen und außen und es läßt sich kaum glauben, daß man dabei Humor behalten könne, um Verse zu machen. Das Häuflein aber, was ich jetzt um mich habe, kann Einen wohl

zum Nachdenken bringen. Wenn ich die Knaben so heranwachsen sehe, so wird mir manchmal bange, wie ich für ihren Unterricht sorgen soll. Es sind aber angenehme Kinder und wenn ich nur mein fünfzigstes Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreiche, so hoffe ich so viel zu sparen, daß sie unabhängig sein können.“

„Habt ihr euch schon bei dem Herrn Doctor für die schönen Früchte bedankt, die er euch gestern schickte?“ fragte die Mutter.

Die Kinder schmiegt sich dankfahrend an Heinrich Voss.

„Ich erhielt die Schachtel von meiner lieben Mutter Griesbach und nachdem ich mich recht satt gefreut, dachte ich an die Kinderchen.“

„Sie Guter!“ dankte Charlotte; „o, Sie hätten nur sehen sollen, wie Karoline erschrak, als ich die Schachtel öffnete. Anfänglich konnte sie vor Erstaunen gar nicht essen; dann aber ließ sie es sich wohlschmecken und theilte auch den Brüdern mit.“

Voss spielte mit den Kindern und die Knaben zeigten sich vorzugsweise vertraut mit ihm.

„Unser Voss besitzt, wie wenige Menschen, die Gabe, Kinder durch herzliches Wohlwollen und zweckmäßige Anregung an sich zu fesseln,“ bemerkte Schiller.

„Das verstehen Sie besser als ich, Herr Rath,“ entgegnete Voss. „O, Mama Griesbach hat mir Viel von Ihnen erzählt, wenn ich im Herbst abends mit ihr im Gartenhause saß; auch schilderte sie mir, wie Sie oft mit ihrem Karl Löwe und Hund gespielt und

auf Füßen und Händen im Zimmer herumgekrochen wären.“

Schiller lachte, während die kleine Emilie tändelnd an seiner langen Gestalt hinaufkletterte, um ihn zu küssen.

Charlotte sah ein, daß die Kinder ihm durch längeres Bleiben lästig werden mußten; sie gebot ihnen daher, hinunter zu gehen.

„Gehe du auch, liebe Lotte!“ sprach Schiller.

„O, ich kann noch immer hier bleiben.“

„Nein, nein, es ist spät,“ bat Schiller dringender.

„Ich gehe ja doch vor Mitternacht nicht schlafen,“ wendete sie ein.

„Gehe, ich bitte dich!“ forderte Schiller jetzt in einem ungeduldigen Tone.

Die Gattin blickte ihn mit befremdeter Miene an und entfernte sich.

Raum hatte sie das Zimmer verlassen, als Schiller bewußtlos umfiel. Voß rieb ihm die Brust und die Schläfe mit Spiritus und er erholte sich nach einigen Minuten.

„Ich fühlte die Ohnmacht nahen,“ sprach der Kranke, „und ich that mir Gewalt an, um sie so lange zu verzögern, bis meine Frau fort wäre.“

Er suchte nun wieder harmlos zu erscheinen und das Gespräch in Gang zu bringen, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Rauchen Sie, lieber Voß!“ bat er; „nehmen Sie

eine Pfeife! Sie wissen, ich rieche den Tabak gern, wenngleich ich selber jetzt nicht rauchen kann.“

Als Voß es ablehnte, bestand er darauf.

„Ich rieche dann wenigstens den Dampf und athme den Vorgesmack meiner Gesundheit ein,“ sprach er.

Voß zündete eine Pfeife an, begnügte sich aber, nur einige Wolken aufsteigen zu lassen.

Schiller lenkte jetzt die Unterhaltung auf seine Reisepläne.

„Ist es nicht himmelschreiend,“ sprach er, „daß wir auf den schlechtesten Theil des Erdballs verbannt sind, während Andere, die es nicht werth sind, unter einem lachenden Himmel leben? Ich und mancher meiner Freunde würden sich in einem lieblicheren Klima glücklich fühlen; unsere Seele und unser Geist würde sich dort viel reicher entfalten, und dennoch ist uns dies schöne Loos versagt. Wir leben nur ein Mal auf dieser Erde und sollen uns mit dem dürftigsten Plaze begnügen. Und doch,“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „muß ich mich zufrieden geben, denn ich fand hier meine Freunde und ich verdanke der Saale mehr, als mir der Ganges hätte bieten können.“

„Nach dem Meere sehne ich mich,“ fuhr er im weiteren Verlauf des Gesprächs fort.

„O, das ist nicht schwer,“ entgegnete Voß. „Im nächsten Frühjahr machen wir Beide eine Reise in's Holsteinische, besuchen Hamburg und fahren die Elbe hinunter nach Cuxhaven.“

Schillers Augen leuchteten.

„O,“ rief er, „ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten. Auch die Schweiz möchte ich sehen. Ja, ich sehne mich, das stille Bauerbach einmal wiederzusehen, das mit allem Reize der Jugenderinnerung meinem Geiste eingepägt ist. Oder, wenn ich die Luft der Heimat noch ein Mal trinken könnte!“

Er malte nun mit Wohlgefallen die Einzelheiten einer solchen Reise in das Vaterland aus. Dann setzte er seufzend hinzu:

„Und doch darf ich alle solche Pläne nicht über zwei Jahre hinaus erstrecken. Aber die Hoffnung soll man mir nicht nehmen; das würde mich unglücklich machen. Wenn uns Alles gewiß wäre, was würden wir anfangen? Heilig ist der große Schleier, der alle Dinge verhüllt und heilig die Kraft, die ihn zu entfalten strebt und in allem Irrthum bleibt uns doch die Liebe eine ewige Wahrheit.“

Schiller sah jetzt nach der Uhr.

„Mir fällt ein, lieber Boß,“ hob er an, „daß heute Maskerade ist. Noch ist es nicht zu spät, aber versäumen Sie nicht die Zeit!“

„Ich werde heute nicht hingehen, Herr Hofrath.“

„Ei, ei, Sie verfehlen ja doch sonst keine Maskerade.“

„Sie wissen, Herr Rath, daß ich gern, herzlich gern bei Ihnen wache, wenn Sie krank sind.“

„Ja, das weiß ich, lieber Boß, aber heute leide ich es nicht. Es thut nicht noth und ich will nicht,

daß Sie sich so unnöthiger Weise eines erheiternden Vergnügens berauben.“

Boß weigerte sich noch immer, aber Schiller bestand anf seinem Willen. Es war das dritte Mal an diesem Abend, daß er sich eigenwillig zeigte, aber aus liebender Theilnahme. Boß fügte sich endlich in seinen Willen, nahm sich aber vor, in der Nacht zurückzukehren und sich wenigstens beim Hausdiener nach Schiller's Befinden zu erkundigen.

Beim Abschiede sprach Schiller scherzend zu ihm:

„Gehen Sie auf die Maskerade, Boß! das ist recht! und wenn Sie nachher auch mich dort erblicken sollten, so geht die Sache natürlich zu: ich bin Ihnen nachgeschlichen. Erschrecken Sie nicht etwa, als ob ich gestorben wäre und mein Geist Sie dort heimsuchte!“

Zwölftes Kapitel.

Die Bestattung von Deutschland's Lieblingsdichter.

Es währte kaum eines Jahres Frist, bis jene dunkle Ahnung, die Schiller scherzend bei seinem jungen Freunde voraussetzte, in Erfüllung ging. Was er als Scherz ausgesprochen: daß er bald sterben und die Freunde mit seinem Geiste heimsuchen würde — das befürchtete der Kreis seiner Lieben in schmerzlichem Bangen, als er sich nur noch zeitweilig vom Siechbette aufzuraffen vermochte. Die Stunde nahte, wo er von ihnen scheiden mußte und den Zurückbleibenden nur sein geistiges Bild als Trost und Stütze hinterlassen konnte.

Goethe sah ihn zum letzten Male auf der Straße, als er in Begriff stand, in's Theater zu gehen.

Vor seiner Erkrankung und auch noch während derselben arbeitete Schiller fleißig am „Tell“ und an den Vorarbeiten zum „Demetrius.“

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1805 wurde er wieder leidend; im Mai befiel ihn ein hef-

tiges Katarrhalsfieber. Seine Frau und seine Schwägerin suchten ihn so ruhig wie möglich zu halten, da das Sprechen seinen Husten verschlimmerte. Mit den Frauen blieb er am liebsten allein. Des Nachts wachte sein Diener Rudolph bei ihm oder auch Heinrich Voss. Wenn die Kinder zu ihm kamen, bewies er ihnen nur geringe Theilnahme. Mit jedem Tage wurde der Zustand gefährlicher. Die Augen sanken ein, die Nerven zuckten krankhaft. Mehrmals verfiel er in Fieberphantasien, welche über Tag und Nacht anhielten. Sobald er sich wieder wohler fühlte, zeigte er Theilnahme. Er ließ sich sein jüngstes Kind bringen, betrachtete es mit Wehmuth und barg dann weinend sein Gesicht in die Kissen. Darauf begann er mit Karoline von Wolzogen ein Gespräch über die Stoffe zu seinen Tragödien, aber sie suchte die Unterredung abubrechen, um ihn zu schonen.

„Nun, dann will ich lieber schweigen,“ sagte er. „Man versteht mich nicht mehr und vielleicht verstehe ich mich selber nicht mehr.“

Er einschlummerte darauf, phantasirte aber im Schlafe, in unzusammenhängendem Latein, auch von seiner Tragödie Demetrius.

„Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ hörte man ihn einmal rufen.

„O, Gott, bewahre mich vor langwierigem Leiden und langsamem Hinsterben!“ dieses Gebet sprach er zu wiederholten Malen aus.

Allmählig verlor sich das Bedürfniß nach Nahrung

und Trank völlig; die Arznei nahm er willig aus der Hand Charlottens, welcher er bei jeder Gelegenheit seine Liebe zu erkennen gab. In einer Nacht versuchte er sogar, einen Plan zu einer Badereise für sie zu entwerfen.

Am 8. Mai abends verlangte er, die Sonne zu sehen. Mit heiterem Blicke schauete er in ihre scheidenden Strahlen. Als die Schwägerin nach seinem Befinden fragte, erwiderte er:

„Es geht mir heiterer, immer heiterer. Wir werden jetzt viele Dinge licht und klar.“

So machte er es, wie Seneca von dem großen Stoiker Canus Julius erzählt, er habe an seinem Ende selbst nicht aufgehört, der Wahrheit nachzuforschen und von seinem Tode noch Stoff zu Untersuchungen genommen; auf der letzten Sprosse stehend, habe er mit Ruhe mitten im Sturme noch den Ausgang seiner Seele belauscht und nicht nur bis an den Tod hin, sondern auch vom Tode selber noch gelernt.

Am Nachmittage des 9. Mai phantasirte und schlummerte Schiller abwechselnd. Er forderte Naphtha, aber die Stimme versagte ihm. Er verlangte zu schreiben, konnte aber nur drei Buchstaben hervorbringen.

Darauf nahmen die Kräfte schnell ab. Der Krampf entstellte sein Gesicht.

Vergebens bemühte sich Charlotte, seine kalten Hände zu erwärmen.

Als sie seinen Kopf höher und bequemer betten

wollte, erkannte er sie und lächelte sie an. Sie sank an sein Haupt; er küßte sie und verschied mit ruhigem, verklärtem Blick.

Die Umstehenden waren von unsäglichem Schmerz ergriffen.

Heinrich Voß brach in einen heißen Thränenstrom aus.

Er wendete sich vom Todtenbette und trat an das Schreibpult. Dort lagen die Zeilen, die er zuletzt geschrieben hatte, die Worte, welche Marsa im Demetrius an ihren Sohn richtet:

„Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höh'n,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.“

„Ich werde ihn überall und immer vermiffen,“ sprach Voß, sich zu Charlotten wendend. „Er war uns Allen ein großer Schatz in frohen und traurigen Tagen; und was hätte er der Welt nicht noch werden können, wenn Gott ihm einen längeren Zeitraum gewährt hätte, um alle Keime in seinem edlen Herzen zu entwickeln! Aber es wäre unrecht, in bittere Klagen auszubrechen, weil der Tod die Rechte an seine Hülle in Anspruch nahm; seien wir vielmehr dankbar, daß der edle Mann uns so lange gelassen wurde! Was mich betrifft, so fühle ich mich doch bei allem Schmerz glücklich, ihn gekannt zu haben. Das Bild von seiner Person, von seinem Geiste, von seiner Liebenswürdigkeit und allen seinen edlen Handlungen

wird immer in meinem Herzen und in meiner Seele fortleben und mich stets auf meinem künftigen Lebenswege umschweben.“

„Wer könnte seinen Verlust schwerer empfinden als ich?“ entgegnete Charlotte. „Wer hätte sein edles Wesen in allen Verhältnissen, seinen Charakter und seine Handlungen genauer kennen gelernt als ich? Wir waren immer fester mit einander verbunden worden, waren uns gegenseitig nothwendig und unentbehrlich zu unserer Existenz. Sein Uugang erhöhte mein Gefühl und hob mich über das alltägliche Leben empor. Mit dem Verlaufe der Krankheit wurde seine Seele immer freier, sein Herz immer milder und liebevoller für die Seinigen gestimmt. Mir gewährt es Trost und Beruhigung, daß ich stets bemühet war, die niedrigen Eindrücke des Lebens von ihm fern zu halten. Meine Aufgabe soll jetzt sein, meine Kinder gut zu erziehen und in ihnen wach zu erhalten die Erinnerung an den früh geschiedenen Vater, der seine Liebe zu ihnen selten aussprach, sie aber in seinen Blicken, noch mehr in seinen Handlungen genugsam offenbarte. Und dabei will ich sie auf Gott, den höchsten Trost im Leben, hinweisen, denn er allein kann uns Rath verleihen und ihm, dem Mächtigen, ist keine menschliche Angelegenheit zu klein. Ihn wollen wir anrufen in der Noth, er wird uns erretten.“

Die Nachricht von Schiller's Tode erregte in Weimar die schmerzlichste Bestürzung. Der Hof war abwesend, aber auch unter den Bürgern der kleinen Stadt

war man sich bewußt, daß der Verblichene, der eine Reihe seiner Lebensjahre unter ihnen geweilt und nun Abschied genommen hatte, zu den größten Zierden der geistigen Menschheit gehörte.

Trotdem wurde das Theater erst geschlossen, als die einflußreiche Schauspielerin Jagemann sich aufzutreten weigerte; trotdem geschah die Bestattung des großen Todten in einer höchst unwürdigen Weise, die sich nur zum Theil aus der spießbürgerlichen Sitte erklären läßt, deren nähere Umstände aber zum großen Theile unaufgeklärt geblieben sind.

In der Nacht des 11. Mai, einer düsteren regenichten Nacht, standen Leute vom Schneidergewerk vor Schiller's Wohnhause, Esplanade No. 6. Diese Schneider waren gekommen, um den Sarg, in welchem die leblose Hülle des großen Mannes lag, abzuholen.

Der Sarg stand auf dem Hausflur, war elend und kostete nur drei Thaler. Der Hausflur war ärmlich beleuchtet.

Weshwegen wählte man eine dunkle regnichte Nacht zur Bestattung? Weshwegen veranstaltete man nicht, dem Edelsten zu Ehren, eine würdige erhabene Trauerfeierlichkeit? — Es soll damals eine nicht ungewöhnliche Sitte in Weimar gewesen sein, die Todten in aller Stille und während der Nacht zu bestatten. Sollte etwa Goethe für die Beibehaltung dieser Sitte im Allgemeinen — nicht etwa für den vorliegenden Fall — wirksam gewesen sein, da ihm der Anblick

des düsteren Katafalks und einer Leichenprozeßion stets widerwärtig war?

Wie kamen die Leute vom Schneidergewerk dazu, den Hofrath und Theaterdichter, den gefeierten Schriftsteller zu bestatten? — Die Bestattung ging gebräuchlicher Weise von der Kirchenbehörde aus und wurde den Handwerkszünften gegen Miethslohn der Reihe nach übertragen. In jener Nacht war die Reihe an der Schneiderzunft. Dem Ober-Consistorialrath Günther war es nicht eingefallen, daß schlichte Handwerker allerdings höchst achtbare Männer seien, daß die Hülle des großen Genius aber doch schicklicher Weise eher von Staatsbeamten, Künstlern und Literaten zu Grabe getragen werden könne, als von einer Zunft, welche überdies dafür bezahlt wurde.

Weshwegen aber hintertrieben die nächsten Verwandten, Freunde und Verehrer Schillers nicht rechtzeitig diese unschickliche Anordnung, weshalb vermittelten sie es nicht, daß Andreer Hände zum Tragen des Sarges bereit wurden?

Weshwegen hatte man einen so elenden und billigen Sarg gewählt? — Schiller's Wittve soll sich in mitteloser Lage befunden haben. Und doch ist dies kaum glaublich, denn Schiller hatte in den letzten Jahren eine durchschnittliche Einnahme von 1300 Thalern gehabt — ein für jene Zeit beträchtliches Einkommen. Aber wenn selbst die Vermögensverhältnisse der Hinterbliebenen so dürftig gewesen wären, weshalb gaben dann die vermögenden Verwandten oder die Freunde

nicht die mäßigen erforderlichen Mittel zu einer würdigen Bestattung her?

Aus welchem Grunde namentlich verhinderte man es nicht, daß der Sarg in eine alte feuchte Gruft, in welcher bereits zehn andere Säрге standen, hinabgelassen wurde?

Ein Zufall fügte es, daß das Geleite nach dem Jakobikirchhofe, wenn auch ohne Sang und Klang, so doch wenigstens in würdigerer Weise stattfand. Schillers Hausgenosse, ein junger Jurist, nachmaliger Hofrath und Bürgermeister, Namens Schwabe, von einer Geschäftsreise zurückkehrend, bot noch in der letzten Stunde Alles dazu auf.

Eine Anzahl von Schiller's Freunden, darunter Julius Schwabe, Heinrich Voß, Hofrath Helbing, der Maler Jagemann, bewogen die gemietheten Träger, ihnen die Ehre der Bestattung zu überlassen. Schweigend trugen sie den Sarg den weiten Weg durch die stille Stadt — die Esplanade hinunter, über den Markt, durch die Jakobstraße nach dem alten Jakobikirchhofe.*)

Nur zwei flackernde Fackeln leuchteten ihnen vor-

*) Eduard Genast giebt ein viel zahlreicheres Gefolge an und nennt noch die Schüler der ersten Klasse, die Mitglieder des Hoftheaters und mehrere Andere. Er folgt dabei der Mittheilung seines Vaters ebenso wie Dr. Julius Schwabe es gethan; doch findet sich keine Erwähnung, daß jene Mittheilung auf einem schriftlichen Dokumente beruht, wogegen Schwabe's Angabe aus den Papieren seines Vaters, der selber an dem Leichenbegängniß theilnahm, geschöpft ist.

auf. Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, folgte ihnen in einiger Entfernung. Es soll der Medicinalrath Froriep, nach Anderer Vermuthung von Wolzogen, Schillers Schwager, gewesen sein, der auf die Trauerkunde von der Reise herbeigeeilt war. — Weßhalb folgte dieser verstohlen und aus der Ferne?

Als die Männer den Sarg niedersetzten, stahl sich ein Mondstrahl durch das Gewölke und ergoß auf wenige Augenblicke sein mildes Licht auf den Sarg, auf die Gruppe vor dem Gewölbe und den unbekanntem Mann, der jetzt gegen die Mauer lehnte. Dann wurde es wieder dunkel und stürmisch.

Der Sarg wurde an Seilen hinabgesenkt und die gemeinschaftliche Gruft, das sogenannte Kassengewölbe, mittelst einer eisernen Fallthüre verschlossen.

Nach ein und zwanzig Jahren, bei Gelegenheit, als man das alte Kassengewölbe aufräumte, wurden Schiller's Gebeine, trotz dem Murren des Consistoriums und des Publikums, aus den übrigen Gebeinen und zerfallenen Sargtrümmern herausgesucht und auf Karl August's Veranlassung in der großherzoglichen Familiengruft, auf dem neuen Friedhofe beigesetzt.

Der Sitte gemäß fand am 13. Mai, dem folgenden Tage nach der Bestattung im Kassengewölbe noch eine kirchliche Feier, eine sogenannte Kollekte, zu Ehren des Todten statt. Die Stadtmusiker führten Mozart's Requiem aus; Superintendent Voigt hielt die Trauerrede, welche die Herzen aller Anwesenden rührte. Schillers Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen,

waren bei der Feierlichkeit zugegen. Der kleine Karl zeigte sich untröstlich; das jüngste unmündige Kind, Emilie, das noch von der Wärterin getragen wurde, lächelte freudvoll erstaunt über die ungewohnte Scene und erhöhte unbewußt den tiefen Schmerz der Leidtragenden.

Goethen, der schon während der Sterbetage Schillers selber krank darnieder lag, hatte man den bedenklichen Zustand des Freundes und auch sein Hinscheiden verheimlicht. Aus der Verwirrung seiner Umgebung vermuthete er, daß Schiller sehr krank sei. Er war niedergeschlagen und in der Nacht hörte man ihn weinen. Als er die Todeskunde nachträglich erfuhr, war er von tiefem Schmerz ergriffen.

„Ich dachte, mich selber zu verlieren,“ sprach er, „und nun verliere ich einen Freund, die Hälfte meines Daseins.“ Er fühlte sich in der traurigsten Einsamkeit, in einem „hohlen Zustande.“

Allmählig suchte er, sich mit heiterem Sinne des Zusammenlebens mit dem Geschiedenen zu erinnern.

„Er war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Mensch,“ sprach er. „Seine eigentliche Schöpfungskraft lag im Idealen und Seinesgleichen findet sich in keiner anderen Literatur. Durch alle seine Werke geht die Idee der Freiheit und verändert sich nur in der Form, je nachdem Schiller selber in der Cultur fortschritt: von der physischen zur ideellen Freiheit. Sein Inneres wurde schon durch sein Aeußeres angekündigt: sein Gliederbau, sein Gang, seine Bewegungen —

Alles an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft.“

Als Goethe sich wieder zu geistigem Schaffen gesammelt hatte, rief er dem unsterblichen Freunde ein unvergängliches Wort voll Freundschaft und dichterischem Schwunge nach: den Epilog zu Schiller's Lied von der Glocke.

Dreizehntes Kapitel.

Vater Wieland's Himmreich. — Weimar wird geplündert. — Goethe mit Christiane Vulpius getrauet.

Rechts vom Theatergebäude in Weimar, in geringer Entfernung von Schiller's Wohnhause, liegt das Haus, welches Wieland nach dem Verkauf von Dörmannstadt im letzten Jahrzehnt seines Lebens bewohnte und worin er seinen Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia, die Euthanasia und die Verdeutschung der Briefe Cicero's schrieb.

Es liegt dem damaligen Palais-Garten gegenüber, welcher zu Anna Amalien's Wittwen-Palais gehörte, dem Zaubergarten, zu welchem sich Wieland den Schlüssel erbat, um mit aller Bequemlichkeit in sein Himmreich eingehen zu können.

Der Vater Wieland — wie man ihn jetzt nannte, war recht alt geworden, ein lebenswürdiger, ruhiger Greis, der von seinem Elemente getragen wurde, das er sich selber geschaffen hatte, und der — wie Heinrich Voss prophezeite — wie Herodot's Makrobier sanft

hinüberschlummern würde. Sein letztes Lebensglück bestand darin, daß er sich im Winter seines Lebens noch mit Gegenständen der Liebe umgeben sah, mit Kindern und Enkeln, die ihm Freude machten und sein Herz warm erhielten.

Aber auch des Umgangs mit der Herzogin Mutter konnte er nicht entbehren. Sie war ihm die wohlthätigste aller Feen und ihre Huld und Güte fiel wie wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend seines Lebens. Das Witthum-Palais war sein Himmelreich.

Anna Amalia nahm seine Huldigungen gern entgegen. War er doch eigentlich fast der Einzige neben ihrer Thuznelda, der ihr in allen Verhältnissen des Lebens treu geblieben war, dessen Anhänglichkeit sich immer bewährt hatte, und vor dem sie in allen Bedrängnissen ihr Herz ausschütten konnte.

Da waren mancherlei Ueberstände, welche ihre Seele beschwerten und doch getragen werden mußten, wie so Vieles, was uns das Schicksal auferlegt oder der Weltlauf in unsern Weg führt.

Die edle Herzogin Luise hatte sich niemals in die phantastischen Vergnügungen und lärmenden Festlichkeiten des Hofes hinein finden, ebenso wenig ihr mildes, aber gemessenes und förmliches Wesen dem heiteren, oft ungebundenen Treiben ihres Gemals anpassen können. Mit Herder hatte sie einen Tröster und Lehrer verloren, dem auch sie in allen häuslichen Leiden und Freuden den innigsten Antheil geschenkt hatte. Das Verhältniß der Gatten wurde noch kälter und zurück-

haltender, als Karl August, nach mehreren flüchtigen Liebesverhältnissen, sich noch in reiferen Jahren durch eine zärtliche Herzensverbindung an die durch Körperschönheit und geistige Begabung ausgezeichnete Sängerin Caroline Jagemann fesseln ließ. Diese, eine geborene Weimaranerin, Tochter des Bibliothekars und Schwester des Hofmalers Jagemann, war von der Mannheimer Bühne an das Theater zu Weimar gekommen und, gleich schön als Weib wie als Künstlerin, der entschiedene Liebling des Publikums geworden. Sie bewährte sich mit gleichem Geschick als Sängerin und Schauspielerin, in tragischen und komischen Aufgaben. Ihre Sprache klang so melodisch wie ihr Gesang. Ihre Declamation war lebendig und tief empfunden. Anmuth und Würde vereinigten sich in ihren Darstellungen. Sie gewann die leidenschaftliche Neigung Karl August's, der ihr ein Gut schenkte und sie unter dem Namen von Hengendorf in den Adelstand erhob.

Die Herzogin Mutter klagte, daß dieses neue Verhältniß ihres Sohnes beim Publikum Anstoß erregte, daß ihre Schwiegertochter sich nun vollends für ihren Umgang auf einen ganz kleinen Kreis beschränkt sähe.

Der alte Hofrath wußte eben nichts Tröstlicheres zu erwidern, als daß die Herzogin Luise ja ihre Einwilligung gegeben hätte. Er seinerseits konnte freilich solche Abschweifungen nicht begreifen, denn bei allen seinen Begabungen für das höfische Leben, war er doch der beständigste Ehemann, der ehrbarste Bürgerliche geblieben.

Es kam bei dieser Gelegenheit zwischen ihm und seiner hohen Gönnerin zur Sprache, daß er allein unter den vier obersten Musenpriestern und Koryphäen der Tafelrunde nicht in den Adelsstand erhoben worden sei. Herder hatte den Adelsbrief vom Kurfürsten von Baiern, Schiller ihn vom Kaiser Franz II. auf Vermittelung des Herzogs erhalten. Schiller hatte gemeint, um Lotte's und der Kinder willen könne er es sich wohl gefallen lassen.

Was kümmerte sich aber der alte Wieland um den Adelsstand, da das gesammte deutsche Vaterland ihm genugsam Zeichen der Anerkennung gegeben hatte, da seine gütige Herzogin ihm ihre unwandelbare Huld widmete?

„Eure Hoheit schenken mir eine beispiellose Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaft und thuen mit aller Zartheit ihr Mögliches, mich zu erheitern und wenigstens auf Augenblicke vergessen zu lassen, daß ich meine Alceste verloren habe,“ sprach er mit dankbarem Blick. „Sie und Ihr erlauchter Sohn sind mir stets gewesen, was Octavia und August dem Virgil waren, und sind es noch.“

Anna Amalia lenkte ihren Blick mit Seufzen auf die trüben Zeitverhältnisse und Wieland mußte ihren Klagen und Befürchtungen beistimmen.

„Ich erinnere mich,“ sprach er, „was unser Schiller über Bonaparte, den Mann des Glückes und Genies, jagte: „Dieser Charakter ist mir zuwider. Keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm.“

„Mir schwebt eine andre Aeußerung Schiller's vor der Seele,“ entgegnete Amalie, „das Wort, das er kurz vor seinem Scheiden einem Freunde zurief:

„Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freude sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord.“

„D,“ fuhr sie seufzend fort, „man kann nur mit Bangen in die Zukunft blicken, denn Deutschland, ja Europa ist zerklüftet; hinter uns liegen die furchtbaren Ereignisse der französischen Schreckenszeit und vor uns liegen Jahre, deren Trübseligkeit mir ahnungsvoll vor die Seele tritt!“

Anna Amalien's düstere Ahnungen gingen nur zu bald in Erfüllung.

Am 14. October in der Frühe hörte man in Weimar fernen Kanonendonner. Die Schlacht bei Jena hatte begonnen.

Die Weimarer geriethen in Schrecken, denn sie wußten, was von dieser Schlacht abhing: ihr eigenes Wohl oder Wehe, denn das Weimarische Ländchen war durch des Herzogs Dienst im preussischen Heere mit in das Geschick Norddeutschlands verflochten.

Die Weimarer Bürger bangten, aber ahnten dennoch nicht das Schreckliche, das auf den Gefilden zwischen Weimar und Jena stattfand.

Napoleon hatte seine Heeresmacht auf die Höhen des Landgrafenberges gebracht und die preussischen Vorposten aus Klosewitz vertrieben. Das Dorf

Vierzehnheiligen wurde der Mittelpunkt der Schlacht. Die französischen Garden trieben die Preußen durch ein mörderisches Kartätschenfeuer in die Flucht. Bis auf die Chaussee nach Weimar verfolgt, wurden die Flüchtigen theils gefangen, theils niedergemacht.

Ruhig und würdevoll, als ob Nichts geschehen, als ob die Ackerfurchen nicht mit Blut getränkt wären, schaute der alte Hausberg auf Jena herab, wo Feuersbrünste, Plünderung, Schrecken und Lärm wütheten, während der gewaltige Zwingherr auf dem Schlosse wohnte.

Wer steckte die Stadt in Brand?

Mit Recht wird vermuthet, daß es die Franzosen nicht gethan hätten; — der Zufall oder — wie Professor Luden behauptet: der Pöbel mag es gethan haben.

Wer plünderte?

Zum Theil der Feind, aber — wie Luden ebenfalls behauptet — zum größeren Theile der Pöbel.

Ueberall Entsetzen, Verwirrung, Getöse und darüber ein heiterer lachender Himmel, zu welchem die Verwüstung aufqualmt. Niedergebrannte Häuser; halb zerstörte Häuser mit zerbrochenen Thüren; entsetzte Menschengestalten. Leiterwagen voll nackter Leichname, die man aus der Kirche geholt hat und nach dem Begräbnißplatze fährt. Dreitausend französische Verwundete liegen in der Stadt; viele liegen und sitzen auf den Straßen umher.

Die Bestürzung, in welche die Weimarer Bürger

geriethen, als sie den Geschützdonner von Jena her vernahmen, steigerte sich, als derselbe nach längerem Schweigen sich auf's neue erhob und einzelne Kugeln aus der Richtung von Ober-Weimar sogar in die Stadt einschlugen. Die meisten Bewohner hielten sich ängstlich in ihre Häuser zurückgezogen. Die Beherzteren gingen aus, um nähere Nachrichten einzuholen. Bald hieß es: „die Preußen siegen,“ bald: „die Preußen sind geschlagen; Jena steht in Flammen!“

Inzwischen hatten die Franzosen das Mühlthal besetzt. Mehrere Wagen führten Verwundete in die Stadt, welche in der Stadtkirche untergebracht wurden.

Der Kanonendonner schien zur Mittagszeit ganz aufzuhören.

Im Goetheschen Hause setzte man sich zu Tische. Kaum aber hatte man angefangen, von den Speisen zu genießen, als die Kanonenschüsse sich aus der Nähe vernehmen ließen. Der Tisch wurde schnell abgeräumt, Goethe eilte durch die vorderen Zimmer nach dem Hausgarten hinunter. Hinter dem Garten retirirten die Preußen an der Ackerwand entlang; man hörte ihr verworrenes Geschrei und sah die Spitzen der Gewehre über der Gartenmauer. Von der Altenburg piffen die Kugeln über das Haus weg; eine schlug in das alte Theatergebäude ein.

Die Hausleute liefen bestürzt und verwirrt hin und her; man brachte die Effekten bei Seite, welche die letzte französische Einquartirung zurückgelassen hatte.

Gegen drei Uhr kamen mehrere Bagagewagen und Flüchtige in vollem Galopp auf der Erfurter Straße daher. Bald vermehrte sich die Scene durch ganze Schaaren von Flüchtigen, von denen oft zwei auf einem Pferde saßen; Munitions- und Bagagewagen, mit Verwundeten beladen, Truppen aller Waffengattungen rasten vorüber.

Einzelne französische Husaren kamen an das Frauenthor gesprengt und späheten in die Stadt. Goethe's Sohn ging ihnen mit seinem Erzieher, dem Doctor Niemer, entgegen, um ihnen Erfrischungen anzubieten. Sie forschten, ob noch Preußen in der Stadt wären, und wagten sich auf die verneinende Antwort bis in die Straße, welche nach dem Markte führt.

An dem alten Stadtgraben, der sich in die Elm ergießt, stellten sich einige Mann sächsischer Dragoner auf, von einem jungen Officier befehligt. Als jedoch französische Chasseurs die Straße herauf kamen, flüchteten die Sachsen; nur der junge Officier hielt Stand, bis sie heran waren, feuerte seine beiden Pistolen auf den französischen Obersten ab und jagte alsdann davon.

Nun mehrten sich die französischen Truppen in der Stadt. Man sah die stolzen Chasseurs in ihren grünen Jacken mit rothen Aufschlägen, glänzenden Helmen mit Tigerbesatz und Rosschweifen; Grenadiere; langbärtige Sappeurs mit Aexten, hohen Bärenmützen und weißen Schurzellen; ein Regiment blauer Husaren und auch das gefürchtete Corps der Löffelgarde, wilde

bärtige Kerle in langen Leinwandfitteln, schmutzigen Hosen und dreieckigen Hüten mit einem Löffel darauf.

Ein junger Husaren-Officier erkundigte sich geheimnißvoll nach dem Minister von Goethe. Man führte ihn zu ihm und derselbe gab sich als ein Baron von Türkheim zu erkennen, ein Sohn von Lili Schönmann, der einstigen Herzensgeliebten Goethe's.

Das war ein wunderbares Zusammentreffen und trotz der Bedrängtheit der Lage gingen doch seltsame, bewegende Gedanken durch den Geist des alten Herrn, schneller als daß er sie hätte aussprechen können.

Erinnerungen an tiefe Gefühlseindrücke und wichtige Lebensereignisse zogen wie eine Reihe schnell aufgerollter Nebelbilder an seiner Seele vorüber.

Er versetzte sich in jene Zeit, wo das liebliche Mädchen ihn mit Blumenketten umwunden an sich gefesselt hielt, wo er ihr schöne süße Gedichte widmete und abwechselnd zwischen Entzücken und Eifersuchtsqualen schwankte, wo er sich selber oft mit einer Ratte verglich, die ein brennendes Gift verzehrt hätte. Er gedachte jener Scene, wo er, vom Reisegefährten verlockt, in die Schlucht von Bellinzona, in das ersehnte Italien hinabzusteigen, sich von Lili's Bild wie durch Zauberkraft zurückgezogen fühlte; und endlich jener Stunde, wo er sich mit blutendem Herzen von ihr losgesagt und dennoch in dunkler Nacht nach dem Hause schlich, wo sie wartete; wie er sich dort mit den Händen an das Fenstergitter klammerte und unter schweren Seufzern ihrem Gesange, den er für sie gedichtet, lauschte.

Diese ganze Vergangenheit zog hastig an Goethe vorüber und dann richtete er wieder sein Auge auf die leibhaftige Gegenwart voll Kriegsschrecken, unter denen er den Sohn seiner leidenschaftlich Geliebten als gezwungenen Satellit des gewaltigen Schlachtengenies, als Feind seines Vaterlandes und seines verehrten Fürsten erblickte.

Bei seinem Scheiden hatte er damals Lili gewünscht, das Schicksal möge ihr nicht die Qualen vergelten, die sie ihm durch ihre Flatterhaftigkeit und Koketterie bereitete. Er erkundigte sich jetzt bei ihrem Sohne nach ihren Lebensverhältnissen.

Sie hatte viel Bitterniß erfahren. Die blutigen Orgien der Revolution hatten ihren Gatten aus Straßburg vertrieben. Er war in aller Eile mit zwei Söhnen und einer Tochter in die Schweiz entflohen. Sie, die Gattin, die durch seine Flucht noch verdächtiger geworden war, rettete sich, als Bäuerin verkleidet, ein Kindchen auf dem Arme, ein andres an der Hand führend, nach Deutschland herüber. Beschwerden und Noth suchten die Familie lange Jahre heim, bis die geordneteren politischen Zustände eine erträglichere Lage schufen.

Goethe vernahm nur in der Eile die kurzen Andeutungen, welche ihm der junge Officier von seinen Familienverhältnissen gab. Dann griff er zum Hute, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten. Man sah ihn hastigen Schrittes neben dem reitenden Officier durch die Straßen gehen.

Auf dem Schlosse hatten sich bereits viele Flüchtlinge um die Herzogin Luise versammelt. Auch Frau von Stein ließ sich von einem französischen Officier dorthin führen, nachdem sie die schrecklichsten Auftritte in ihrem Hause erlebt hatte. Sie hielt in ihrer Wohnung den verwundeten preussischen General Schmettau versteckt, der sich endlich trotz seinen Wunden zu Fuß nach dem Schlosse flüchten mußte, wo er am nächsten Tage starb. Sie selber schwebte mehrmals in Lebensgefahr, während sie die wiederholten Einkrüche der Plünderer zu dulden hatte.

Der Herzog befand sich noch bei seinem Regiment. Die Herzogin Mutter, um den hoffnungsvollsten Enkel aus dem Drangsal zu retten, war mit dem Erbprinzen nach Erfurt geflohen, — eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte. Die Prinzessin Caroline war mit Anebels Schwester nach Göttingen geflüchtet. Nur die muthige und standhafte Herzogin Luise war zurückgeblieben.

Bald begannen die Schreckensscenen mit voller Gewalt. Ueberall wurde geplündert. Vor dem Soldatenpöbel, den man zuchtlos werden ließ, galt kein Eigenthumsrecht. Man hörte fast aus allen Häusern Jammergeschrei und Hülferuf. Die Truppen drangen von ihren Lagerplätzen in die Häuser, Läden und Keller, erbrachen die Thüren, raubten und verübten Mißhandlungen.

Plötzlich erscholl der Ruf: Feuer! Von den Häusern an der Ilm und in der Nähe des Schlosses schlugen

hohe Flammen empor; brennende Kohlen flogen nach allen Richtungen und bedrohten das Dach der Kirche, worin die Verwundeten lagen. Die Franzosen bemühten sich mit den Bürgern gemeinschaftlich, die Flammen zu löschen; brennende Balken stürzten herab und gefährdeten die Menschen, welche sich, um die Feuerbrunst zu bekämpfen, durch die Schutthaufen drängten.

Goethe hatte vom Schlosse aus nach Hause melden lassen, er würde den Marschall Augereau und noch einige Cavalleristen zur Einquartierung bekommen; man sollte Niemanden sonst hereinlassen.

Bald darauf erschienen sechszehn elsasser Cavalleristen; Christiane und Niemer, Goethe's Hausgenosse, wiesen ihnen das Bedientenzimmer an und ließen ihnen Speise und Getränke reichen.

Für den Marschall war die Tafel bereitet; er erschien jedoch noch immer nicht.

In einem der Hinterzimmer des Hauses hatten sich eine Menge Nachbarn eingefunden, welche vor den Mißhandlungen der Plünderer geflohen waren und hier Schutz suchten. Doctor Niemer hatte das Haus verriegelt und ging auf dem Hausflur auf und ab, während die ermüdeten Elsasser sich zur Ruhe niederlegten.

Christiane blieb noch beschäftigt, das Erforderliche für die Bewirthung des Marschalls anzuordnen.

Goethe begab sich in sein Schlafzimmer und entkleidete sich, denn er pflegte früh zu Bett zu gehen

und zeitig, im Sommer schon um vier Uhr, aufzustehen.

Zum ersten Male war die Ruhe seiner Häuslichkeit auf das Empfindlichste gestört und mit trüben Gedanken aber, wie immer, auf alle Schicksalsschläge gefaßt und in alle Schickungen ergeben, betrat er das kleine geweißte, eisenstrige Kämmerlein, dessen ganze Ausstattung in einer Bettstelle mit einfacher Matratze und Decke, einem alten Großvaterstuhl und einem Waschtischchen bestand.

Er wußte, daß sein Besitz, sein Vermögen und — was das schmerzlichste war — seine mühsam erworbenen Kunstsammlungen und literarischen Schätze auf dem Spiele standen.

„Wohl hatte ich Recht,“ sprach er bei sich, „als ich bei Balmy prophetisch voraussagte, von diesem Tage beginne eine neue Epoche der Weltgeschichte.“

Es war schon tief in der Nacht, als mehrere Soldaten mit donnernden Kolbenstößen gegen die Hausthüre Einlaß begehrt. Niemer wies sie ab und weckte auch einen der Elsasser, der ihnen durch das Fenster bestätigte, daß das Quartier für den Marschall bestimmt und die übrigen Räume bereits in Beschlag genommen wären. Sie zogen schimpfend ab, kehrten aber bald wieder zurück und verlangten in höflicherem Tone nur ein Obdach. Als Niemer sie abermals abweisen wollte, drohten sie mit Gewaltthätigkeiten. Jener öffnete ihnen darauf die Thüre und als sie sich überzeugten, daß das Zimmer bereits von den Cavalle-

risten eingenommen war, begnügten sie sich mit dem Flur und erquickten sich an den Erfrischungen, welche Niemer ihnen reichen ließ.

Es waren zwei kleine Kerle von der sogenannten Löffelgarde.

Durch den Wein erheitert, wurden sie allmählig gesprächig und verlangten dringend, den Hausherrn zu sehen. Als alle Gegenvorstellungen nicht fruchteten, befürchtete Niemer, sie möchten sich in roher Weise den Zutritt in Goethe's Schlafzimmer suchen und schickte sich an, den alten Herrn herunter zu holen.

Goethe erfuhr den Hergang der Sache ohne Aerger und Bestürzung.

„Im Kriege muß man die rohe Gewalt so gut wie möglich ertragen,“ sprach er, indem er den weiten Nachtrock, welchen er scherzweise seinen Prophetenmantel zu nennen pflegte, überwarf. „Man kann unter solchen Umständen wohl physisch aber nicht moralisch verletzt werden,“ fügte er hinzu, indem er die Treppe hinabstieg.

„Was wollt ihr,“ fragte er die Plänkler; „hat man euch nicht Alles gereicht, was ihr billiger Weise verlangen könnt? Ihr sehet, daß mein Haus bereits mit Einquartierung gefüllt ist und man hat euch auch gesagt, daß ich einen Marschall mit Begleitung erwarte.“

Beim Anblick der hohen würdigen Greisengestalt mit den geistvollen gebieterischen Augen, wurden die Kerle kleinlaut. Es war der Sieg des Geistes über die Materie, des Menschen über die Bestie.

„Eh bien,“ lallte der Eine; „il a raison, le patron; mais faut pas se mett' en colère; peut trinquer avec nous; vin á discretion.“

„Trinquons!“ stimmte der Andre bei, indem er ein Glas füllte und es dem Hausherrn mit französischer Höflichkeit darbot.

Goethe stieß auf ihr Begehren mit ihnen an, wechselte noch einige Worte mit ihnen und entfernte sich dann wieder.

Die Löffelgardisten blieben noch bei der Flasche und stiegen dann, als sie müde wurden, die Treppe hinauf, auf welcher der Hausherr seinen Weg eingeschlagen hatte. — Niemer eilte ihnen nach, konnte es aber mit allen Vorstellungen nicht verhindern, daß sie das Bett, welches für den Marschall bereit stand, in Beschlag nahmen.

Niemer glaubte, die lästigen Gäste lägen in tiefem Schlafe, als sie sich wieder erhoben und in Goethe's Schlafzimmer eindrangen, entweder um Gegenstände zur Plünderung zu suchen oder gar das Leben ihres Wirthes zu bedrohen.

Christiane hörte den Tumult und die zornige Stimme des verehrten Mannes und bot in der höchsten Angst die Leute, die sich in ihr Haus geflüchtet hatten, zur Hülfe auf. Es fand sich unter ihnen ein Beherzter, der mit ihr hinauf eilte. Dort sahen sie den Greis von der höchsten Gefahr bedroht, aber es gelang nach einem Handgemenge, die Betrunkenen aus dem Zimmer zu schleppen.

Bei Anbruch des Tages erschien der Adjutant des Marschalls, der die Marodeurs mit Fuchtelhieben aus dem Hause jagte. Bald darauf traf auch der Marschall ein und Goethe's Haus erhielt eine Sicherheitswache..

In der Stadt hatte die Plünderung fortgewährt.

Am folgenden Tage sah man überall zer Schlagene Thüren und Fenster, auf den Straßen Stroh, zerbrochene Möbel und zertrümmertes Kochgeschirr umherliegen. Auf dem Töpfermarkt brannten noch die Wachtfeuer, um welche sich die Plünderer mit ihrer Beute gelagert hatten. Der Herd der Brandstätte war mit Schutt und herabgestürzten Balken umgeben.

Als Frau von Stein sich wieder nach ihrer Wohnung begab, begegnete ihr Wieland.

„Haben Sie schon gehört, wie es unserm armen Kraus ergangen ist?“ fragte er. „Man hat ihn vollständig ausgeplündert und so gemißhandelt, daß er krank danieder liegt.“

Kath Kraus, der Director der von Goethe gestifteten Weimarer Zeichenschule, starb schon im nächsten Monat in Folge der Erschütterung, die ihm der harte Schicksalsschlag verursacht hatte.

„Und wie ist es Ihnen ergangen?“ fragte Charlotte von Stein.

„Mir hat man nicht gerade übel mitgespielt,“ entgegnete Wieland in heiterem Tone. „Ich habe dem lächerlichen Wahne der Franzosen, ich sei Deutschland's Voltaire, zu verdanken, daß man mich und meine Habe

verschonte. In der Nacht stellten sich zwar Husaren und Chasseurs bei mir ein, aber heute Morgen sendete mir Murat unaufgefordert eine Sicherheitswache und bald darauf ließ mir der Marschall Ney melden, daß ich unter unmittelbarem Schutze des Kaisers stände. So ist man denn sehr artig mit mir umgegangen. Aber dennoch ist mir das Elend, das ich um mich her sehe, fast unerträglich. Harte Zeiten, liebe gnädige Frau,“ fuhr er fort; „aber wir müssen sie ertragen. Ich werde mein Heilmittel in der Arbeit suchen und heute noch die Uebersetzung von Cicero's Briefen beginnen. Jene Zeit hat mit der unsrigen sehr viel Aehnlichkeit, aber freilich gewährt der Kampf von kolossalischen Menschen unter einander einen viel interessanteren Anblick als der jetzige, wo ein Kolos von Rhodus nur auf lauter Liliputer, Frösche und Feldmäuse niederstürzt.“

Frau von Stein reichte ihm mit wehmüthigem Blicke die Hand und wendete sich zum Weitergehen.

„Wie sieht es auf dem Schlosse aus? wie geht es unserer hochverehrten Herzogin?“ fragte er noch.

„Die Herzogin benimmt sich mit der Standhaftigkeit eines Mannes. Das Schloß schwebte in der größten Gefahr, von der Feuerbrunst ergriffen zu werden; der Plünderung entging es nur durch Murat's Ankunft.“

In der Stadt währte jedoch die Plünderung noch zwei Tage lang. Frau von Stein fand ihre Wohnung völlig ausgeraubt, alle Schränke zer schlagen. Alle

Werthsachen, Kleidungsstücke, sogar die kärglichsten Lebensmittel waren verschwunden.

Auch die Ankunft des Kaisers am Nachmittage machte den Gewaltthätigkeiten kein Ende.

Die Herzogin Luise empfing ihn in würdevoller Haltung an der Treppe. Die ungestümen und zornigen Aeußerungen, welche Napoleon gegen ihren Gemal wegen seiner Verbindung mit Preußen vorbrachte, erwiderte sie in festem und muthigem Tone, indem sie ihm das Benehmen Karl August's als eine nothwendige Erfüllung der Treue und Pflicht darstellte.

„Das ist eine Frau, die sich durch unsre zweihundert Kanonen nicht einschüchtern läßt,“ sagte Napoleon zu seinem Adjutanten Rapp.

Der Kaiser blieb nur zwei Tage und reiste Mittags ab, nachdem er Philipp Mounier zu Intendant von Weimar ernannt hatte.

Die Wahl konnte für Weimar nicht günstiger ausfallen.

Philipp Mounier war der Sohn des ehemaligen Präsidenten der Pariser constituirenden Versammlung, welcher beim Ausbruch der Pöbel- und Schreckensherrschaft Frankreich verlassen und in der Schweiz als Flüchtling gelebt hatte, bis ihm Karl August das Schloß von Belvedere zu einer Erziehungsanstalt einräumte. Diesem Institute stand er sechs Jahre lang vor, kehrte im Jahre 1801, nachdem er seine geliebte Gattin auf dem Jakobskirchhofe begraben hatte, nach Frankreich zurück und wurde von Napoleon zum Prä-

sekten ernannt. Der junge Mounier, welchen der Kaiser zum Intendanten von Weimar ernannte, war in Belvedere erzogen worden. Er war wegen seines edlen Charakters hoch geachtet und ein Freund deutschen Wesens. Gegen den Willen des Kaisers wählte er sich eine Gattin aus Schlesien. Ueber Napoleon, dessen Cabinetssecretair er später wurde, äußerte er sich sehr freimüthig: „Unter den Feldherren, welche die Menschen um's Leben bringen, ist er der größte.“ Philipp Mounier starb 1844 als Pair von Frankreich.

Goethe war, wie erwähnt, mit Olimpf davongekommen. Jenes Handgemenge mit den Marodeurs erwähnte er niemals und gegen Niemanden, weder mündlich noch schriftlich.*) Das Wichtigste für ihn war, daß er seine wissenschaftlichen Schätze und Kunstsammlungen gerettet hatte.

„Ich kam mir selber vor wie Einer, der, auf sicherem Felsen stehend, einem Schiffbruche zuschaut,“ sagte er.

Diese Aeußerung klingt fast egoistisch. Der gute Knebel, in den Alten bewandert, machte ihn darauf aufmerksam, daß jener Vergleich dem Lucrez entnommen sei.

Im Uebrigen wendete Goethe gegen das verworrene Treiben der Weltgeschichte seinen Pessimismus heraus.

Er konnte auch zuweilen Pessimist sein, wenn es ihm paßte.

*) Niemer, ein zuverlässiger Zeuge wenngleich nicht Augenzeuge, erzählt es jedoch und der Engländer Lewis hat es ihm nachgezählt.

„Die Menschen,“ sagte er, „haben sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich und Anderen das Bischen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen ist es bequem und erfreulich geworden. Die Meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinauscheiden als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es; so ist es gewesen; so wird es auch wohl bleiben. Das ist nun einmal das Loos der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugniß?“

Die Schwere der Weltereignisse verhinderte doch nicht die guten Weimarer, in Verwunderung zu gerathen, als Goethe, fünf Tage nach jenen schrecklichen Scenen, seiner Ehe die kirchliche Weihe geben ließ.

Am 19. October, am ersten Sonntage nach der Schlacht bei Jena, vollzog der Ober-Consistorialrath Günther die Trauung in der Sakristei der Schloßkirche, in Beisein des jungen Goethe und Kiemer's, als Zeugen.

Der Kreis der Frau von Stein spöttelte darüber, daß er die „dicke Person“ endlich doch noch heirathete; Goethe's Freunde billigten den Schritt, daß er sich mit der seit siebenzehn Jahren angeeigneten Genossin doch noch, den bürgerlichen und kirchlichen Förmlichkeiten gemäß, verband, wiewohl sie von der Wahr-

heit des Wortes, welches er bei der Vorstellung der Angetrauten zu ihnen sagte, überzeugt waren: „Sie ist immer meine Gattin gewesen.“

Ueber die Beweggründe, welche Goethe leiteten, das Gelöbniß seines Herzens förmlich zu bestätigen und diesen Schritt im acht und fünfzigsten Lebensjahre und in der Bedrängniß der Kriegszeit zu thun, herrschen verschiedene Ansichten. Dankbarkeit für Christianens Standhaftigkeit im Augenblicke seiner eigenen Lebensgefahr und für ihre Mildthätigkeit gegen die Bedrängten in den Schreckenstagen; das Bedürfniß, sich in der bevorstehenden traurigen Zeit noch inniger an die Erprobte anzuschließen; der Wunsch, in der unruhigen Zeit die Zukunft seiner Gattin und seines Sohnes sicher zu stellen; vielleicht auch die günstige Gelegenheit, die so lange verschobene Ceremonie bei der herrschenden Aufregung in aller Stille zu verrichten; — alle diese Motive mögen hierbei im Spiele gewesen sein.

Vierzehntes Kapitel.

Anna Amalia's Tod.

Der Sturm der Schlacht von Jena war schnell genug vorüber gabraust, aber auch für Weimar begann das eiserne Zeitalter, wo der Druck der Fremdherrschaft die Gemüther beengte und jedes heitere Spiel der Musen hinderte.

Indessen erfreute sich das Land der Rückkehr seines Herzogs und des Hofes. Der Herzogin Luise wurde für ihre Standhaftigkeit die höchste Liebe und Verehrung zutheil. Immer fühlbarer wurde auch in den Tagen der Noth der Einfluß der gütigen Maria Paulowna und Jeder wurde sich bewußt, daß sie ein Anker der Hoffnung sei in allen zukünftigen Stürmen und Widerwärtigkeiten, daß die Segnungen, die sich mit ihrem Wirken verbanden, reichlich über Weimar strömen würden.

Der Gunst dieser hohen Frau hatte sich vor Allen der einfache und gemüthvolle Meyer zu erfreuen. Der ehrliche Schweizer, Goethe's Freund und Haus-

genosse, der Mitarbeiter an den Propyläen und an der Schrift über Winkelmann, leitete fortan die Zeichen-Akademie, nachdem ihr Direktor, Rath Georg Melchior Kraus, bei der Plünderung Weimar's zu Tode mißhandelt worden war. Die Zeichenschule wurde nun in das Fürstenhaus verlegt und Meyer erhielt des Herzogs ehemalige Zimmer zur Wohnung.

Meyer und Goethe stimmten überein in ihrem unerschütterlichen Glauben an die Antike und verfolgten Winkelmann's Weg, um zu dem echten Kunstbegriff zu gelangen.

Während man einigermaßen den Himmel, den die Politik verdüsterte, durch einige Sonnenblicke der Kunst und Poesie zu erhalten strebte, zog der Hof fortwährend Fremde an sich. Nicht nur die Gastfreundschaft fesselte die Gäste, sondern auch die Gesinnung, welche sich trotz der polizeilichen französischen Ueberwachung ziemlich frei gegen die Tyrannei äußerte und recht geeignet war, die Gemüther zu ermuntern.

Das fröhliche Treiben von ehemals fehlte freilich. Anna Amalia und Tiefurt!

Das Wohnhaus der Herzogin in Tiefurt war ausgeplündert worden. Alle Bilder waren aus den Rahmen gerissen, Alles zerschlagen und verderbt worden. Der große Spiegel über dem Kamin war von einer Kanonenkugel zertrümmert.

Als Knebel sein geliebtes Tiefurt zerstört und verfallen wieder sah, vernahm er der Nachtigall Klagen:

„Hast du die Klagen gehört, die jüngst vom einsamen Aste
An den Ufern der Elm Philomele tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall! —
Wie so blätterlos ist der Hain! Wie leer das Gesträuche!
Keine Stimm' ertönt, als nur der Raben und Elstern
Heiß'res Geschrei. Es klettert und pfeift die diebische Meise
An den Orten, die sonst nur meine Lieder erfüllen.
Aber wohin ist der Geist der Liebe geflohen? Wo ist er? —
Und wo soll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken?“

So dichtete der alte Timon, dessen Herz und Seele
an Tiefurt hing.

„Es ist recht schade, daß es so verfällt,“ klagte er
seiner Schwester. „Aber die Zeiten unsers glücklichen
Schäferlebens, wenn es gleich mitunter etwas roh und
wild war, sind nun vorbei. Wir hofften noch auf bessere!“

So beschädigt wie ihr geliebtes Tiefurt war Anna
Amalia selber. Der Fall ihres einst so glänzenden
Hauses, der unbarmherzige Krieg, die Beschwerden der
Fluchtreise, die ganze drangvolle und niederschlagende
Gegenwart hatten auf die edle Fürstin erschütternd
eingewirkt. Sie sah alle Hoffnungen und Erwartungen
schwinden, die sich auf festen Besitz und wohl erwor-
benen Familienruhm gründeten. Den Verlust zweier
Brüder, die als tapfere Krieger den Tod fanden, eines
dritten, der von den Fluten verschlungen worden, eines
vierten, den sie als Gast bei sich aufgenommen hatte,
den Tod eines geliebten Sohnes und eines hoffnungs-
vollen Urenkels — dies Alles hatte sie mit großer
Fassung ertragen. Jetzt aber gesellte sich zu den wilden

Drangsalen der Zeitverhältnisse noch der Tod ihres
treuen Freundes Charles Gore, der sich durch seine
Anhänglichkeit um sie, durch seine Wohlthätigkeit um
ihre Stadt verdient gemacht hatte, und — der härteste
Schlag! — der schmerzvolle Tod des letzten einzig ge-
liebten und verehrten Bruders, des Herzogs Karl
Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der als preu-
ßischer Oberfeldherr in der Schlacht bei Auerstädt
tödlich verwundet worden war und, mit dem Spott
seiner Feinde belastet, in Ottensee bei Altona sein
Leben beschloß.

Noch hielt sie sich im Aeußeren ruhig, gefällig und
anmuthig, so daß Niemand ihrer Umgebung ahnte,
daß ihr Herz und ihr muthiger Geist dem Ueber-
gewicht des Unglücks erliegen würden. Aber die
Nichte Friedrich's des Zweiten war seit der Schlacht
von Jena zu tief gebeugt. Sie litt schon längere
Zeit an einem Brustübel; nun sank sie auf das
Krankenlager, das sie nur vierzehn Tage bis zu ihrer
Erlösung einnahm.

Das Witthum-Palais, in welches wir unsere Leser
zu wiederholten Malen eingeführt haben, war die
Stätte ihrer letzten, fast leidenlosen Krankheit und
ihres sanften schmerzfreien Todes.

Hier umgaben sie am 17. April 1807 noch ihre
Lieben und Freunde.

„Nun ist es gut,“ sprach sie in frommem, gefasstem
Tone; „nun komme ich bald zu meinem Bruder und
zu Herder.“

Dann fügte sie mit matter sanfter Stimme und mit verklärtem Blicke die fromme Strophe von Herder hinzu:

„Die Blüte reiset dort zur Frucht,
Dort find ich, was mein Herz sich sucht,
Und hier nicht finden kann;
Du nimmst den Sprößling an,
Pflanzest weiter ihn auf Himmelsauen,
Sei's Weiden im Thal,
Oder Ceder Gottes;
Alle, Alle blühen wir
In Gottes Reiche.“

Nachmittags, zwischen drei und vier Uhr, wurde durch einen Nervenschlag dem schönen, harmonischen und segensreichen Leben ein Ziel gesetzt, die Augen geschlossen, welche stets Ehrfurcht und Liebe geboten hatten.

Die Tafelrunde verlor ihre geist- und anmuthvolle Zierde, Weimar den Schutzgeist seiner Größe.

„Sie wußte die Fürstin und den Menschen in sich zu vereinigen,“ rühmte ihr Bibliothekar Fernow ihr nach. „Wir wollen uns glücklich preisen, daß wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht.“

Wieland klagte:

„Mit ihr verwelkte einer der würdigsten Zweige des edlen Welfenstammes. Ihr Tod ist eine Calamität für Weimar und die Musen alle haben wohl

Ursache, an ihrem Grabe zu weinen. Wenn Weimar durch diesen Schlag des Schicksals auch nichts verloren hätte als den Vereinigungspunkt aller edlen Freunde des Schönen, der einheimischen und der fremden, — was soll uns dafür entschädigen?“

Goethe meinte, da sie aus der Gesellschaft der Ihrigen geschieden sei, wie sie gelebt hatte, so sollte ihr Verlust nur als nothwendig, unvermeidlich schmerzen, ohne bange und angstvolle Nebenumstände.

Er empfand ihren Verlust mehr als Andre, denn sie war auch ihm eine Mutter, die Freundin seiner leiblichen Mutter gewesen und er mußte in dankbarer Pietät anerkennen, daß er sie als Urheberin seiner Wirksamkeit zu verehren habe.

In der Rede zu ihrem feierlichen Andenken, welche schon am 19. April von den Kanzeln des Landes verlesen wurde, sagte er, eingedenk der vielfachen Leidenserfahrungen, von denen das reiche Leben dieser Fürstin nicht verschont blieb:

„Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß wie die ihrigen? Und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.“

„Ja!“ — so schließt die Rede — „ja! das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorthin gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren

Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.“

Am innersten Lebenskern wurde Luise von Göchhausen durch den Tod ihrer Gönnerin getroffen.

Wie ein Vogel verjagt, welcher aus dem Bauer entlassen und der rauhen Witterung ausgesetzt wird, ungewohnt, sich selber Futter und Nest zu suchen, so fühlte sie ihr Wesen vernichtet nach dem Tode ihrer Gebieterin, von der sie unzertrennlich gewesen war. Sie hielt sich unverstellt und unverändert, folgte aber schon nach wenigen Monaten der theuren Fürstin nach.

Einige Wochen nach ihrem Tode erhielt Knebel in Jena einen Besuch von seiner Schwester Henriette.

„Weißt Du schon das Neueste?“ begann die geschwägige Hofdame.

„So ho! was giebt's denn?“ fragte der alte Timon, bedächtig eine Priese schlürfend.

„Eine gräßliche, eine grauliche Geschichte, die sich ganz meines Gehirns bemächtigt hat und von der ich mich, wie von einer schweren Krankheit, nicht so bald erholen kann! Aber die Schillern hat sie erzählt und noch viele Andre. Die Göchhausen spukt in Tiefurt. Dort geht sie des Nachts um und deklamirt halb laut vor sich hin. Ja, die Geschichte ist wahrhaft und mir deshalb um so graulicher.“

„So, jo! die Geschichte ist wahrhaft aber ich kann

davon weder Schrecken noch Schauer empfinden,“ entgegnete der Major. „Die Göchhausen mußte umgehen, denn sie war in ihrer Natur aus einer dämonischen Welt und es sollte mir sogar leid thun, wenn die Geschichte nicht wahr wäre. Ich würde keinen Augenblick erschrecken, es vielmehr als etwas Bekanntes annehmen, wenn sie mir wirklich erschiene. Beinahe möchte ich auf eine Zeit lang nach Tiefurt ziehen, um mich mit ihr zu unterhalten.“

Jene Gespenstergeschichte, welcher Henriette von Knebel erwähnte, bildete sich zur Sage.

In später Nacht, wenn die Nymphen der Elm im Park ihr schwermüthiges Lied sangen und der Nachtwind durch die Aeolsharfe klang und durch die Gipfel der alten Bäume rauschte, dann erschien die kleine Gnomide Thusnelda an einem Fenster des verlassenen Schlosses, schauete mit traurigem Blick über die Flur und den Wald, schloß dann das Fenster wieder und wandelte, Verse vor sich hersummend, durch die zerstohlenen und ausgeplünderten Räume, wo einst ihre Herrin mit ihren Paladinen in Glück und Freude getafelt hatte.

So wandelte das Gespenst und beklagte Weimar's Verlust.

Denn Weimar hatte sein großes Licht verloren, seine Sonne, die es zu Wachsthum und Blüte, zu Ruhm und Ehre gefördert, zu einem Sitz der Musen erhoben und durch geistige Förderung unsterblich gemacht hatte. Nun, da das große Gestirn, welches

länger als ein Menschenalter Leben und Herrlichkeit verbreitet hatte, unter den Horizont gesunken war, mußte Weimar die Farbe der Trauer anlegen.

Wieland prophezeite eine traurige Zukunft:

„Auch das kleine Bethlehem Weimar hat in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber seine Sonne ist im Jahre 1807 untergegangen und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen.“

Diese Prophezeiung war zu düster und bewährte sich nicht.

Nach Amaliens Tode hat Karl August noch lange Jahre immer fortschreitend, tüchtig und großartig gewirkt, Maria Paulowna in einem segenvollen Leben die Hoffnungen erfüllt, die sich bei ihrer Vermählung kund gaben, Goethe noch ein Vierteljahrhundert lang, Licht spendend, seinen Weg verfolgt. Unter dem Schutze der Nachkommen jener gesegneten Fürstenfamilie erlebte die Musik eine neue Aera; die Privaträume des Großherzogs und seiner Gemalin gestalteten sich zu einer Schatzkammer erleuchteter Kunstliebe; die Dichterstadt erwarb sich einen verjüngten Ruhm und eine neue Bedeutung für die deutsche Cultur und Gegenwart durch die Begründung einer eigentlichen Kunstschule, an welcher Männer wie Kalkreuth, Böcklin, Wegas, Ramberg und Pauwels mit hoher Begabung, Lust und Liebe wirksam sind. Deutsche und fremde Touristen, namentlich Schriftsteller von Namen und Ruf, rühmen den freundlichen Empfang, der ihnen bei Hofe zutheil

wurde, die Ruhe und das Glück, welche in dem gebildeten, anziehenden Kreise herrscht, den Familien- und Pietätsfönn, welcher unter den fürstlichen Personen waltet und an die großelterliche Zeit und die gefeierten Tage der deutschen Literatur erinnern.

Aber noch heute leuchtet das große Gestirn Anna Amalia's nach, und der Glanz, der von ihrer Tafelrunde, ruhmvoll und Bildung spendend, in die Welt strömte, ist auch von der jetzigen Generation als ein geheiligtes Erbtheil zu ehren.

E n d e .

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Erstes Kapitel. Goethe in Italien. — Schiller und Charlotte von Kalb in Tiefurt.	1
Zweites Kapitel. Goethe's Rückkehr aus Italien. — Christiane Vulpius. — Der neue Pausias und Dagon-Goethe.	19
Drittes Kapitel. Anna Amalia in Italien. — Herder. — Angelika Kaufmann. — Goethe in Venedig. . . .	35
Viertes Kapitel. Ein Lauffest und ein Kriegszug. — Amaliens Fetisch. — Das Trauerzimmer in Tiefurt und ein Grabmal, wo sich die Nachtigallen versammeln. — Goethe's Rückkehr aus der Campagne. — Das Weimarische Theater. — Eine Theaterprobe unter Goethe's Leitung. — Christiane Neumann, die blühende Grazie.	61
Fünftes Kapitel. Schiller als Professor. — Charlotte von Lengefeld. — Das Kirchlein in Klein-Jena. — Goethe und Schiller. — Schiller's und Griesbach's Garten.	82
Sechstes Kapitel. Zum Gedächtniß Euphrosynens. — Knebel, der alte Timon, in Ilmenau. — Schiller in Weimar.	103

	Seite
Siebentes Kapitel. Papa Wieland in Ohmannstädt. — Frau Caroché.	121
Achtes Kapitel. Thusnelde's Freundschaftstage. — Ein Grabmal an der Elm und eines in der Hofkirche. — Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.	144
Neuntes Kapitel. Abschiedsfeier des Erbprinzen. — Die zweite Grabstätte in Ohmannstädt. — Wieland ver- läßt sein Osmanthium. — Die große Stadt Weimar- Jena und Goethe's Malepartus. — Das Haus in der Bachgasse. — Der alte Voß in seiner Häuslich- lichkeit. — Lebenserinnerungen eines alten Arbeiters im Weinberge der Literatur. — Goethe im Cam- pagne-Mantel.	157
Zehntes Kapitel. Frau von Staël, ein Meteor an Wei- mar's Himmel. — Herder's Tod. — Das letzte Blatt der Adrastea.	179
Elfstes Kapitel. Maria Paulowna. — Freude, schöner Götterfunke. — Der Sohn vom alten Voß. — Goethe im Schlafrock. — Schiller erkrankt. . . .	196
Zwölftes Kapitel. Die Bestattung von Deutschland's Lieb- lingsdichter.	220
Dreizehntes Kapitel. Vater Wieland's Himmelreich. — Weimar wird geplündert. — Goethe mit Christiane Vulpinus getrauet.	231
Vierzehntes Kapitel. Anna Amalia's Tod.	252

G.C.

Sp8

1-2

Springer.

Anna Amalia.

14⁸⁹

13225774
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES



0113225774
OUTLER STACKS



